

GRÜNE

Warum Baerbock
zurückzieht

BAHN-CHAOS

Unterwegs im Land
der Verspätungen

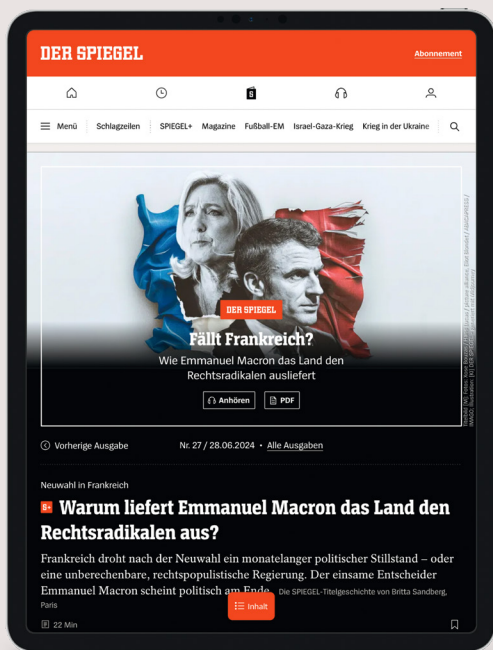
PSYCHOLOGIE

Krank durch
Einsamkeit



Was kostet mein Traum vom Wohnen?

NEUE WEGE ZUR EIGENEN **IMMOBILIE**



Inklusive
**11FREUNDE
Digital**

52 Wochen lesen, 50 % sparen

Mit SPIEGEL+ erhalten Sie Zugriff auf die ganze digitale Welt des SPIEGEL. Inklusive ist das digitale Magazin, der Zugang zum 11FREUNDE Digital-Angebot und mehr.



50 % Rabatt sichern:
abo.spiegel.de/50prozent

Nur € 2,49 pro Woche in den ersten 52 Wochen.
Danach € 4,99 pro Woche, vierwöchentlich abgerechnet und kündbar.

SPIEGEL+

HAUSMITTEILUNG



Carolin Klemm / DER SPIEGEL

Titel

| Seiten 42, 51

Was man als Lebensglück empfindet, hängt wesentlich damit zusammen, wie und wo man wohnt. Die eine wünscht sich eine Kommune in Schweden, der andere ein Steinhaus in Südfrankreich oder ein Eigenheim in der nordrhein-westfälischen Heimat. Das erfuhrt das SPIEGEL-Team **Sheila Ananda Dierks**, **Lukas Hildebrand** (2. v.l.) und **Alexander Kühn** (l.), als es unter 30-Jährige nach ihren Träumen fragte. Die Sehnsüchte der jungen Generation ähneln denen der Eltern oder Großeltern, doch wird sie sich das alles jemals leisten können? Kühn und sein Kollege **Henning Jauernig** (r.) überschlugen, was es kosten könnte, die Wünsche zu erfüllen, beginnend bei der Immobilie, endend beim Pferd oder Segelboot. Die geschätzten Investitionen reichen von 88.000 Euro bis in Millionenhöhe. Da es sich um Einzelbeispiele handelt, sind die Werte eher spielerische Annäherungen. Im Titeltext beschreibt Jauernig, warum Miet- und Baukosten in den vergangenen Jahren explodiert sind. »Anstatt ihren Immobilienraum aufzugeben, passt die junge Generation ihn an«, sagt Jauernig. »Manche ziehen aufs Land, andere begnügen sich mit deutlich weniger Platz.«

Nahost

| Seite 72

Israel hat nach den Angriffen vom 7. Oktober rund 300.000 Reservisten einberufen, die zwischen dem Krieg in Gaza und ihrem Zuhause pendeln. Neun Monate später fühlen sich etliche von ihnen deprimiert und ausgezehrt. In der Kleinstadt Gadera, im Zentrum des Landes, besuchte SPIEGEL-Redakteurin **Katrin Kuntz** (M.) einen von ehemaligen Reservisten organisierten Workshop, bei dem sich einige Soldaten um ihre seelische Gesundheit kümmerten. Höhepunkt war ein Eisbad, durch das sie lernen sollten, ihr Stressempfinden zu regulieren. Kuntz und Dolmetscherin **Shir Algom** trafen auf Männer aus allen Schichten, etwa den Chirurgen **Eran Gilead**. Viele erzählten, dass sie zu Beginn sehr überzeugt gewesen seien von ihrer Mission, sie mittlerweile aber infrage stellten, weil ihnen das Ziel unklar sei. Besonders berührt war Kuntz von dem Moment, als einer der Teilnehmer das Leid der Palästinenser thematisierte. »Danach war Stille im Raum«, sagt Kuntz. »Die Männer schienen damit überfordert, für das Elend der anderen Worte zu finden.«



Oliver Berman / DER SPIEGEL

Gelsenkirchen

| Seite 34

Seit bekannt wurde, dass Taylor Swift für drei Konzerte nach Gelsenkirchen kommen wird, fragte sich SPIEGEL-Redakteurin **Nora Gantenbrink**, wie kompatibel der US-Superstar und die arme Ruhrgebietsstadt wohl seien. Während Gantenbrink für Recherchen mehrmals nach Gelsenkirchen fuhr, wurde die Stadt international verspottet, im Netz machte der Begriff »Shithole« die Runde: Drecksloch. Zu Unrecht, findet

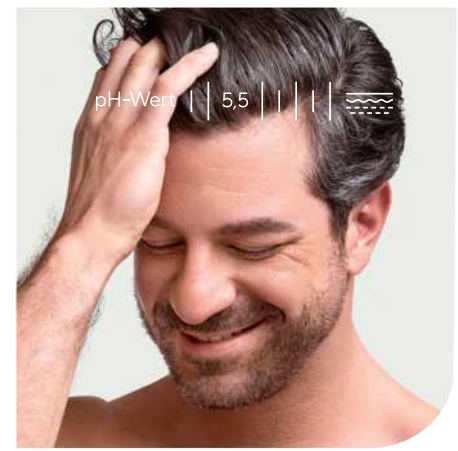


Dominik Asbach / DER SPIEGEL

Gantenbrink. Sie sprach mit einem Kneipier, einem Hotelier und einem Mädchen, dessentwegen Gelsenkirchen vorübergehend in »Swiftkirchen« umbenannt wurde. **Thorsten Kramer**, Leiter Events beim Fußballklub Schalke 04, führte Gantenbrink durch die Veltins-Arena, in der Swift Mitte Juli auftreten wird. »Man kann von Gelsenkirchen mindestens so viel lernen wie von Swift«, sagt sie. »Beide haben einen wirtschaftlichen Aufschwung hingelegt. Gelsenkirchen weiß zudem, was es heißt, wenn es wieder bergab geht.«

»Dein SPIEGEL«

Bereits 13-Jährige dürfen sich bei TikTok anmelden. Aber sollten sie es auch? Darüber wird in vielen Familien diskutiert. Die App ist spannend, allerdings bekommen junge Nutzer dort Hass, Krieg und gefährliche Mutproben zu sehen. »Dein SPIEGEL«, das Nachrichten-Magazin für Kinder, erklärt im neuen Heft, wie der TikTok-Algorithmus funktioniert und wer die App besser nicht nutzen sollte. Außerdem: Deutschlands Basketball-Star Satou Sabally im Interview, rechtzeitig vor den Olympischen Spielen. »Dein SPIEGEL« erscheint am Dienstag.



klinisch
pH-Wert
5,5
geprüft®
sebamed
WISSENSCHAFT FÜR GESUNDE HAUT
SEIT 1967



Stark gegen
Schuppen und
sanft zur Kopfhaut.

MIT DEM PH-WERT 5,5

NACH 4 WOCHEN ^{BIS ZU} 95%¹ WENIGER SCHUPPEN²

¹ANTISCHUPPEN SHAMPOO Studie „Antischuppen-Wirkung“, Institut Dr. Schrader, Holzminden 2006, bei regelmäßiger Anwendung. ANTISCHUPPEN SHAMPOO PLUS Studie „Antischuppen-Wirkung“, Institut Dr. Schrader, Holzminden 2015, bei regelmäßiger Anwendung.

0% Mikroplastik · 0% Silikone · vegan

MADE IN GERMANY

sebamed Produkte sind in über 400 Studien dermatologisch-klinisch getestet.



Illustration: Moritz Wienert / DER SPIEGEL

Ich bau mir mein Schloss

WOHNEN Absurde Preise, hohe Zinsen, wenig Angebot: Vor allem die junge Generation ist dem angespannten Immobilienmarkt ausgeliefert. Um sich den Wunsch nach den eigenen vier Wänden zu erfüllen, zeigen sich viele kreativ. Wer es jetzt noch schaffen kann. | **42, 51**



Niels Starnick / BILD

Ursula von der Leyen

Scheitert ihre Wiederwahl zur EU-Kommissionspräsidentin an fehlenden Mehrheiten? | **16**



Felix Schmitt / ZDF

Christoph Kramer

Kann ein Fußballprofi den Fußball verständlich erklären? Im Fernsehen? Er kann's. | **80**



Elliott Verdier / DER SPIEGEL

Rachel Cusk

Sie schrieb über Mutterschaft und wurde gehasst. Wie wird es beim neuen Buch? | **112**

TITEL

42 | Immobilien Wer ins Eigenheim will, braucht ein Mittel gegen hohe Preise und Baukosten. Und: Junge Menschen erzählen von ihren Wohnträumen

51 | Zukunftsplanung Der Weg zur eigenen Immobilie

DEUTSCHLAND

6 | Leitartikel Eine diplomatische Lösung in der Ukraine wird es nur mit weiteren Waffenlieferungen geben

8 | Europawahl durch Social-Media-Trolle beeinflusst / Polizei des Bundestags registriert 45 Cannabis-Fälle / Überschallflug von CDU-Chef Merz kostete mehr als 100.000 Euro / Die da unten

12 | Koalition Mitte oder links? Die Grünen streiten über ihren Kurs

16 | Europa Die Wahl Ursula von der Leyens zur EU-Kommissionspräsidentin ist alles andere als sicher

18 | Karrieren Der Ostbeauftragte Carsten Schneider erlebt auf seiner Sommerreise viel Frust

20 | Verteidigung Welche Rolle die Autobahn A2 im Ernstfall spielen soll

21 | Forschung Bettina Stark-Watzingers neuer Staatssekretär erweist sich als Scharfmacher

22 | Parteien Die Ampel in Rheinland-Pfalz funktioniert geräuschlos

24 | Gedenken Zwei Nachfahren blicken im SPIEGEL-Gespräch auf die Hitler-Attentäter vom 20. Juli 1944

28 | Verkehr Wie haben ausländische EM-Fans Bahnreisen in Deutschland erlebt?

30 | Extremismus Der Gaza-Krieg spaltet die linke Szene

31 | Bestattungen Ein Start-up kompostiert Leichen und verspricht offenbar zu viel

REPORTER

32 | Familienalbum / Wie züchtet man richtig starkes Gras?

33 | Eine Meldung und ihre Geschichte Bekommt Paris rechtzeitig vor den Olympischen Spielen die Seine sauber?

34 | Aufstieg Die Sängerin Taylor Swift spielt drei Konzerte in Gelsenkirchen. Was haben der Superstar und die arme Ruhrpottstadt gemein?

39 | Aftershow Beim CrossFit-Training mit Hendrik Streeck

WIRTSCHAFT

40 | Milliardendeal für Panzerhersteller KNDS / Lindner spart an Investitionen

52 | Konzerte Wer hinter der Preisexplosion für Tickets steckt

55 | Demokratie SPIEGEL-Gespräch mit US-Ökonom Daron Acemoglu über die politisch vernachlässigte Arbeiterschaft

58 | Gütertransport Marode Gleise, bröckelnde Brücken – unterwegs im Land der kaputten Infrastruktur

AUSLAND

62 | Keir Starmer's Arbeiterkabinett / Kann Kamala Harris Joe Biden ablösen?

64 | Frankreich SPIEGEL-Gespräch mit dem Meinungsforscher Jérôme Fourquet über die Wahl in Frankreich

68 | Venezuela Besuch bei dem Rentner, der bei der Präsidentschaftswahl Langzeitdiktator Maduro besiegen könnte

72 | Israel In einem Seminar setzen sich Reservisten mit ihren seelischen Verletzungen auseinander

SPORT

75 | Höchstleistungen im Radsport / Hall of Fame: Andy Macdonald, Skateboarder

76 | Fußball-EM Deutschlands Traum vom Sommerfest

80 | Karrieren TV-Experte Christoph Kramer über Vorbilder

82 | Essay Wie Fußballstars mit Druck umgehen

84 | Traditionen Britisches Understatement gegen saudi-arabisches Geld: ein Besuch beim Tennisturnier in Wimbledon

WISSEN

90 | Unerwünschte Nebenwirkungen des 49-Euro-Tickets / Analyse: Ist Europas neue Rakete bereits ein Auslaufmodell?

92 | Gefühle Einsamkeit macht krank und kann die Demokratie gefährden. Was hilft dagegen?

97 | Kampfmittel Munition aus dem Zweiten Weltkrieg vergiftet die Ostsee. Nun beginnt die gefährliche Bergung

98 | Vogelgrippe So passt sich das Virus an Säugetiere und Menschen an

99 | Hygiene Wie bedrohlich sind Giftstoffe in Tampons?

KULTUR

100 | Debütalbum »Vertigo« von Griff / Film »Love Lies Bleeding«

102 | Psychologie Warum Männertränen beim Fußball okay sind

106 | Kunst Die Malerin Maris Rauch ist mit Bildern von Sexobst erfolgreich

108 | Kino Der Berliner Regisseur Thomas Arslan prägt den postmigrantischen Film

112 | Literatur SPIEGEL-Gespräch mit der Schriftstellerin Rachel Cusk über ihr autobiografisches Schreiben

115 | Fernsehkritik ARD-Doku über Angela Merkel

SPIEGEL-TV-Programm | **19** Bestseller | **105** Impressum, Leserservice | **116** Nachrufe | **117** Personalien | **118** Briefe | **120** Letzte Seite | **122**



Michael Kappeler / dpa

Grüne auf Sinnsuche

Annalena Baerbock verzichtet auf eine Kanzlerkandidatur, der Weg wäre frei für Robert Habeck. Der Vizekanzler muss nach Wahlverlusten eine verunsicherte Partei zusammenhalten. | **12**



Marlia Mandic / Stocksy United

Seele brennt

Einsamkeit kann alle treffen, Alt, Jung, Mann, Frau. Sie macht Körper und Geist krank, nach Corona fühlen sich mehr Menschen einsam als zuvor. Was hilft gegen die stille Epidemie? | **92**



Yui Mok / dpa

Dreistes Geschäft mit den Superstar-Tickets

Konzertpreise für Künstlerinnen wie Taylor Swift oder Adele erreichen schwindelnde Höhen, die Fans kommen trotzdem. Wer an den explodierenden Summen verdient. | **52**

Was Frieden schafft

LEITARTIKEL Die Zerstörung einer Kinderklinik in Kiew zeigt, was Putin von diplomatischen Missionen hält. Mit Worten allein ist Russlands Präsident nicht beizukommen, es braucht mehr Waffen.



Junge Patienten nach dem Angriff aufs Krankenhaus

Es gibt kaum etwas Verletzlicheres als ein krankes Kind. Kaum etwas Schützenswerteres. Darauf können sich die vernünftigen Menschen dieser Welt einigen. Aber nicht mit Wladimir Putin. Bei einer Welle von russischen Angriffen wurde vergangenen Montag das Kiewer Kinderkrankenhaus Ochmatydt zum großen Teil zerstört. Eine der größten Kinderkliniken Europas, unter anderem spezialisiert auf die Krebsbehandlung.

Im russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine, der seit seinem Beginn am 24. Februar 2022 mit vielen Gewalttaten gebrochen hat, war das ein weiterer Tabubruch. Er erinnert daran, dass dieser Krieg nicht allein an der Front weit weg im Osten stattfindet, sondern das Leben der Menschen im ganzen Land terrorisiert.

Kinder sollten ohnehin keinen Krebs bekommen. Aber wenn, dann sollte sich alles um ihre Heilung drehen. Kranke Kinder sollten in blütenweißer Bettwäsche liegen, umsorgt und sicher in einem Krankenhaus, ob in der Ukraine, Gaza oder woanders. In Kiew standen sie auf der Straße, mit Masken und Zugängen in den Armen, teils am Tropf, während Ärzte und Pfleger halfen, Trümmer abzutragen, und nach Verletzten suchten.

Der russische Präsident Putin hat diesen Krieg losgetreten. Er trägt die Verantwortung. Die Eskalation, vor der vor allem Bundeskanzler Olaf Scholz so häufig warnt, ist längst da.

Nicht nur die Brutalität, auch das politische Umfeld, in dem dieser Angriff stattfand, ist erschütternd. Man sollte sich daran erinnern, das nächste Mal, wenn man sich bei dem Gedanken ertappt, dass endlich Schluss sein müsse mit den ständigen Waffenforderungen der Ukrainer. Wenn jemand sagt, dass doch die Ukraine das Problem sei, weil sie sich nicht wirklich bereit für

»Friedensverhandlungen« zeige. Nicht nur im extrem rechten oder linken Lager, auch innerhalb der SPD-Bundestagsfraktion finden viele, die Aufrüstung der Ukraine verhindere eine Konfliktlösung.

Der Wunsch, jemand möge Verhandlungen anstoßen und den Frieden bringen, ist verständlich. Wenige Tage vor der Angriffswelle von Montag war Viktor Orbán, Ministerpräsident von Ungarn, das derzeit den Vorsitz im Rat der Europäischen Union innehat, auf seiner »Friedensmission 3.0«. Erst in Kiew, anschließend in Moskau, später in Peking. Ohne Absprache mit seinen europäischen Amtskolleginnen und -kollegen oder gar einem offiziellen Mandat, dafür mit großem Ego und vielen beeindruckenden Bildern.

Zwischen Orbáns Besuch in Moskau und dem Angriff auf das Kinderkrankenhaus lag nur ein Wochenende. Das sagt viel darüber aus, wie der Kreml auf Initiativen wie jene des Ungarn schaut – mit Gleichgültigkeit und einer Freude an der Brüskierung. Dass Orbán, bekannt als Blockierer von Ukraine-Hilfsgeldern, die EU wieder einmal spaltet, dürfte im Kreml genüsslich aufgenommen worden sein. Gleichzeitig hat der russische Angriff eine Botschaft Richtung Nato gesendet, die diese Woche ihr 75-jähriges Bestehen feierte und deren Zentrum derzeit von einem 81-jährigen schwächelnden US-Präsidenten geführt wird.

Dass hierzulande die Ränder von AfD und Sahra Wagenknecht Lob für Orbáns Reise finden – erwartbar. Dass aber auch ein vernünftiger Linker wie Bodo Ramelow, der vor allem die Solidarität mit den Angegriffenen betonen sollte, die Orbán-Reise guthieß und dies selbst nach der Bombardierung des Kinderkrankenhauses so stehen ließ, ist mehr als irritierend. Und die CSU sollte sich fragen, wo genau diese angeblich »sicheren Gebiete« in der Ukraine sein sollen, in die man ukrainische Geflüchtete zurückschicken solle.

Ein Orbán macht keinen Frieden. Diesen, da hat er recht, schafft man nicht vom »bequemen Sessel in Brüssel« aus, aber auch nicht in einer One-Man-Mission, inszeniert in den sozialen Medien. Man schafft ihn an der Front, man schafft ihn mit Waffen, das ist die bittere Erkenntnis. Diplomatie ohne militärischen Druck verpufft wirkungslos.

Es ist richtig, dass die Nato-Staaten angekündigt haben, weitere Luftverteidigungssysteme und F-16-Kampfflzeuge an die Ukraine zu liefern. Zudem sollte dem angegriffenen Land erlaubt werden, sich mit westlichen Waffensystemen größerer Reichweite über die Landesgrenze hinaus zu schützen. Es erschließt sich nicht, warum sich die Ukraine nur auf ihrem eigenen Territorium verteidigen dürfen soll, wenn sie von russischem Territorium aus angegriffen wird. So könnte sie Kampfflzeuge, die Raketen tragen, bekämpfen, bevor sie Bomben auf Kinderkrankenhäuser werfen.

Özlem Topçu

Der Krieg terrorisiert die Menschen im ganzen Land.

Schenken Sie Lesefreude

Jetzt Ihren Wunschtitel verschenken und Gutscheine sichern.

Belieferung
endet
automatisch



DER SPIEGEL für ½ Jahr

Deutschlands bedeutendstes Nachrichten-Magazin steht für einen unabhängigen und investigativen Journalismus.

26 Ausgaben für nur €6,30 pro Ausgabe.

»Dein SPIEGEL« für 1 Jahr

Das Nachrichten-Magazin für Kinder und Jugendliche ab 8 Jahren, die unsere Welt verstehen wollen. So macht Wissen Spaß!

12 Ausgaben für nur €4,90 pro Ausgabe.



SPIEGEL GESCHICHTE für 1 Jahr

Hier wird die Vergangenheit emotional und packend erzählt. Jede Ausgabe widmet sich einem historischen Thema.

6 Ausgaben für nur €9,- pro Ausgabe.



Ihr Geschenk:

ein Amazon-Gutschein
in Höhe von €20,-.



Einfach jetzt anfordern:
abo.spiegel.de/geschenk

oder telefonisch unter 040 3007-2700

DER SPIEGEL



Silas Stein / dpa / picture alliance

Rückkehr in den Frieden: Ein Teilnehmer eines Hilfsprogramms für traumatisierte Bundeswehrangehörige kümmert sich am Dienstag auf einer Koppel in Aichalden, Baden-Württemberg, liebevoll um ein Therapiepony. Der Umgang mit den Tieren soll Soldatinnen und Soldaten, die im Einsatz mit psychischen Extremsituationen konfrontiert wurden, helfen, wieder zur Ruhe zu kommen. Zwischen 2020 und Ende 2023 mussten rund 3600 Bundeswehrangehörige wegen posttraumatischer Belastungsstörungen behandelt werden.

Trolle gegen Europa

SOCIAL MEDIA Vor der EU-Wahl fluteten Aktivisten das Netz mit rechter Werbung und russischer Propaganda.

Unbekannte Hinterleute haben offenbar versucht, mithilfe verdeckter Social-Media-Kampagnen Einfluss auf die Europawahl zu nehmen. Das zeigt eine Analyse des privaten Forschungsinstituts Trollrensics, das im Auftrag der niederländischen Sozialdemokraten die Aktivitäten sogenannter Trollarmeen in Europa ausgewertet hat. In Deutschland profitierte der Untersuchung zufolge vor allem die AfD von der verdeckten Unterstützung. Demnach wurde eine riesige Menge von Posts, die vor der EU-Wahl auf der Plattform X für die AfD warben, von einer kleinen Personengruppe verbreitet, die dafür Tausende Accounts nutzte. Den Analysten zufolge handelt es sich bei dem Netzwerk offenbar um eine aus Russland gesteuerte Gruppierung. Neben der Unterstützung für die AfD hätten die Accounts vielfach russische

Propaganda und Falschinformationen verbreitet. Laut Trollrensics umfasst das Netzwerk allein auf der Plattform X mindestens 5000 Accounts, die konzentriert agieren und von denen viele in der Zeit von 2011 bis 2021 eingerichtet wurden. Auffällig sei, dass das Netzwerk zu bestimmten Zeiten besonders aktiv werde – etwa vor Wahlen. In Frankreich hat Trollrensics eine weitere Trollarmee entdeckt, die extrem rechte Politik unterstützt – insbesondere den Parteivorsitzenden von Reconquête, Éric Zemmour. In Italien machten die Analysten ein ähnliches Netzwerk ausfindig, dessen Einfluss jedoch geringer als in Frankreich und Deutschland eingeschätzt wird. »Die gesammelten Daten aus der Untersuchung werden wir nun den Sicherheitsdiensten übergeben«, sagt der sozialdemokratische EU-Abgeordnete Thijs Reuten. TIL

Zoff unter Ermittlern

VERBRECHEN Nach der Festnahme der Ex-RAF-Terroristin Daniela Klette ist es zwischen den Behörden wiederholt zum Streit um sichergestellte Beweismittel gekommen. Neben Waffen, Gold und Bargeld hatte das niedersächsische Landeskriminalamt (LKA) in Klettes Wohnung Speichermedien und Unterlagen gesichert, die das Bundeskriminalamt (BKA) ebenfalls auswerten möchte. Während das LKA wegen mehrerer Raubüberfälle ermittelt und nach Klettes untergetauchten Komplizen Burkhard Garweg und Ernst-Volker Staub fahndet, untersuchen BKA und Bundesanwaltschaft ungeklärte

Morde und Terroranschläge der RAF aus den Achtziger- und Neunzigerjahren. Von den knapp 1000 relevanten Asservaten seien zunächst weniger als 150 dem BKA zugänglich gemacht worden, heißt es. Der Unmut über die holprige Zusammenarbeit sei auf allen Seiten groß. Im Frühjahr trafen sich die beteiligten Behörden aus Bund und Land in Hannover. Der Konflikt wäre nach Ansicht von Beobachtern vermeidbar gewesen. Die Bundesanwaltschaft hätte 2015 das Verfahren an sich ziehen können, als nach einem Überfall in Stuhl bei Bremen DNA-Spuren der Ex-Terroristen Klette und Staub gefunden wurden. Karlsruhe habe das abgelehnt. GUD, JDL

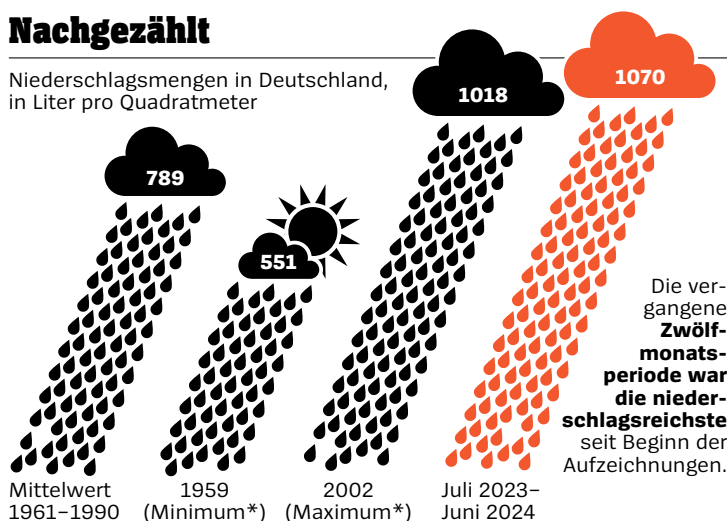
Rechter Männerbund

PARTEIEN Trotz steigender Mitgliederzahlen bleibt die ultrarechte »Alternative für Deutschland« (AfD) überwiegend eine Partei der Männer. Anfang Juli lag der Frauenanteil der 46.995 Mitglieder nach Parteiangaben bei rund 21 Prozent. Im Vergleich mit den anderen im Bundestag vertretenen Parteien landet die AfD damit auf einem der letzten Plätze: Wie eine SPIEGEL-Umfrage ergab, haben die Grünen aktuell eine Frauenquote von 42,5 Prozent, gefolgt von den Linken (38,1 Prozent) und der SPD (33,6 Prozent). Die CDU meldete 26,5 Prozent, ihre Schwesterpartei CSU, die zuletzt 21,9 Pro-

zent angegeben hatte, lieferte keine aktuellen Zahlen – genau wie das neu gegründete BSW. Die FDP bezifferte ihren Frauenanteil auf 20 Prozent – und hat damit noch weniger Frauen als die AfD. Dort spiegelte sich die Dominanz der Männer auch bei der Wahl des neuen Bundesvorstands wider. Die Ende Juni auf dem AfD-Bundesparteitag in Essen im Amt bestätigte Co-Vorsitzende Alice Weidel ist nun die einzige Frau in dem 14-köpfigen Führungsgremium. Zuvor waren neben Weidel noch zwei weitere Frauen im AfD-Bundesvorstand vertreten. Die Partei gewann nach eigenen Angaben in den vergangenen anderthalb Jahren fast 18.000 Mitglieder neu dazu. CMM, SEV

Nachgezählt

Niederschlagsmengen in Deutschland, in Liter pro Quadratmeter



5 • Quelle: DWD; * jeweils für die Zeiträume Januar bis Dezember

DIE DA UNTEN

Mächtige Blondinen



Von Anna Clauß

Ein Parteivorsitzender, der ganz locker auf die Kanzlerkandidatur verzichtet, um einer Frau den Vortritt zu lassen? Gibt es! Am vergangenen Wochenende überraschte AfD-Chef Tino Chrupalla im ARD-Sommerinterview mit der Ankündigung: »Alice Weidel wäre eine sehr gute Kanzlerkandidatin.«

Daran darf man zweifeln. Was aber stimmt: Sie sticht als Frau im ansonsten männlichen Bewerberfeld heraus. Da Annalena Baerbock auf eine erneute Kanzlerkandidatur verzichtet, läuft bei den Grünen alles auf Robert Habeck zu. In der Union lauern ein Markus und ein Hendrik auf die Fehler eines Friedrichs. SPD-Kanzler Scholz muss seinen Amtsbonus gegen den wesentlich populäreren SPD-Verteidigungsminister Pistorius verteidigen. Rund um die Fünfprozenthürde bekommen der Ein-Mann-Stammtisch Hubert Aiwanger (Freie Wähler) und der Ein-Mann-im-Unterhemd Christian Lindner (FDP) zwar Konkurrenz vom Eine-Frau-Bündnis. Sahra Wagenknechts Chance auf den Einzug ins Kanzleramt aber dürfte bei null liegen.

Blickt man auf die Postfaschistin Giorgia Meloni in Italien oder die rechtsextreme Marine Le Pen in Frankreich, muss man konstatieren, dass Frauen an der Spitze populistischer Bewegungen beklemmend erfolgreich sein können. Das »Blondinen der Macht«-Momentum scheint nun auch die AfD mit Alice Weidel als Kanzlerkandidatin nutzen zu wollen.

Extremistische Parteien wirken mit Frauen an der Spitze nicht nur wählbarer in Mitte-Milieus. Mit Versprechen wie dem Schutz vor

sexuellen Übergriffen oder einer angeblich von Muslimen importierten Machismo-Kultur haben sie auch politische Inhalte, die für Wählerinnen relevant sein können. Außerdem huldigen sie einem Mutterideal, das manchen Frauen schmeichelt. Höckes Nazi-AfD in Thüringen fordert unter anderem eine Aufwertung von Sorgearbeit und kostenlose Haushaltshilfen für Familien.

Sollten Feministinnen und Feministen, die sich mehr Unterstützung für Familien wünschen, bei der nächsten Bundestagswahl ihre Stimme also der AfD geben? Wer

Meloni, Le Pen, Weidel? Frauen an der Spitze populistischer Bewegungen können beklemmend erfolgreich sein.

glaubt, dass Frauen an den Schalthebeln der Macht klügere Entscheidungen treffen als Männer, wird AfD wählen müssen.

Die Frage ist nur: Machen Politikerinnen wirklich bessere Politik als Politiker? Wäre die Ampelregierung erfolgreicher, würden statt Habeck, Lindner und Scholz drei Frauen die Haushaltslöcher stopfen? Momentan spricht wenig dafür. Die Kabinettsmitglieder, die in der vergangenen Legislatur ihre Posten räumen mussten oder kurz davor sind, waren Anne Spiegel (Grüne), Christine Lambrecht (SPD) und Bettina Stark-Watzinger (FDP) – allesamt Frauen. Ob mit dem Trio Le Pen, Meloni, Weidel an der Macht Krieg und Krisen leichter zu bekämpfen wären? Wohl kaum.

Vielleicht ist das demokratisch legitimierte Patriarchat am Ende das kleinere Übel.

An dieser Stelle schreiben im Wechsel Susanne Beyer, Anna Clauß, Markus Feldenkirchen und Alexander Neubacher.

Teurer als der Schall

CDU Der öffentlichkeitswirksame Flug von CDU-Chef Friedrich Merz in einem Eurofighter der Bundeswehr kostete 111.242,38 Euro. Dies geht aus einer Antwort des Verteidigungsministeriums an die Linkenabgeordnete Cornelia Möhring hervor. Hobbypilot Merz hatte Ende Juni mit einem Offi-

zier an einem Trainingsflug teilgenommen und durfte den Kampfjet zeitweise steuern. Die hohen Kosten, rechtfertigt das Ministerium, wären sowieso entstanden, da es sich um eine Übung »im Routineflugbetrieb« gehandelt habe, die auch ohne Merz stattgefunden hätte. Möhring hält dagegen, dass Merz die »budgetierten Flugstunden eines Co-Piloten« der Luftwaffe

verbraucht habe, der für den Politiker am Boden bleiben musste. Sie werde den Bundesrechnungshof einschalten. Einen »Freizeitpiloten mit Lizenz für die zivile Luftfahrt einen Eurofighter mit Überschallgeschwindigkeit fliegen zu lassen«, sei kein »normaler Trainingsflug«, sondern ein »Rechtsbruch und Sicherheitsrisiko«, so Möhring. TIL



Merz im Cockpit eines Eurofighters der Bundeswehr

Michael Kappeler / dpa / picture alliance

AfD im Visier

BSW Parteigründerin Sahra Wagenknecht will vor den Landtagswahlen in Sachsen und Thüringen gezielt in AfD-Hochburgen um Stimmen werben. »Es geht darum, dieser Partei nicht das Feld zu überlassen«, so Sabine Zimmermann, Co-Vorsitzende der Wagenknecht-Partei BSW in Sachsen. Geplant sei etwa ein Auftritt Wagenknechts in Hoyerswerda am 28. August. Bei der Europawahl hatte die AfD dort 34,55 Prozent erreicht. Der Auftakt der sächsischen BSW-Wahlkampftour soll am 20. August in Zwickau stattfinden, weitere Termine sind in Stollberg, Chemnitz und Dresden vorgesehen. BSW-Politikerin Zimmermann sagte, die Unzufriedenheit mit den Regierenden sei groß, es gehe um einen Politikwechsel. In Thüringen, wo eine Regierungsbeteiligung des BSW ebenfalls für möglich gehalten wird, plant Wagenknecht weitere Auftritte. Dort setzt sie nach eigenem Bekunden darauf, dass BSW-Spitzenkandidatin Katja Wolf Ministerpräsidentin wird. BUC

Vorteil Kubicki

NEBENJOBS Bundestagsvizepräsident Wolfgang Kubicki (FDP) hat Details zu seiner umstrittenen Kreuzfahrt veröffentlicht. Auf der Parlamentswebseite heißt es, Kubicki habe für eine »Vortragstätigkeit« einen »geldwerten Vorteil« in Höhe von 3411,30 Euro erhalten. Kubicki war im November eine Woche lang mit der »Europa 2« durch die Karibik gekreuzt und hatte den Luxustrip für sich und seine Frau von der Produktionsfirma der Moderatorin Sabine Christiansen bezahlen lassen. Als Gegenleistung nahm er an Bord der »Europa 2« an einer Diskussionsrunde teil, nach eigenen Angaben als Autor seines 2019 erschienenen Buchs »Sagen, was Sache ist«. Vor Ort wurde der Politiker als Bundestagsvize angekündigt. Er wetterte unter anderem gegen das Heizungsgesetz des grünen Vizekanzlers Robert Habeck. Laut Abgeordnetengesetz ist die Annahme von geldwerten Zuwendungen unzulässig, wenn

diese für eine Vortragstätigkeit gewährt werden, die im Zusammenhang mit der Mandatsausübung steht. Für Aurel Eschmann von Lobbycontrol hatte der Auftritt Kubickis einen »klaren Mandatsbezug«, somit schädige er »das Vertrauen in die Politik«. Auch die Höhe des »geldwerten Vorteils« für Kubicki wirft Fragen auf: Kenner der Reisebranche schätzten die Kosten der Karibikreise – inklusive Businessclass-Flügen für zwei Personen – auf einen fünfstelligen Betrag. Wie Kubicki auf die 3411,30 Euro kommt, ließ er auf Anfrage offen. Sein Büro teilte mit, die Bundestagsverwaltung habe nach einer Prüfung »keine Beanstandungen« gehabt. SVE



Kubicki

Christoph Soeder / picture alliance / dpa

45 Cannabis-Fälle

PARLAMENT Im Deutschen Bundestag wurden im vergangenen Jahr 326 mutmaßliche Straftaten erfasst. Das geht aus der Kriminalstatistik der Bundespolsizei hervor, die Parlamentspräsidentin Bärbel Bas (SPD) untersteht und für alle zum Bundestag gehörenden Räume und Flächen zuständig ist. Am häufigsten registrierten Bas' Beamte Verstöße gegen das Waffengesetz (171 Fälle), gefolgt von Cannabis-Delikten (45 Fälle). Außerdem erfassten sie 34 Sachbeschädigungen, 21 Diebstähle und 11 Beleidigungen sowie 9 Bedrohungen und eine Körperverletzung in oder auf den Liegenschaften des Parlaments. Zu den Tätern hält sich die Bundestagsverwaltung bedeckt. Die Statistik ermögliche »keine Aussage darüber, ob es sich bei den Tatverdächtigen um Besucher, Mitarbeiter oder Abgeordnete handelt«, so ein Sprecher. Insgesamt ist die Zahl der Straftaten auf Bundestagsgrund seit 2019 rückläufig. BUC

Auffällige Reisen

AGENTEN Die Gefahr für Rheinmetall-Chef Armin Papperger durch mögliche Attentatspläne war offenbar konkreter als bekannt. Laut Sicherheitskreisen beobachteten westliche Nachrichtendienste in den vergangenen Monaten auffällige Reisen mutmaßlicher Agenten. Die Männer sollen aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion stammen, mindestens einer aus Russland. Teils seien sie bereits im Schengenraum gewesen, teils hätten Einreisen bevorgestanden. Verdächtige seien sowohl in der Nähe der Rheinmetall-Zentrale als auch an Reisezielen von Papperger im Ausland festgestellt worden. Leitende Beamte mutmaßen, dass es sich um »Proxies« russischer Geheimdienste gehandelt haben könnte – also von Moskau angeheuerte Handlanger. Für Festnahmen hätten die Hinweise aber nicht gereicht. Der Sender CNN hatte am Donnerstag mögliche Anschläge gegen Papperger publik gemacht. ROL

»Ich möchte vorbereitet sein«

Indra Baier-Müller, 53, ist Landrätin im Oberallgäu. Anfang Juli erlangte die Politikerin der Freien Wähler bundesweit Aufmerksamkeit, als sie die Gründung einer »Bärenpolizei« anregte.

SPIEGEL: Frau Baier-Müller, der letzte Braunbär in Ihrem Freistaat wurde vor über einem Jahr gesichtet. Nun fordern Sie eine bewaffnete Braunbärenbereitschaft für Bayern. Warum?

Baier-Müller: Mir geht es nicht darum, dass hier Leute mit Gewehren herumlaufen und wahllos auf Bären schießen. Aber ich wünsche mir, Strategien zu entwickeln, wie wir in Bayern mit Bären umgehen. Die Idee ist, ein Managementsystem aufzubauen, das festlegt, welche Maßnahmen greifen, wenn in unserer Region ein Bär gesichtet wird: Das beinhaltet etwa die Schulung der Bevölkerung, die Vernetzung von Experten und die Bündelung von Wissen.

SPIEGEL: In dieser Woche wurde eine Touristin in Rumänien von einem Bären getötet. Fühlen Sie sich durch den Vorfall in Ihrem Vorstoß bestätigt?

Baier-Müller: Es ist ein schlimmes Ereignis, das zeigt, dass Bären in seltenen Fällen auch Menschen angreifen. Und darauf sollten wir uns auch in unseren Regionen vorbereiten. Nur ein sehr geringer Prozentsatz der Tiere wird gefährlich für Menschen, um die geht es uns. In Deutschland ist das bekannteste Beispiel der Problem- bär »Bruno«, der in Siedlungen vorgedrungen ist und Nutztiere gerissen hat. Das ist auch für unsere Landwirte eine Gefahr. Daher brauchen wir Fachleute, die einschätzen können, was zu tun ist, wenn ein Bär gesichtet wurde. Und wir brauchen Rechtssicherheit.

SPIEGEL: In Bayern gibt es ja schon ein sogenanntes Bären-Monitoring...

Baier-Müller: Ja, aber das ist ein reines Meldesystem, das Auskunft über Bärensichtungen gibt. Doch wie geht man damit um, wenn ein Bär in unseren Gefilden umherstreift? Wann müssen wir handeln, das Tier etwa einfangen? Was, wenn es

zu Begegnungen mit Menschen kommt? Das besorgt uns. Denn wir wollen nicht, dass es erst so weit kommt wie in dem Fall in Rumänien.

SPIEGEL: Eine größere Bärenpopulation lebt im Trentino in Norditalien. Befürchten Sie, dass die Tiere nach Deutschland kommen könnten?

Baier-Müller: Je größer die Population dort ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich weiter ausbreitet. Derzeit leben im Trentino mehr als hundert Tiere. Die Bären, die in Süddeutschland gesichtet werden, stammen von dort. Es sind männliche Bären auf der Suche nach neuen Territorien. Aber solange keine weiblichen Bären mitkommen, können sie sich auch nicht vermehren. Daher halte ich es aktuell für unwahrscheinlich, dass sich Bären in Bayern ansiedeln.

SPIEGEL: Zuerst einmal müssten die Tiere ja Österreich durchqueren.

Baier-Müller: Bären bewegen sich oft sehr schnell vorwärts, sie können mehr als 20 Kilometer in zwölf Stunden zurücklegen. Zum anderen besteht diesbezüglich aktuell keine feste Zusammenarbeit in den Alpenregionen. Diese sollte ausgebaut werden.

SPIEGEL: Das Münchner Umweltministerium hat zurückhaltend auf Ihren Vorschlag reagiert, auch weil in diesem Jahr noch gar kein Bär in Bayern gesichtet wurde. Ist Ihre Idee übertrieben?

Baier-Müller: Nein. Ich glaube, das Thema wird zu emotional diskutiert. Ich bleibe bei meiner Bitte ans Ministerium, gemeinsam präventiv Konzepte zu entwickeln. Denn ich möchte nicht am Ende die Verantwortung dafür tragen, wenn im Oberallgäu ein Bär einen Menschen verletzt. Ich möchte vorbereitet sein – für alle Eventualitäten. KRY



Baier-Müller

Susanne Moele / FW Bayern



Verena Müller / DER SPIEGEL

»Du musst dorthin, wo die Macht sitzt«

DIE AUGENZEUGIN Eleanor Weber, 16, ist eine der jüngsten Gemeinderätinnen Deutschlands.

»Es war unfassbar: Das Durchschnittsalter im Reutlinger Gemeinderat lag bei 61 Jahren. Diese Politiker wollen Politik für alle machen, in Wahrheit haben sie uns Junge nicht im Blick. Das will ich ändern. In Baden-Württemberg können sich Menschen ab 16 Jahren in den Gemeinderat wählen lassen, da gab es vergangenes Jahr eine Gesetzesänderung. Als dann Wahl war, musste ich auf Listenplatz elf bei den Grünen und Unabhängigen zittern, ob es reicht. Dass es geklappt hat, hat mich total gefreut.

»Mach's nicht! Das ist zu viel Arbeit«, hatten Freunde mir geraten. Aber die konnten mich nicht davon abbringen. Als Aktivistin bei Fridays for Future habe ich verstanden: Wenn du etwas verändern willst, musst du dorthin, wo die Macht sitzt. Das ist auf lokaler Ebene der Gemeinderat. Ich glaube, etlichen Gleichaltrigen ist gar nicht bewusst, was so ein Gremium alles bewirken kann. Ich bin bei der Grünen Jugend eingetreten, wir haben im Kreis Reutlingen einen Ableger wiederbelebt.

Vor der Wahl habe ich an Hunderten Haustüren geklingelt, Flyer verteilt, Videos gedreht für Instagram und zum ersten Mal für TikTok. Da soll

es mehr geben als nur die AfD. Auch an den Schulen brauchen wir mehr Aufklärung zum Thema Kommunalwahl. Ich selbst habe viel zu wenig darüber gelernt, wir haben das nie detailliert behandelt.

In Reutlingen gibt es viel zu wenig Nachtleben. Das soll anders werden. Ich würde gern die Sperrstunde in zentralen Parkanlagen abschaffen. An unseren Schulen haben wir einen Sanierungsstau von mehr als 120 Millionen Euro, da müsste wieder mehr investiert werden. Mir persönlich ist Klimagerechtigkeit am wichtigsten. Ich möchte, dass Reutlingen bis 2030 klimaneutral wird. Davon sind wir noch weit weg, aber es ist möglich. Wir haben das technische Wissen, jetzt fehlen nur noch die Mehrheiten dafür.

Die trockenen Vorlagen schrecken mich nicht ab. Ich saß schon vor der Wahl in Sitzungen, um zu sehen, wie das funktioniert. Natürlich kann es sein, dass ich mal etwas nicht verstehe, dann hilft mir sicher jemand in der Fraktion. Ende Juli gibt es eine konstituierende Sitzung, los geht es nach der Sommerpause. Ich habe Respekt vor der Arbeit, aber keine Angst. Zu jung für die Politik bin ich sicher nicht.« Aufgezeichnet von Christine Keck

Links ab durch die Mitte



Minister Habeck bei der
KfW-Kapitalmarktkonferenz
in Frankfurt am Main
am vergangenen Dienstag

KOALITION Nach Annalena Baerbocks Verzicht auf die Kanzlerkandidatur soll Robert Habeck den Grünen wieder eine Richtung geben: Volks- oder Klientelpartei?

Robert Habeck steht bei mehr als 30 Grad auf der Terrasse des Geißbockheims des 1. FC Köln und wird vom Absteiger in der Fußballbundesliga offenbar als Schicksalsgenosse gesehen. Er habe sich vor dem Treffen gefragt, »was wir denn für Gemeinsamkeiten haben könnten«, sagt FC-Geschäftsführer Philipp Türoff. »Da sind mir vor allen Dingen Krisen eingefallen.«

Welche Krisen auf grüner Seite er genau meint, lässt der Manager offen. Das Waterloo bei der Europawahl? Habecks Debakel mit dem Heizungsgesetz? Den Untersuchungsausschuss zum Atomausstieg? Habeck ist das offenbar einerlei, er nimmt die Anspielung als Steilvorlage. »Wenn das Land in einer Krise ist, die Partei in einer Krise ist, dann muss man sie annehmen«, sagt er. »Eine Krise ist ein Arbeitsauftrag, sich da wieder rauszukämpfen.« Selbstmitleid, so Habeck, sei fehl am Platz.

Die Szene ist symptomatisch für die fünf-tägige Sommerreise, die Habeck diese Woche von Stuttgart und Frankfurt über Köln und das Ruhrgebiet bis in den Hafen von Wismar führt. Vordergründig geht es ums Zuhören. Er wolle vor den Sommerferien noch einmal »auf den Platz gehen«, sagt Habeck kurz vor der Abreise. Denn dort liege nun mal die Wahrheit, erinnert er an die »legendäre Fußballweisheit«. Mittelständische Unternehmen stehen auf dem Besuchsprogramm, Mercedes-Benz, verschiedene Start-ups, dazu Dialoge mit Bürgerinnen und Bürgern, um »zu lernen«, wie Habeck es ausdrückt.

Tatsächlich aber fühlt sich die Reise eher an wie eine vorgezogene Wahlkampf-tour in eigener Sache. Ein Versuch herauszufinden, wie gut ein möglicher Kanzlerkandidat Habeck nach all den Krisen noch ankommt dort draußen. Bei denen, die einen möglichen Kanzlerkandidaten Habeck wählen und unterstützen könnten.

Tatsächlich erlebt man auf dieser Reise einen kämpferischen Vizekanzler, ohne Anzeichen von Nachdenklichkeit oder Zweifel, die man auch von ihm kennt. Es zeigt sich ein Politiker, der in seinem bisherigen Schaffen hauptsächlich Erfolge sieht und vor Selbstvertrauen strotzt. Die Botschaft: Habeck will mit den Grünen noch einiges erreichen.

Seine Stimmung steht in einem krassen Kontrast zur Lage seiner Partei. Bei der Europawahl sind die Grünen auf 11,9 Prozent abgesackt, fünf Jahre zuvor lagen sie noch bei 20,5 Prozent. Seit der Europaschlappe diskutieren sie intern, welche Lehren zu ziehen seien. Es geht, mal wieder, um sehr grundsätzliche Themen – um die Richtung, ums Profil, um die Frage, wer die Grünen eigentlich sind.

Vertreter des linken Flügels fordern eine Rückbesinnung auf die Kernklientel, auf mehr Klimaschutz und soziale Sicherheit, zurück zu den Wurzeln also.

Die sogenannten Realos, aber auch manche Linke, ziehen die gegenteilige Konsequenz: Man werde als zu ideologisch wahrgenommen, dürfe nicht belehren, sondern müsse die

»Das Europawahlergebnis muss ein Weckruf für uns als Partei sein.«

Katharina Schulze, bayerische Grüne

Menschen mitnehmen. Auch bei Themen, die Konservative und Rechte umtreiben: Angst vor Gewalt durch Migranten zum Beispiel oder Sorge vor Wohlstandsverlust.

Doch so leicht lässt sich das Ergebnis der Europawahl nicht in die eine oder die andere Richtung deuten. Einen großen Teil ihrer Wählerinnen und Wähler verloren die Grünen an die Union und ans Lager der Nichtwähler. Junge Parteien wie Volt boten sich als Alternative an. Sind es Wähler, denen die Grünen in der Koalition mit SPD und FDP zu viele Kompromisse gemacht haben? Oder sind es Menschen, die anfangs von den Grünen begeistert waren, dann aber durch deren Initiativen zum Klimaschutz wie das Heizungsgesetz verprellt wurden?

Die Parteispitze will zügig eine Analyse vorlegen und Konsequenzen vorschlagen. Viel Zeit bleibt nicht. In Sachsen, Thüringen und Brandenburg wird im September gewählt. Mitte November trifft sich die Partei zur Bundesdelegiertenkonferenz. Spätestens dann soll feststehen, mit welcher Grundhaltung die Grünen in den Bundestagswahlkampf 2025 ziehen.

Mit welchem Spitzenkandidaten – das steht seit Mittwoch so gut wie fest. Habeck hat lange darauf gewartet, dass seine Konkurrentin Annalena Baerbock verzichtet. Nun verkündete die Außenministerin beim US-Sender CNN, dass sie nicht für eine Kanzlerkandidatur zur Verfügung stehe. Sie wolle sich in »extremen Zeiten« ganz ihrem Amt als Außenministerin widmen, so lautet ihre offizielle Begründung.

In der Partei munkeln allerdings einige, Baerbock handle aus rein strategischen Gründen: Angesichts der schlechten Werte für die

Partei sei die Vorstellung, die Grünen könnten im nächsten Jahr die Kanzlerin oder den Kanzler stellen, völlig utopisch.

Andere sagen, es sei das Szenario einer Mitgliederabstimmung gewesen, mit dem die Parteispitze Baerbock zum Rückzug gedrängt habe. Denn Habeck hätte sich, so signalisierte er intern, auf eine Mitgliederabstimmung mit Baerbock nicht eingelassen. Also musste eine Entscheidung fallen. Sein Vorteil gegenüber Baerbock wuchs mit den Haushaltsverhandlungen. Dass Habeck sie – bei allen schwierigen Kompromissen – geräuschlos führte und damit die Ampelkoalition vor dem Bruch rettete, wird ihm in der gesamten Partei angerechnet.

Mit Baerbocks Entscheidung aber wächst nun der Druck auf den Wirtschaftsminister. Vor allem Vertreter des linken Flügels hätten eine nochmalige Kandidatur Baerbocks befürwortet. Sie bringe wichtige Themen wie soziale Gerechtigkeit überzeugender rüber, heißt es, und sei besser in der Partei vernetzt als ihr interner Konkurrent.

Bei Habeck befürchten nicht nur Parteilinke, dass er Kernpositionen der Grünen weiter aufweichen könnte. Immer wieder hat er in den vergangenen Jahren Vorstöße jenseits der Parteilinie gemacht. So wie kurz vor der Europawahl, als er überraschend in den Raum stellte, das Lieferkettengesetz vorübergehend auszusetzen.

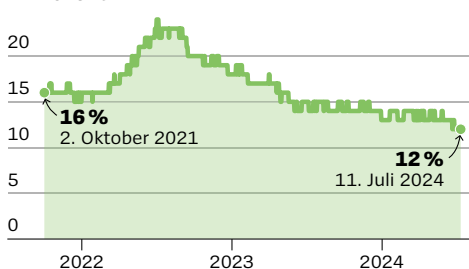
Viele äußern sich intern auch unzufrieden mit den Zugeständnissen, die Habeck in den Verhandlungen über den Haushalt 2025 gemacht hat, vor allem an den Koalitionspartner FDP. Zwar konnte der Vizekanzler sein Versprechen halten, keine finanziellen Abstriche beim Klimaschutz zu akzeptieren. Aber die verschärften Sanktionen beim Bürgergeld und der Abbau der kalten Progression bei der Einkommensteuer sehen vor allem linke Grüne äußerst kritisch, genauso wie die Kürzung im Auswärtigen Amt, dem Verantwortungsbereich von Annalena Baerbock. Lange hatte sie sich geweigert, substanziell zu sparen. Am Ende musste sie sich den Kürzungsvorschlägen der drei Verhandler, Kanzler Olaf Scholz, Finanzminister Christian Lindner und Habeck, beugen.

Ein Prüfstein für den künftigen Spitzenkandidaten ist das von den Grünen im Koalitionsvertrag durchgesetzte Projekt der Kindergrundsicherung. Dass FDP-Fraktionschef Christian Dürr den Gesetzentwurf der grünen Familienministerin Lisa Paus als »klinisch tot« bezeichnete und Habeck nicht widersprach, bestätigt Parteilinke in ihrer Skepsis gegenüber Habeck.

Habeck selbst gab sich kürzlich äußerst selbstkritisch, zumindest intern. »Ich weiß, wie sehr Euch alle die Debatte um das Gebäudeenergiegesetz gefordert hat«, schrieb der Wirtschaftsminister in einem Brief an die Parteifreunde. Sie habe gezeigt, in welchem Spannungsverhältnis Klimaschutz und die Lebensrealität von Millionen Menschen stünden, so Habeck. »Wir haben, ich habe, die

Stimmungstief

»Wen würden Sie wählen, wenn am Sonntag Bundestagswahl wäre?«, Antwort: »Grüne«, in Prozent



5 • Quellen: Wahlrecht.de (Allensbach, Forsa, Forschungsgruppe Wahlen, GMS, Insa, Ipsos, Infratest dimap, Verian, YouGov), eigene Berechnung

Kritik damals ernst genommen, das Gesetz überarbeitet und es besser gemacht.« Aber es brauche Zeit, bis es breit akzeptiert werde.

Habeck versprach, Fragen von sozialer Gerechtigkeit ebenso zu adressieren wie die breite Mitte zu stärken. »Wir sollten den Menschen zuhören, ihre Sorgen ernst nehmen und bereit sein, immer wieder zu lernen, um Probleme zu lösen«, schrieb der Wirtschaftsminister. Damit nahm er eine der zentralen Lehren vorweg, die die Partei aus der Europawahlschlappe zieht.

Vor allem in den Landesverbänden rumort es seit dem Wahldebakel vom 9. Juni. »Das Europawahlergebnis muss ein Weckruf für uns Grüne als Partei sein«, sagt Katharina Schulze, die Fraktionsvorsitzende der Grünen in Bayern. »Ein Weiter-so geht nicht, das haben die Zahlen deutlich gezeigt.«

Schulze, die in Bayern die bekannteste Grüne ist, fordert ihre Partei auf, »wieder die Mittelposition zurückzuerobieren«. Die Grünen seien eine Partei, »die sich für die Mitte der Gesellschaft einsetzt«, sagt Schulze. »Wir haben in den vergangenen Monaten aber zugelassen, dass wir an den Rand gedrängt wurden durch Zuschreibungen, die so nicht stimmen.«

Mehr Augenmerk auf die Mitte, auch aus regierungserfahrenen Landesverbänden wie Baden-Württemberg ertönt diese Forderung. So kritisiert der grüne Ministerpräsident Winfried Kretschmann Positionen seiner Partei in der Flüchtlingspolitik und sagt, beim Anbahnen des Heizungsgesetzes seien die Grünen zu ideologisch aufgetreten. Spricht man mit Grünen aus Süddeutschland, dann hört man auch Kritik an den Berliner Reformplänen für den Abtreibungsparagrafen 218 oder an der einhelligen Ablehnung aller Autoantriebe außer des Elektromotors. Diese Haltung, sagen die Realos aus dem Süden, komme in eher wertkonservativen Milieus überhaupt nicht gut an.

Im Südwesten der Republik erhielten die Grünen bei der Europawahl nur noch knapp 14 Prozent. »Damit will ich mich nicht abfinden, das ist nicht unser Anspruch«, sagt der Fraktionschef der Grünen im Stuttgarter Landtag, Andreas Schwarz. Seine Partei habe ein »fettes blaues Auge verpasst bekommen«. Nun gelte es, die Wähler außerhalb des Kernmilieus wieder dazu zu bewegen, für die Grünen zu stimmen.

Breit müsse man sich aufstellen, sagt Schwarz. »Wahlen gewinnen wir nur aus der Mitte«. Die Grünen müssten »wieder das Lebensgefühl der Menschen erreichen und an die ländlichen Räume andocken«. Worte, die denen aus Bayern ähneln, aber was bedeuten sie konkret? »Die Leute wollen den Staat als Problemlöser. In Baden-Württemberg setze ich mich dafür ein, dass wir uns um die Themen kümmern, die den Menschen wichtig sind – Bildung, Sicherheit, Mobilität«, sagt der grüne Fraktionschef.

Überall in der Partei werden Papiere geschrieben, die sich mit dem künftigen Kurs beschäftigen. Sie offenbaren, wie zwiesgespal-

»Wir setzen nicht auf Verbote, sondern machen Angebote.«

Paula Piechotta, Bundestagsabgeordnete

ten die Partei derzeit ist. Fundis auf der einen, Realos auf der anderen Seite, Ideologie gegen Pragmatismus.

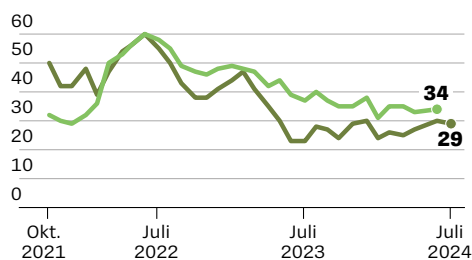
Im Berliner Landesverband der Grünen lässt sich die Richtungsdebatte besonders gut beobachten. Am Wochenende meldeten sich sechs grüne Mitglieder des Abgeordnetenhauses zu Wort, die dem linken Lager angehören. In einem Thesenpapier forderten sie »eine Rückbesinnung auf unsere Rolle als progressive und zukunftsgerichtete Partei« und warfen grünen Bundespolitikern vor, in der Migrationspolitik falsche Zugeständnisse an rechte Rhetorik und Themen zu betreiben.

Im Realolager sorgen solche Wortmeldungen für Unverständnis. Der Berliner Europaabgeordnete Sergey Lagodinsky plädiert für einen radikalen realpolitischen Kurs. »Nur weil Konzepte und Vorschläge von politischer Konkurrenz kommen oder gar von Rechtsextremen vereinnahmt und befleckt worden sind, sind sie nicht inhaltlich für die Ewigkeit verbrannt«, schreibt Lagodinsky in einem Papier, das dem SPIEGEL vorliegt. Seine Sätze klingen wie eine Kampfansage an den linken Flügel. Er glaube nicht, so der Realo, »dass wir sinnvolle politische Konzepte deswegen ablehnen sollen, weil die Rechten sie mal ins Feld geführt haben«.

Das gelte gerade auch beim Thema Migration. Flüchtlinge müssten zur Integration genauso beitragen wie die Aufnahmegesellschaft, schreibt Lagodinsky. »Fördern und Fordern gehört zusammen und ist kein rechter Slogan, sondern eine Selbstverständlichkeit.«

Knapptes Rennen

Anteil der Befragten, die mit der politischen Arbeit von **Annalena Baerbock** und **Robert Habeck** zufrieden oder sehr zufrieden sind, in Prozent



S-Quelle: Infratest dimap für ARD-Deutschlandtrend; Befragungszeiträume: je mindestens 2 Tage, jüngste Befragung vom 1. bis 3. Juli 2024 (Baerbock 27. bis 29. Mai); mindestens 1200 Befragte; die statistische Ungenauigkeit der Umfragen liegt bei bis zu 3 Prozentpunkten; an 100 fehlende Prozent: »weniger/gar nicht zufrieden«, »kenne ich nicht/weiß nicht/keine Angabe«

keit. »Sicherheit müsse Priorität haben, da es ohne Sicherheit kein Vertrauen in die Politik gebe. Dieses Vertrauen aber sei Voraussetzung für Veränderungen, zum Beispiel im Kampf gegen den Klimawandel.

Lagodinsky bezweifelt, dass die Grünen noch im Zentrum verortet werden. »Es ist Zeit für eine Korrektur. Der Inhalte, des Auftrags und der Haltung«, heißt es in seinem Papier. »Im Zentrum steht die Erkenntnis, dass wir den umwelt-, wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Auftrag nur mit, nicht gegen unsere Gesellschaft bewältigen werden. Wir haben die Gesellschaft als Ganzes im Blick, nicht nur die Kernwählerschaft der grünen Partei, ihre Befindlichkeiten oder ihre Ideologien.« Der Berliner Realo lehnt eine »Umerziehung per Dekret« ab und empfiehlt, ab und an »einen Gang runterzuschalten«.

Ganz ähnlich klangen die Rednerinnen und Redner bei einer Konferenz am vergangenen Wochenende. Rund 400 Grüne vom Realoflügel waren im Berliner »Theater Aufbau Kreuzberg« zusammengekommen. Umverteilungsideen wie die Kindergrundsicherung wurden dort ebenso kritisiert wie der Umgang mit Migration. Der hessische Kommunalpolitiker Matthias Schimpf mahnte an, den Problemen der Kommunen bei der Unterbringung und der Integration von Geflüchteten klarer zu begegnen. Grünen-Co-Chef Omid Nouripour sagte, es sei falsch, der CDU die harten Botschaften in der Flüchtlingspolitik zu überlassen, gleichzeitig dürfe man den Konservativen nicht durchgehen lassen, dass sie sich nicht um Integration kümmern. Forderungen, die vermutlich auch der künftige Spitzenkandidat Habeck unterstützt.

Auch wenn im linken Lager der Partei derartige Äußerungen überhaupt nicht gut ankommen, erkennen führende linke Grüne an, dass man versäumt habe, die Menschen bei den geplanten Veränderungen mitzunehmen. »Eine Entscheidung zwischen klarer Haltung und Pragmatismus wäre konstruiert und völlig falsch«, sagt Andreas Audretsch, Vizefraktionsvorsitzender im Bundestag. »Die Klimakrise ist eine existenzielle Menschheitsfrage, beim Kampf dagegen kann es keine Abstriche geben. Selbstverständlich müssen Veränderungen dabei gerecht und machbar für alle sein.«

Die Grünen müssten den Anspruch haben, Vertrauen in beide Richtungen zurückzugewinnen, sagt Katharina Dröge, Co-Vorsitzende der Bundestagsfraktion, ebenfalls eine Parteilinke. »Wähler in den Großstädten sowie im ländlichen Raum. Wählerinnen und Wähler, die sich klarere progressive Positionen von uns wünschen. Und Wähler, die sich mehr Sicherheit wünschen. In der Wirtschaftspolitik und bei sozialer Sicherheit.«

Weiter um die breite Mitte werben und zugleich das urgrüne Profil schärfen? Kann das funktionieren?

Die Landtagswahlen im September werden aller Wahrscheinlichkeit nach den Grünen weitere Katastrophennachrichten bringen. In



Marlena Waldhausen / Agentur Focus

Bartosz Ludwinski



Christoph Soeder / dpa

Ministerinnen Paus, Baerbock, Parteispitzenpersonal*: Warnung vor der Selbstverzweigung

Brandenburg, Sachsen und Thüringen tut sich die Partei traditionell schwer. Die Stärke der AfD, das neue Bündnis Sahra Wagenknecht, die drohende Zuspitzung auf den letzten Metern der Wahlkämpfe, für die Grünen könnte es diesmal eng werden. Einen »Denkzettel« habe ihre Partei bei der Europawahl erhalten, sagt die sächsische grüne Bundestagsabgeordnete Paula Piechotta.

Die Fachärztin für Radiologie, die in Leipzig wohnt, gehört zum Realoflügel der Partei. Sie warnt, ähnlich wie viele Realos im Westen, vor einer thematischen Einengung. Die Grünen müssten »gerade auch den Menschen im Osten zuhören, nicht nach dem Mund reden, aber zuhören«. Und sie müssten deutlich machen, dass es ohne die Grünen eben keinen Klimaschutz gebe. »Aber«, mahnt sie, »wir setzen dabei nicht auf Verbote, sondern machen Angebote.«

Piechotta sagt, es komme nun auf das Personal an beim Versuch, die Menschen zu erreichen. Sie hat eine klare Meinung: »Für mich sind Robert Habeck und Cem Özdemir die besten Kommunikatoren der Grünen – und danach kommt erst mal lange nichts.«

Nachdem Baerbock ihren Verzicht erklärt hat, wird Habeck seinen Parteifreunden erklären müssen, warum es erneut eine Kanzlerkandidatur braucht. »Ich halte es noch nicht für ausgemacht, dass wir mit einem Kanzlerkandidaten in den Wahlkampf gehen«, sagt Anton Hofreiter, bayerischer Grüner und Vorsitzender des Europaausschusses im Bundestag. »Das hängt auch von der weiteren Entwicklung der Umfragen ab.«

* Geschäftsführerin Emily Büning, Vorsitzende Ricarda Lang, Europawahlsitzenkandidatin Terry Reintke, Vorsitzender Omid Nouripour, EU-Parlamentsabgeordneter Sergey Lagodinsky am Europawahlabend in Berlin.

Schärfer formuliert es der grüne Europa-parlamentarier Rasmus Andresen: »Wir taumeln in Umfragen gerade bei elf Prozent. Jetzt öffentlich über Kanzlerkandidaturen zu diskutieren ist falsch. Damit werden wir nicht ernst genommen.«

Doch da gibt es noch andere Faktoren: Union und SPD werden vermutlich mit Friedrich Merz und Scholz Kanzlerkandidaten stellen, die AfD will voraussichtlich Alice Weidel ins Rennen schicken. Ein Verzicht der Grünen auf einen eigenen Kandidaten gälte als Zeichen der Schwäche. Abgesehen davon, dass die Grünen in möglichen TV-Debatten der Kanzlerkandidaten nicht dabei wären.

»In Zeiten, in denen Zuspitzungen dominieren und die Aufmerksamkeitsfenster klein sind, macht es Sinn, zu fokussieren, auch beim Personal«, sagt die bayerische Fraktionschefin Schulze. »Ob man das jetzt Spitzenkandidatur oder Kanzlerkandidatur nennt, ist mir wurscht.«

Habeck selbst warnte am vergangenen Samstag auf der Konferenz der grünen Realos im Berliner Bezirk Kreuzberg vor einer Selbstverzweigung. Teilnehmern zufolge nannte er die Europawahl eine Zäsur. Habeck appellierte an die Partei, wach zu sein für die Sorgen der Menschen. Er warnte davor, die Mitte der Städte und der Dörfer aufzugeben. Das sei nicht ohne Risiko, soll Habeck gesagt haben, aber das größere Risiko sei der Rückzug in eine vermeintlich sichere Nische.

Überlegungen in der Partei, auf eine Kanzlerkandidatur zu verzichten, erteilte der Vizekanzler eine Absage. In einer Kanzlerkandidatur manifestiere sich der Anspruch, Antworten für ganz Deutschland und nicht nur für Partikularinteressen zu geben, so Habecks Botschaft. Es war im Grunde eine Zusage. Die Zuhörer honorierten seine Rede am Ende mit Standing Ovationen. »Keiner ist aus dem Raum gegangen und hatte Zweifel, dass er Spitzenkandidat werden will«, sagte ein Teilnehmer.

Öffentlich übt sich Habeck seit Baerbocks CNN-Interview bewusst in Demut. Ob er jetzt seine Kanzlerkandidatur erkläre, wurde Habeck am Mittwochabend gefragt, kurz nachdem Baerbocks Aussage öffentlich wurde. Der Wirtschaftsminister lief gerade zu Fuß von einem Dortmunder Technologiezentrum zu einer Brauerei. »Alles Weitere werden wir in den Gremien beraten und die richtigen Entscheidungen rechtzeitig verkünden«, sagte er. Von Baerbock war Habeck erst an diesem Tag kurz vor der Ausstrahlung ihres CNN-Interviews informiert worden.

In der Brauerei wurde dem Vizekanzler ein Glas frisch gezapft Bier in die Hand gedrückt. Der Chef des Unternehmens wollte wissen, ob Habeck noch etwas über den Brauvorgang wissen oder lieber plaudern wolle. Über seine zweideutige Antwort mussten die Gastgeber lachen: »Mir muss jemand ein Signal geben, wie mein Leben weitergeht«, antwortete Habeck. »Das weiß ich nicht.«

Markus Becker, Jan Friedmann, Christoph Schult, Severin Weiland

Ihr Zünglein an der Waage

EUROPA Ursula von der Leyen muss um eine Mehrheit im EU-Parlament bangen. In der Woche vor der Wahl wirbt sie bei den Abgeordneten um Zustimmung. Was fordern die Fraktionen von ihr? Was kann sie erfüllen?

Es ist sechs Minuten nach 18 Uhr am Dienstagabend im Anna-Lindh-Saal, als die Sitzungsführerin dreimal mit dem Hammer klopft. Die Fraktionssitzung der europäischen Sozialdemokraten in Brüssel hat einen besonderen Gast: die Kommissionschefin der Europäischen Union, Ursula von der Leyen.

Es gibt eine herzliche Begrüßung der Fraktionsvorsitzenden Iratxe García mit Küsschen, von der Leyen strahlt García an, als wären sie engste Vertraute.

Die übertriebene Freundlichkeit ist nicht grundlos, von der Leyen braucht García und ihre Sozialdemokraten, um in ihrem Amt wiedergewählt zu werden. Voraussichtlich am 18. Juli müssen von 720 Abgeordneten mindestens 361 für von der Leyen stimmen, damit sie den mächtigsten Posten in der EU behält. Einiges spricht dafür, dass die Präsidentin die absolute Mehrheit im EU-Parlament erreicht. Aber es gibt erhebliche Risiken.

Sollte von der Leyen bei der Wahl durchfallen, könnte die EU in eine handfeste Krise stürzen. Es gibt nur einen Wahlversuch, eine erneute Kandidatur ist nicht vorgesehen. Der Europäische Rat, das Gremium der Staats- und Regierungschefs, müsste im Sommer schnell eine neue Kandidatin finden.

Es wäre eine denkbar ungünstige Zeit: Die USA befinden sich dann tief im Präsidentschaftswahlkampf, in Paris wird ein noch nie da gewesenes Regierungsbündnis gezimmert, in London arbeitet sich eine neue Regierung ein, in Italien herrscht eine unberechenbare Regierungschefin, in Berlin eine fragile Koalition. Ein Machtvakuum in Brüssel könnte den Westen in die Führungslosigkeit manövrieren.

Ob es so kommt, liegt in der Hand der frisch gewählten 720 Abgeordneten des oft belächelten Europäischen Parlaments. Die Wahl der Kommissionsführung ist das mächtigste Mittel, das die Abgeordneten im EU-Gefüge haben.

Von der Leyen setzt bei der Unterstützung auf vier Fraktionen: Konservative, Sozialdemokraten, Liberale – und Grüne. Zugleich fischt ihre Parteienfamilie, die konservative Europäische Volkspartei (EVP), in der extrem rechten EKR-Fraktion (Europäische Konservative und Reformen), in der Italiens Ministerpräsidentin Giorgia Meloni das Sagen hat. Summiert man die Partner, kommt man auf eine klare Mehrheit. Doch das EU-Parlament funktioniert anders als der Bundestag: Es gibt keine Fraktionsdisziplin.

Schon im Wahlkampf haben einige angekündigt, von der Leyen nicht wählen zu wollen: die französischen Republikaner und Grünen, die rumänischen Liberalen. Auch bei manchen Sozialdemokraten gibt es Vorbehalte. Nach dem Auftritt von der Leyens in der sozialdemokratischen Fraktion zeigten sich vor allem italienische Abgeordnete zweifelnd, wie Teilnehmerinnen und Teilnehmer berichten.

EU-Kommissionspräsidentin von der Leyen: Übertriebene Freundlichkeit

Die Kommissionschefin und ihr Team müssen daher um jede Landesdelegation kämpfen, teilweise um jede einzelne Stimme. Das aber bringt sie gelegentlich in Schwierigkeiten. Macht sie den einen inhaltliche Zugeständnisse, könnte das bei anderen dazu führen, dass sie ihr die Stimme verwehren. Was nicht verwunderlich ist, wenn man versucht, Abgeordnete von Teilen der extrem rechten EKR-Fraktion bis hin zu den Grünen hinter sich zu versammeln.

Entscheidend wird von der Leyens Rede sein, die sie im Plenum in Straßburg unmittelbar vor dem Wahlgang halten wird. Einige Abgeordnete werden sich erst in letzter Minute entscheiden, ob sie die Deutsche wählen werden. Mit welchen Erwartungen sieht sich von der Leyen konfrontiert? Ein Besuch bei den Fraktionen von Grünen, Liberalen, Konservativen und Sozialdemokraten.

Brüssel, EU-Parlament, achter Stock. Hannah Neumann ist umgeben von Kartontürmen. Die 40-jährige Grüne ist das zweite Mal ins Parlament gewählt worden. Schon vor Wochen hatte die Parlamentsverwaltung die Abgeordnetenbüros angewiesen, alles in Paketen zu verstauen, bis die neuen Büros zugeteilt werden.

»Es ist noch nicht klar, ob wir von der Leyen wählen«, sagt Neumann. Man verschenke keine Stimme. »Für uns ist wichtig, dass der Green Deal nicht zurückgedreht wird und es da weitergeht, das muss sie in ihrer Rede betonen.«



John Thys / AFP

Die Klimapolitik war eines der Großprojekte von der Leyens, nun aber befürchten die Grünen, der Green Deal könnte angesichts der politischen Lage zurückabgewickelt werden. Die konservative EVP und in Teilen auch die Liberalen haben im Wahlkampf mächtig Druck gemacht, das Thema auf der Prioritätenliste weiter unten anzusiedeln. Die Debatte gipfelte im Streit um das Aus von Verbrennermotoren ab 2035. Daran wollen die Grünen keinesfalls rütteln.

Bis auf die Ränder links und rechts sind sich die Abgeordneten im EU-Parlament einig, dass in Europa mehr in Rüstung investiert werden muss. »Bei Verteidigungspolitik darf über mehr Europa nicht mehr nur geredet, es muss gehandelt werden«, sagt Neumann. Die EU-Kommission solle vor allem die Beschaffung europäisch koordinieren, um den Preiswettbewerb zwischen den Ländern zu dämpfen. Weiter solle die europäische Waffenindustrie gestärkt werden, damit Europa unabhängiger vom US-Import wird. »Bei dem Thema sind sich alle Parteien grundsätzlich einig«, sagt Neumann.

Die Grünen spielen bei der Mehrheit für von der Leyen eine zentrale Rolle, die zugleich umstritten ist. Teile der EVP-Fraktion kämpfen dafür, die Grünen nicht in die Wahlgemeinschaft einzubeziehen. Sie schielten stattdessen auf eine engere Kooperation etwa mit Giorgia Melonis Fratelli d'Italia. Die Sozialdemokraten dagegen drängten auf einen Koalitionsvertrag, der auch die Grünen einschließt.

Am Ende stand ein Kompromiss: Inhaltlich verabredet man sich nur lose. Dafür wird die EKR-Fraktion außen vor gelassen, nicht aber die Grünen.

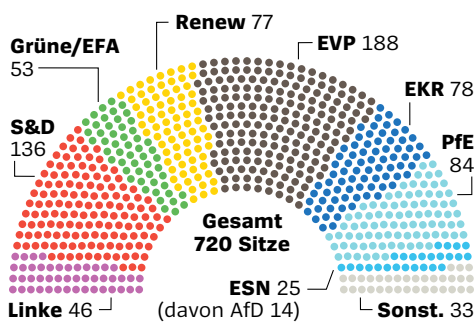
Ein Dienstagmorgen, neun Uhr, Moritz Körner spaziert ins Café Karsmakers gegenüber dem EU-Parlament. Der FDP-Politiker grüßt eine schwedische Fraktionskollegin und winkt einer Grünenabgeordneten zu. Der 33-Jährige leitet die FDP-Delegation in der liberalen Renew-Fraktion und steht vor einer schweren Aufgabe. Keiner hat sich in Deutschland im Wahlkampf so hart an der Präsidentin abgearbeitet wie die FDP: »Weniger von der Leyen, mehr von der Freiheit«, hieß einer der liberalen Slogans. Und jetzt soll sie von der Leyen in die zweite Amtszeit verhelfen?

»Sicher ist nichts«, sagt Körner im Karsmakers. Für die Liberalen sei das wichtigste Thema, die Wettbewerbsfähigkeit Europas zu stärken. Er meint die schlechten Wirtschaftszahlen in der EU, die Abwanderung der Industrie. Statt wie beim Green Deal mehr Auflagen für Unternehmen zu erlassen, soll es nach Wunsch der Liberalen massive Entlastungen geben. »Von der Leyen hat angekündigt, die Berichtspflichten für Unternehmen um 25 Prozent zu senken. Ich will hören, wie sie das konkret macht«, sagt Körner.

Anders als die Grünen erwartet die FDP, dass das Verbrenner-Aus auf den Prüfstand gestellt wird. Sie ist auch gegen die Aufnahme weiterer Schulden durch die EU. »Da müsste es deutliche Signale geben«, sagt Körner. Außerdem müsse man beim Thema Rechts-

Breiter rechter Rand

Fraktionen im Europaparlament, Sitzverteilung



Linke: Linke, Kommunisten; **S&D:** Sozialdemokraten, Sozialisten; **Grüne/EFA:** Grüne, Regionalparteien; **Renew:** Liberale, Zentristen; **EVP:** Christdemokraten, Konservative; **EKR:** Nationalkonservative EU-Skeptiker; **PFE:** Rechtspopulisten und Rechtsextreme; **ESN:** Rechtspopulisten und Rechtsextreme; **Sonst.:** Sonstige, Fraktionslose

Quelle: Europäisches Parlament; Stand: 11. Juli 2024

staatlichkeit vorankommen. Zu lange habe von der Leyen sich vom renitenten ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán auf der Nase rumtanzen lassen, findet Körner. »Wir müssen bei bestimmten Vertragsverletzungen schneller zu Konsequenzen kommen.«

Die Liberalen sind als Fraktion im EU-Parlament stark geschrumpft, ihr Einfluss ist geringer als in der vorherigen Legislaturperiode. Beim Zurückdrehen des Verbrenner-Aus weiß sich die FDP an der Seite der CDU. Es ist eines der heikelsten Themen für von der Leyen. In ihrer Rede wird sie sich dazu vermutlich höchstens unverbindlich äußern.

Ein weiteres Treffen im EU-Parlament, 15. Stock, wieder Kartontürme. David McAllister, Ex-Ministerpräsident von Niedersachsen, gilt als Vertrauter von der Leyens, beide kommen aus demselben CDU-Landesverband.

McAllister wirkt besorgt. »Dieses EU-Parlament muss sich klarmachen, in welche Krise wir stürzen, wenn Ursula von der Leyen nicht gewählt wird«, sagt er. »Viktor Orbán würde jubeln.«

Er kramt ein Papier von seinem Schreibtisch hervor. Von der Leyen hatte die vier Fraktionen um schriftliche Aufstellungen gebeten, um sich eine Übersicht darüber zu verschaffen, welche Inhalte gewünscht sind. Seit Tagen kursieren deshalb in Brüssel diverse Papiere – mal von Landesdelegationen, mal von den Parteienfamilien, mal von den Fraktionen.

McAllister hält einen Zehnpunkteplan seiner Parteienfamilie, der EVP, in der Hand. Höchste Priorität habe die Sicherheits- und Verteidigungspolitik sowie die verbesserte

Wettbewerbsfähigkeit der EU. Auch einer der größten Streitpunkte steht weit oben auf der Liste: Die illegale Migration müsse gestoppt werden, Frontex solle 30.000 Mitarbeiter zur Sicherung der Grenzen bekommen. Zudem müsse die »Zusammenarbeit mit Drittstaaten« zur Senkung der Zahlen irregulärer Migration ausgebaut werden, steht in dem Papier. Es brauche »physische Infrastruktur«, mehr Überwachung an den Grenzen.

Auch bei diesem Thema wird sich von der Leyen wohl nur vorsichtig äußern. Teile der Sozialdemokraten und der Grünen hatten gegen den Migrationspakt in der vergangenen Legislaturperiode gestimmt. Bei der EVP hingegen wünscht man sich eine weitere Verschärfung der europäischen Migrationspolitik. Größer könnten die Gegensätze kaum sein.

Im 12. Stock des Parlamentsgebäudes sitzt Katarina Barley, Ex-Bundesjustizministerin der SPD, vor einer großen Tasse Tee. »Es geht um Investitionen«, sagt sie mit Blick auf die Wahl der Kommissionspräsidentin. Die Sozialdemokraten wollen, dass die EU massiv investiert. China subventioniere aggressiv seine Unternehmen, die USA hätten ein gigantisches Investitionspaket aufgelegt, die EU, sagt Barley, drohe zurückzufallen, weil sie darauf nicht reagiere. »Es geht nicht darum, genau das Gleiche zu machen, sondern einen europäischen Weg zu finden«, sagt die Sozialdemokratin. Es gehe um eine klimaneutrale Energiewirtschaft, Infrastruktur, um Verteidigung.

Barley skizziert einen Plan: Die EU solle sich Einnahmen verschaffen mit sogenannten Eigenmitteln. Etwa mit der von der EU verabschiedeten Abgabe für Importe bestimmter Wertstoffe. Doch sollen erst Schulden aufgenommen werden, um diese dann mit den neuen Einnahmen abzubezahlen? Das sei alles offen und könne besprochen werden, sagt Barley.

Die Finanzfrage ist heikel in der EU. Entscheidend sind dabei ausnahmsweise weniger die Parteigrenzen als die Himmelsrichtungen. Im Norden will man keine gemeinsamen Schulden, im Süden eher schon.

In den Fraktionen von EVP, Grünen, Renew und Sozialdemokraten geht man davon aus, dass von der Leyen die nötige Stimmenzahl erhalten wird. Ausschließen, dass sie bei der Wahl durchfällt, kann aber auch keiner. Im EU-Parlament mit seinen nationalen Besonderheiten der einzelnen Parteien ist eine Prognose nahezu unmöglich.

Die Tagesordnung am Wahltag spielt von der Leyen allerdings nicht in die Hände: Ihre Wahl soll sehr spät, erst am Donnerstagnachmittag, stattfinden. In der Regel sind viele Abgeordnete dann schon längst aus Straßburg abgereist.

Das Problem: Abwesenheit kommt bei dieser Abstimmung einer Ablehnung gleich. Die Krise der EU könnte am Ende dadurch ausgelöst werden, dass einer der Abgeordneten noch eben das Flugzeug nach Hause erwischen wollte.

Timo Lehmann

Die Finanzfrage ist heikel. Im Norden will man keine gemeinsamen Schulden, im Süden eher schon.



Staatsminister Schneider: »Die Akzeptanz hängt davon ab, dass die Leute was davon haben«

Hier kommt der Anti-Frust-Beauftragte

KARRIEREN Der SPD-Politiker Carsten Schneider will in Brandenburg und Mecklenburg über Erfolge der Ampel sprechen. Doch die Stimmung ist eine andere.

Carsten Schneider steht auf dem Gelände der Rostocker Warnowwerft zwischen den Kränen. Früher wurden hier Kreuzfahrtschiffe gebaut. Als die Werft 2022 pleiteging, übernahm sie der Bund, machte sie zu einem Standort des Marinearsenals. Und so reparieren und warten die Mitarbeiter nun Kriegs- statt Luxusfahrzeuge.

In drei bis fünf Jahren soll die Werft »kriegstüchtig« werden, erläutert Werftleiter Rainer Sacher seinem Besucher. Schneider sagt, er habe lange für sie gekämpft. 500 Arbeitsplätze seien gesichert worden. Er wirkt stolz.

Doch am Beispiel der Werft zeigt sich: Ein Erfolg kann auch zu einem Problem werden.

Viele im Osten fremdeln mit der Zeitenwende, von der Kanzler Olaf Scholz kurz nach Beginn des russischen Angriffs sprach. »Kriegstüchtig«? Schon das Wort löst Angst und Unverständnis aus.

Carsten Schneider bekommt das in diesen Tagen immer wieder zu spüren.

Der 48-Jährige stammt aus Erfurt, war mal jüngster Abgeordnete im Bundestag. Vor zwei-

einhalb Jahren holte ihn Olaf Scholz ins Kanzleramt, als Staatsminister, offizieller Titel: Beauftragter der Bundesregierung für Ostdeutschland. Als solcher reist Schneider Anfang Juli durch Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. Er will ein Gegenzeichen setzen, als Anti-Frust-Beauftragter wirken. Er will zeigen, was die unbeliebte Ampelkoalition hier alles geschaffen hat. Zum Beispiel die 500 Arbeitsplätze auf der Warnowwerft.

Kann das funktionieren? Zuversicht vermitteln in einem Land, in einem Landesteil, in dem viele wütend sind?

Bei den Europa- und Kommunalwahlen im Juni hat Schneiders Partei vor allem im Osten verloren. Die SPD kam in Brandenburg gerade mal auf 13,1 Prozent, in Mecklenburg-Vorpommern sogar nur noch auf 10,3 Prozent. In beiden Ländern stellen die Sozialdemokraten Ministerpräsidentin und Ministerpräsident. Stärkste Kraft aber wurde wie in allen Ostländern außer Berlin: die AfD.

Mit Sorge blickt Schneider auf die Landtagswahlen im September. Nur noch sieben

Wochen sind es bis zu den Abstimmungen in Sachsen und Thüringen. Drei Wochen danach wählen sie in Brandenburg einen neuen Landtag. In allen drei Ländern liegt die AfD laut Umfragen auf Platz eins, wenn auch in Sachsen nahezu gleichauf mit der CDU. Das Szenario eines ersten AfD-Ministerpräsidenten ist zwar unwahrscheinlich, aber nicht auszuschließen.

Schneider will bei seinen Terminen möglichst wenig über die AfD sprechen. Bewusst hat er sich bei seiner Reise auch für Mecklenburg-Vorpommern entschieden, obwohl dort nicht gewählt wird.

Als Ostbeauftragter muss er an zentralen Entscheidungen der Regierung beteiligt werden, obwohl er kein Vetorecht hat. Wenn ausländische Investoren auf den Kanzler und Wirtschaftsminister Robert Habeck zukommen, bietet die Regierung zuerst Standorte in Ostdeutschland an. So berichtet es Schneider. So kämpft er gegen den Frust an. Gegen diese Abstiegs- und Abstiegserzählung, wonach alles immer schlechter werde.

Erster Halt auf seiner Reise ist die PCK-Ölraffinerie in Schwedt an der Grenze zu Polen. Sie hat strategische Bedeutung, von hier werden der Nordosten Deutschlands und der Westen Polens mit Treibstoff versorgt. Nach dem Beginn des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine sei er in Schwedt auf harte Ablehnung gestoßen, erzählt Schneider. Die Erzählung damals: Wenn kein russisches Öl mehr fließt, verlieren hier 3000 Menschen ihren Job. Viele wollten die Schuld nicht beim Kriegstreiber, dem russischen Präsidenten Wladimir Putin sehen. Der Frust richtete sich gegen Berlin, gegen die Bundesregierung.

Mittlerweile ist die Raffinerie wieder zu 80 Prozent ausgelastet. Vor allem dank des Öls, das über den Rostocker Hafen per Pipeline zur Weiterverarbeitung nach Schwedt kommt. 15 Prozent des Rohstoffs gelangen aus Kasachstan über die durch Russland verlaufende Druschba-Pipeline nach Deutschland. Von einem »internationalen Cocktail« spricht Raffineriechef Ralf Schairer.

Der Kampf für den Erhalt der PCK-Raffinerie habe seine Arbeit in den vergangenen Jahren geprägt, sagt Schneider. »Alle 3000 Mitarbeiter des Standorts konnten gehalten werden.« Zuletzt hat das Unternehmen laut eigenen Angaben 100 Leute eingestellt, knapp 150 Auszubildende lernen auf dem Gelände.

Schneider spricht von einem »hoch symbolischen Ort«. Schwedt zeige, dass es nicht nur auf Versorgungssicherheit ankomme, sondern auch auf politische Sicherheit.

Die SPD stellt in Schwedt die Bürgermeisterin und die Mehrheit im Stadtrat. Doch die Wahlen im Juni haben die Partei erschüttert. Die Ost-SPD ist in einer prekären Lage. Seine Partei versuche, für alle Milieus Politik zu machen, sagte Schneider nach der Europawahl. Es gebe aber eine »harte Polarisierung« zwischen unterschiedlichen Lebensrealitäten. »Davon wird die SPD zermalmt.«

Zermalmt zwischen AfD und dem Bündnis Sahra Wagenknecht (BSW).

Zermalmt aber auch zwischen FDP und Grünen, die mehr Waffen für die Ukraine fordern, und den eigenen Anhängern, die das skeptisch sehen.

Schneider ist kein Schönredner. In Sachsen und Thüringen könnte die SPD sogar aus dem Landtag fliegen. Es wäre das erste Mal in der bundesdeutschen Geschichte.

Soll er deshalb den Wählerinnen und Wählern von AfD und BSW nach dem Mund reden? Das lehnt Schneider ab. Klar, die Gesellschaft im Osten sehne sich nach 35 Jahre permanenten Umbruchs nach Ruhe. »Die große Herausforderung ist es, den Leuten zu sagen: Das wird nicht gehen.«

Nach dem Besuch der Ölraffinerie in Schwedt geht es um erneuerbare Energie. »Ohne Ostdeutschland gibt es keine Energiewende«, sagt Schneider. Der Osten mache nur 15 Prozent der deutschen Bevölkerung aus, aber 27 Prozent der erneuerbaren Energie werde hier produziert. Das komme in der öffentlichen Debatte zu wenig vor.

Die AfD bestreitet den menschengemachten Klimawandel, will zurück zur Atomkraft und weiter auf Kohle und Gas setzen. Auch die Wagenknecht-Partei fordert, wieder Gas aus Russland zu beziehen. Die Energieversorgung lasse sich »im Rahmen der heutigen Technologien nicht allein durch erneuerbare Energien sichern«, heißt es im Gründungsmanifest des BSW. In vielen Orten Deutschlands gibt es erbitterten Widerstand gegen jedes Windrad, jeden Solarpark.

Es werde hart, in den kommenden Jahren neue Anlagen durchzusetzen, gibt Schneider zu. BSW und AfD nutzten die Widerstände aus. Zwei Parteien als Frustkatalysatoren.

Schneider sucht nach Verbündeten. Gefunden hat er ein paar davon in Neuenkirchen, einer kleinen Gemeinde nördlich von Greifswald. Hier versucht eine Bürgerinitiative, Fotovoltaikanlagen auf den Dächern von Schulen und Kitas durchzusetzen.

Andreas Dinklage hat mit anderen Bürgern eine Genossenschaft gegründet. Sein Ziel: Die Bürger sollen profitieren, etwa über günstigere Strompreise. Dinklage und seine Mitstreiter kämpfen jedoch mit der Bürokratie. Einfach sei es nicht, bei all den Gesetzen und Verordnungen durchzusteuern, sagt er. Leider sei bei der Energiewende »ein bisschen die Luft raus«. Die Klimakrise lasse sich aber nur bekämpfen, »wenn wir vor der eigenen Haustür kehren«.

Schneider hat die Bürgerinitiative mit einem Preis für bürgerschaftliches Engagement ausgezeichnet. »Die Akzeptanz der Energiewende hängt stark davon ab, dass die Leute was davon haben«, sagt er. Mit Windkraft werde viel Geld verdient. Es könne doch nicht sein, dass davon nur der Zahnarzt aus München profitiere, über Finanzanlagen in Fonds.

Jetzt klingt Schneider selbst ein wenig gefrustet.

Christian Teevs

SPIEGEL TV Programm



Kroatische Ultras auf dem Weg ins Berliner Stadion

SPIEGEL TV

MONTAG, 15. 7., 22.35 – 0.00 UHR, RTL

Blut und Spiele für die Polizei – Fußball-EM in Deutschland

Vier Wochen Fußball-Europameisterschaft in Deutschland – mittendrin die Polizei und SPIEGEL TV. Reporter begleiten Fahnder, die sich mit Hooligans auseinandersetzen oder Markenverstöße ahnden. Andere Ermittler jagen Diebe, kontrollieren die Security oder nehmen Randalierer und Messerstecher fest, Polizeiführer sind im Dauerstress. Thema ist auch ein veritabler Sicherheitskandal.

SPIEGEL TV REPORTAGE

MONTAG, 15. 7., 22.20 – 23.20 UHR, SAT.1

Mein Leben mit 200 Kilo – letzte Hoffnung Magen-OP?!



Adipositaspatientin

Der Kampf gegen Übergewicht und Fettleibigkeit gehört zu den größten Herausforderungen unserer Zeit. Nie zuvor waren die Menschen so dick wie heute. Wissenschaftler schlagen Alarm: 2035 könnte mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung an Adipositas leiden. Ein ernst zu nehmendes Problem – auch in

Deutschland. Die SPIEGEL-TV-Reportage begleitet Menschen, die seit vielen Jahren mit ihrem Gewicht kämpfen und sich nach unzähligen Diäten für eine radikale Maßnahme entschieden haben: eine Magenverkleinerung.

SPIEGEL TV DIGITAL

AUF DEM YOUTUBE-KANAL VON SPIEGEL TV UND DER SPIEGEL ODER AUF SPIEGEL.DE

Wer war Rudolf Heß? – Der Stellvertreter Hitlers

Seinen Führer verehrte er fanatisch und bedingungslos: Rudolf Heß, Stellvertreter Adolf Hitlers im nationalsozialistischen Deutschland. Heß gilt als eine der Schlüsselfiguren der NSDAP, zuständig für die ideologische Ausrichtung und die Sicherung des Machterhalts des Diktators. Bis heute ranken sich Mythen und Verschwörungstheorien um Heß: naiver Stellvertreter Hitlers, wunderlicher Dilettant, verrückter Fanatiker? Wer war der Mann, der den verbrecherischen Führerstaat mit aufbaute?

Die Dokureihe »Wer war ...« porträtiert die wichtigsten Akteure und Unterstützer des NS-Regimes.



NSDAP-Funktionär Heß in Berlin 1934

Auf der A2 in den Krieg

VERTEIDIGUNG Kommt es zur Eskalation an der Nato-Ostflanke, müssen Hunderttausende Soldaten verlegt werden. In einem Geheimpapier wird der Ernstfall geplant.

Wenn es passiert, dann vielleicht hier. Nördlich von Magdeburg quert die Autobahn die Elbe, gute 80 Kilometer vom Berliner Ring entfernt. Die Brücke Hohenwarthe ist mit fast 1200 Metern die längste entlang der A2. Brücken wie diese sind Nadelöhere. Und sie könnten durch Sabotageakte unpassierbar werden. Oder durch einen russischen Raketenangriff. Käme es dazu, wäre mit der A2 eine der meistfrequentierten Verkehrsachsen der Republik lahmgelegt. Und eine der wichtigsten Versorgungs- und Nachschubrouten für die Front im Osten.

Ein dystopischer Plot für einen Kriegsthriller? Keineswegs.

Es geht um Szenarien, wie sie Deutschlands Ministerien, Behörden und die Bundeswehr gerade im Detail durchspielen. Ab 2029 wird Russland in der Lage sein, die Nato anzugreifen. Davon gehen Experten aus, wie Carsten Breuer, der Generalinspekteur der Bundeswehr.

Die Bundesrepublik wäre zunächst sicher nicht Frontstaat wie in den Planspielen des Kalten Krieges. Doch Hunderttausende Nato-Soldaten müssten gen Osten verlegt werden. Und das innerhalb kürzester Zeit. Die A2 wäre dafür zentral, eine Autobahn von Oberhausen bis zum Berliner Ring.

Es ist die Logistik eines bislang undenkbaren Krieges in Europa, Deutschland wäre die Drehscheibe. Dabei stellen sich jede Menge Fragen: Was können die Heimatschutzkompanien leisten? Wie viele Truppen müssen in kurzer Zeit durchs Land gebracht werden? Können die Soldaten auf dem Weg nach Osten selbst zum Angriffsziel werden?

Nach allem, was man weiß, buchstabierte der als geheim eingestufte Operationsplan Deutschland (OPLAN DEU), den die Bundeswehr erarbeitet hat, konkret aus, was es für das Land bedeutet, kriegstüchtig zu werden. »Durch die russische Aggression«, sagte Bundesinnenministerin Nancy Faeser (SPD) dem SPIEGEL, gebe es eine völlig veränderte Sicherheitslage. »Deshalb müssen wir neben der militärischen Abschreckung und Verteidigung auch den Zivilschutz weiter stärken.«

Zuletzt war es so, dass die Bundeswehr im Innern vor Ort half, wann immer es Engpässe gab – während der Pandemie in Impfzentren oder in Hochwassergebieten beim Schleppen von Sandsäcken. Eskaliert die Lage im Osten

der Nato, wäre es umgekehrt: Das Militär könnte angesichts begrenzter Kapazitäten im Inland auf Hilfe angewiesen sein.

Von der zivilen Seite, heißt es aus der Bundeswehr, würde dann vielfältige Unterstützung für die Truppenverlegung verlangt. Es ginge um Verpflegung, Unterbringung, Parkplätze, Frischwasser, Müllentsorgung. Behörden, Kommunen und Technisches Hilfswerk wären besonders gefragt. Die Gespräche über die Dimension der Herausforderung, die ein Krieg an der Nato-Ostflanke im Inland be-



5 • Grafik; Karte: OpenStreetMap



Militärkonvoi

deuten würde, haben begonnen. Und sie werden immer konkreter.

Das Szenario: Innerhalb von drei bis sechs Monaten müssten 800.000 Soldaten von Nordseehäfen in den Niederlanden, Belgien und Deutschland nach Osten gebracht werden. Und mit ihnen mutmaßlich rund 200.000 Fahrzeuge, schweres Gerät, Lastwagen, Panzer auf Tiefladern, eine Kolonne von etwa 13.000 Kilometer Länge. Die A2 wäre die erste Wahl für diese Mammutverlegung.

»In diesen Szenarien müssten während ihrer Durchreise die Soldatinnen und Soldaten versorgt und untergebracht werden, für ihre Technik würde Energie und Infrastruktur benötigt«, sagt Ralph Tiesler, Präsident des Bundesamts für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK). Das setze Stromversorgung, Zelte, Feldbetten, Großküchen und Treibstoffvorräte voraus – und ausreichend Personal.

BBK-Chef Tiesler erwartet für den Fall der Fälle »gezielte Störmanöver auf die Truppenbewegungen«. Aus der Bundeswehr heißt es: »Dass gegnerische Akteure Maßnahmen ergreifen könnten, um Truppenbewegungen der Nato zu hemmen oder zu verlangsamen, ist realistisch.« Das THW bereitet sich auf Räumarbeiten auf Verkehrswegen vor. Bund, Länder und Bundeswehr arbeiten hinter den Kulissen weitere Pläne aus. Zu klären sei, »welche Verkehrswege für den Transport genutzt werden, welche Brücken in Betracht kommen und wo Rastplätze eingeplant sind und wie diese geschützt werden müssen«, heißt es in einer Bundeswehrbroschüre.

Die Sicherung von Verkehrsachsen wie der A2 müsse eng mit der Polizei und anderen zivilen Institutionen abgestimmt werden. Alle 300 bis 500 Kilometer entlang der Routen müssten die Konvois stoppen können. Benötigt werden auch Ausweichstrecken, sollten die Hauptrouten nicht mehr intakt sein. Flächen an Flüssen müssen dafür gesichert werden, die womöglich als Zufahrten für Behelfsbrücken benötigt werden.

Alsfeld in Hessen im Frühjahr 2024, die Bundeswehr probt den Aufbau eines sogenannten Convoy Support Center. Ein militärischer Rastplatz für Truppenverlegungen bei der eigens angemieteten »Hessenhalle«, direkt an der Autobahn A5, über die es Richtung Osten geht. Eine Übung mit knapp 200 Soldaten, zwei Kolonnen der US-Army fahren vor.

Wochen später ist Stephan Paule, Bürgermeister des 17.000-Einwohner-Städtchens, immer noch verwundert über die geringe Resonanz: Ein paar Schaulustige habe es gegeben, das ja, besonders groß sei das Interesse aber nicht gewesen. Keine Zustimmung, keine Ablehnung. Dabei sei Verteidigungsfähigkeit doch so wichtig, findet der CDU-Kommunalpolitiker, man habe das Thema viel zu lange vernachlässigt. »Was Zeitenwende bedeutet«, sagt Paule, »haben bisher nur die wenigsten verstanden.«

Rasmus Buchsteiner



BMBF

dts Nachrichtenagentur / ddp

Liberaler Philippi, Stark-Watzinger: »Jetzt ist die Schusslinie klar«

»Verwirrte Gestalten«

FORSCHUNG Roland Philippi, der Nachfolger der von Forschungsministerin Bettina Stark-Watzinger geschassten Staatssekretärin, spielt selbst eine Rolle in der Fördergeldaffäre. Das zeigen interne Chats des Ministeriums.

Grundsatzfragen und Strategien« heißt eine Abteilung im Bundesministerium für Bildung und Forschung, ihr stand bisher Ministerialdirektor Roland Philippi vor. Philippi, ein Parteigänger aus der hessischen Heimat von Ressortchefin Bettina Stark-Watzinger (FDP) und seit Dezember 2021 in ihrem Ministerium tätig, rückte am Mittwoch in die Spitze des Hauses auf und wurde zum Staatssekretär ernannt.

Mit der Besetzung will Stark-Watzinger offenbar die seit vielen Wochen schwelende Fördergeldaffäre im Ministerium beenden. Doch es könnte sein, dass sich die vermeintliche Lösung als Teil des Problems entpuppt.

Dem SPIEGEL liegen interne Chatprotokolle aus dem Ministerium vor, die Philippi als Scharfmacher in der Affäre zeigen. Als einen, der nichts dagegen hätte, wenn politisch missliebige Wissenschaftler Sorge um ihre Förderung hätten.

Hintergrund: Im Juni war nach ARD-Recherchen bekannt geworden, dass ein brisanter Prüfauftrag an die Mitarbeiter von Stark-Watzingers Ministerium ging. Offenbar aus der Leitungsebene. Demnach sollten strafrechtliche Konsequenzen für die bis dahin mehr als 130 Unterzeichner und Unterzeichnerinnen eines offenen Briefs geprüft werden. Sie hatten gegen die Räumung eines propalästinensischen Protestcamps an der

Freien Universität (FU) Berlin protestiert. Außerdem sollte geprüft werden, ob man den Wissenschaftlern Fördermittel des Bundesministeriums entziehen könne.

Stark-Watzinger erklärte, sie habe einen Auftrag, förderrechtliche Konsequenzen prüfen zu lassen, »nicht erteilt und auch nicht gewollt«. Verantwortlich war nach Lesart des Ministeriums Sabine Döring, eine der beiden beamteten Staatssekretärinnen. Ihr telefonisch erteilter Auftrag war offenbar in einer Abteilung missverstanden worden, eine förderrechtliche Prüfung soll gar nicht beabsichtigt gewesen sein. Trotzdem erklärte Stark-Watzinger das Vertrauen für zerstört und schickte ihre Staatssekretärin in den vorzeitigen Ruhestand.

Mit dem promovierten Politikwissenschaftler Philippi will Stark-Watzinger nun ausgerechnet einen Mann zum Nachfolger ernennen, der in der internen Chatrunde schon Tage vor dem im Mai erteilten Prüfauftrag unwidersprochen seine Genugtuung über eine mögliche Selbstzensur der Wissenschaftler ausdrückte.

Die Chatgruppe der Ministeriumsspitze namens »BMBF-Kommunikation« im Messengerdienst Wire zählt zu jenem Zeitpunkt zwölf Mitglieder, darunter die beiden Staatssekretärinnen, zwei parlamentarische Staatssekretäre, den Kommunikationschef, den Pressesprecher – und die Ministerin selbst.

Hier werden regelmäßig interne Absprachen auf höchster Ebene getroffen.

Der 9. Mai ist ein Feiertag, Christi Himmelfahrt, die Ministeriumsspitze tauscht sich am Morgen trotzdem aus. Es ist zwei Tage nach der Räumung des propalästinensischen Protestcamps an der FU. Tags zuvor hat Stark-Watzinger via »Bild«-Zeitung nahegelegt, die Unterzeichner des offenen Briefs stünden nicht mehr »auf dem Boden des Grundgesetzes«.

Die Ministerin teilt im Chat einen Post des Berliner Politikwissenschaftlers Ilyas Saliba, einen der Unterzeichner des offenen Briefs. Auf X spricht Saliba die Ministerin an und warnt vor Einschüchterung: »Aufgrund Ihrer (hetzenden) Worte ziehen Wissenschaftler:innen ihre Unterschrift von einem offenen Brief zurück da sie Angst um die Finanzierung ihrer Projekte & Stellen haben. Das muss diese #Wissenschaftsfreiheit sein für die Sie sich angeblich so starkmachen @starkwatzinger?«

Im internen Chat kommentiert Stark-Watzinger den Post: »Ist natürlich Quatsch, denn a) die Auswahl von Projekten erfolgt auf wissenschaftlicher Basis, b) das entscheidet nicht ich und c) man kann nicht erwarten, dass man selbst alles sagen kann und dann keinen Gegenwind ertragen. Müssen nur aufpassen, dass hier kein Narrativ gesponnen wird. Denn jetzt ist die Schusslinie klar.«

Acht Minuten später schaltet sich Roland Philippi ein: »Persönliche Meinung: Wenn sich dadurch eine Art informelle, »freiwillige« und selbst auferlegte Antisemitismus-Klausel für unsere Förderung bei so manchen, verwirrten Gestalten etabliert (bspw so einen Aufruf nun mal eben nicht zu unterzeichnen wg Sorge um die Förderung), hätte ich jetzt ad hoc nix gegen...«

Persönliche Meinung hin oder her: Mit der Wissenschaftsfreiheit, wie sie im Grundgesetz verankert ist, hat eine solche Auffassung wenig zu tun. Und Stark-Watzinger? Sie unterbindet es nicht, lässt die Diskussion laufen.

Auf mehrere Nachfragen des SPIEGEL reagierte das Ministerium nicht inhaltlich. Eine Sprecherin erklärte lediglich, über die Abläufe im Ministerium sei bereits Transparenz hergestellt worden: »Eine angebliche persönliche Kommunikation kommentieren wir nicht. Im Übrigen weisen wir darauf hin, dass sie nicht im Widerspruch zur bisherigen Sachverhaltsdarstellung stünde.«

Die Rechercheplattform »Frag den Staat« hat mittlerweile einen Eilantrag beim Verwaltungsgericht Köln gestellt, der das Ministerium verpflichten soll, die Wire-Kommunikation zu sichern. Das Gericht hat daraufhin zunächst untersagt, dass die Daten gelöscht werden.

Als Staatssekretär wird Philippi für Förderpolitik zuständig sein. Und damit auch für die Forschungsarbeiten jener Hochschullehrer, die er noch im Mai als »verwirrte Gestalten« bezeichnete.

Deike Dienes, Armin Himmelrath, Miriam Olbrisch



Aline Dedert / dpa

Näher dran

PARTEIEN Seit 33 Jahren regiert die SPD im konservativen Rheinland-Pfalz, nun soll Alexander Schweitzer die Erfolgsgeschichte fortsetzen. Was kann die angeschlagene Kanzlerpartei im Bund davon lernen?

Um fünf Minuten vor neun hält sein Dienstwagen am Marktplatz in Andernach am Rhein. Alexander Schweitzer lässt sich von seinem Fahrer das Jackett reichen, murmelt etwas über den Nieselregen und sagt dann einen Satz, den sie in der rheinland-pfälzischen SPD seit mehr als drei Jahrzehnten zum Mantra erhoben haben. »Ich geh dann mal los zu de Leut.«

Schweitzer, 50, hat an diesem Samstagmorgen im Juni schon eine gut zweistündige Fahrt hinter sich; von Bad Bergzabern im Süden, wo er wohnt, bis in den Landkreis Mayen-Koblenz im Norden, wo er einen SPD-Kandidaten bei der Landratswahl unterstützt. Auf dem Andernacher Marktplatz steuert er auf ein Café mit ein paar Gästen zu. »Guten Tag, ich heiße Alexander Schweitzer, wohnen Sie alle hier in der Gegend?«

Es folgen Small Talk, Selfies und Fragen wie: Fahren die Züge und Busse pünktlich? Fällt die Schule aus? Werden Schlaglöcher gefüllt? »In persönlichen Begegnungen erfahre ich häufig mehr, als ich in politischen Runden lernen könnte«, sagt Schweitzer. Deshalb der Aufwand an einem Wochenendvormittag, an dem es vermutlich genug anderes zu tun gäbe – kaum mehr als zwei Wochen vor seiner Wahl zum nächsten Regierungschef in Rheinland-Pfalz.

Den Auftritt in Andernach hatte Schweitzer einige Zeit zuvor vereinbart, als Minister für Arbeit, Soziales, Transformation und Digitalisierung in der Landesregierung von Malu Dreyer. Als er auf dem Marktplatz ankam, war er schon Dreyers designierter Nachfolger.

An diesem Mittwoch nun ist Schweitzer im Landtag zum neuen Ministerpräsidenten gewählt worden,

Designierter Nachfolger Schweitzer, Ministerpräsidentin Dreyer am 19. Juni:

»Ich geh dann mal los zu de Leut«

mit 57 Stimmen – das sind drei mehr, als seine Ampelkoalition hat. Er soll nun zeigen, dass die SPD noch zu retten ist, trotz verheerender Ergebnisse wie zuletzt bei der Europawahl, trotz des desaströsen Ansehens der Regierungskoalition in Berlin.

Schweitzer und seine Regierung, so hoffen die Genossen in Mainz, könnten zu einem Gegenentwurf zu Olaf Scholz und seiner Ampel werden, zu einer sozialdemokratischen Erfolgsgeschichte, die schon Schweitzers Vorgänger geprägt haben, zuletzt die beliebte Ministerpräsidentin Malu Dreyer.

Das katholisch-konservative Bundesland im Südwesten der Republik ist ein politisches Paradox. Bei Bundestagswahlen gewinnen dort seit 1949 fast immer die Christdemokraten. Anfang Juni, als neben dem EU-Parlament auch die Stadt- und Kreisparlamente gewählt wurden, lag die CDU landesweit mit mehr als zehn Prozentpunkten vor der SPD. Doch wenn es um die Landesregierung geht, verkehrt sich die politische Arithmetik: In der Mainzer Staatskanzlei gibt seit 33 Jahren die SPD den Ton an. Er habe »keinen Zweifel«, sagt Schweitzer, dass das auch so weitergehe.

Und so blicken viele aus der Bundespartei mit einer Mischung aus Neid und Anerkennung nach Rheinland-Pfalz. Dort funktioniert, was in Berlin schief läuft. Selbst die Ampel, die im Bund mit größter Mühe zusammengehalten wird, regiert in Rheinland-Pfalz bereits in der zweiten Legislaturperiode weitgehend geräuschlos.

Das Mainzer Erfolgsrezept? Eine Mischung, so sehen es die rheinland-pfälzischen Genossen, aus demonstrativer Nahbarkeit, Disziplin und Geschlossenheit. Nötig sei aber auch eine Offenheit gegenüber Themen und Gesprächspartnern, über die in Berlin-Mitte viel zu oft die Nase gerümpft werde.

»Wir müssen den Menschen zugestehen, dass sie auch Dinge denken und sagen, die nicht in einen Leitartikel der ›taz‹ passen würden«, sagt Schweitzer. Wenn die Deutsche Bahn ein jämmerliches Bild abgebe, die Inflation das Einkommen auffresse, Klimaschutzauflagen fürs Häuschen und Kosten für die Pflege als unbezahlbar wahrgenommen würden, dann müsse sich die SPD damit auseinandersetzen.

Wenige Tage nach dem Auftritt in Andernach und kurz vor seiner Wahl zum Ministerpräsidenten sitzt Schweitzer wieder auf dem Rücksitz

seines Dienstwagens, draußen ziehen die grünen Hügel des Pfälzerwalds vorbei. Der Arbeitsminister war am Morgen bei mehreren Bürgermeistern einer Verbandsgemeinde, um Förderbescheide zu übergeben. Das Land übernimmt einen großen Teil der aufgelaufenen Schulden.

Eigentlich wäre das ein Job für die Finanzministerin oder den Innenminister gewesen. Aber weil gerade recht viele solcher Bescheide zu vergeben sind, dürfen die anderen Ministerinnen und Minister der Mainzer Ampelregierung auch mal ran, egal welcher der drei Parteien sie angehören. Meist kommt die Lokalpresse vorbei und berichtet begeistert. So funktioniert aus Sicht der Rheinland-Pfälzer harmonisches Regieren: Wenn gute Nachrichten zu verkünden sind, sollten alle profitieren, über Ressort- und Parteigrenzen hinweg. Wer nur kurzfristige Geländegewinne auf Kosten der anderen im Kopf habe, schade am Ende allen, glaubt Schweitzer.

Nach dem Termin bei den Bürgermeistern ist Schweitzer zum gemeinsamen Jubiläumsfest eines Altenheims und eines Kindergartens eingeladen, ein Termin für schöne Bilder mit singenden Kindern und freundlichen Senioren. Dann geht es weiter nach Pirmasens, bis vor Kurzem eine der am höchsten verschuldeten Städte Deutschlands. Auch dort hat die Mainzer Ampelregierung einen Großteil der Schulden übernommen. Trotzdem bleibt die christdemokratisch regierte Stadt für die SPD ein schwieriges Pflaster. Die Region leidet unter ihrer Randalage, an den Langzeitfolgen abgewandelter Industrie und unter einem immensen Leerstand von Wohnungen.

Schweitzer besucht eine Wohngemeinschaft für Pflegebedürftige, er nimmt sich Zeit für die Gespräche mit Pflegekräften und Bewohnern. Spricht er mit Menschen im Rollstuhl, geht er in die Knie, um seinen 2,06 Meter großen Körper auf Augenhöhe mit seinen Gesprächspartnern zu bringen. »Respekt« ist eines der Wörter, die er an diesem Tag häufig gebraucht: Respekt vor Lebensleistung, Respekt für Pflegerinnen und Pfleger, Respekt vor anderen Meinungen. Auch über den anwesenden CDU-Bürgermeister äußert Schweitzer sich lobend.

Zum Mittagessen gibt es vegane Gerichte, Salat mit Couscous und Falafel. Er habe seine Ernährung »aus persönlichen Gründen« umgestellt, sagt Schweitzer, »aber ich bin der toleranteste Veganer unter der Sonne«. Selbstverständlich schreibe er niemandem vor, was bei ihm auf den Tisch zu kommen habe, sagt er. Es wäre auch kaum mehrheitsfähig in einem Land, in dem Kurt Beck in seiner fast zwei Jahrzehnte währenden Regierungszeit als Landeschef den Genuss von »Schnüffel«, also Schweinsnasen, zelebrierte. Und in dem SPD-Ortsvereine nach wie vor mit der Aussicht auf »Weck, Worscht un Woi« zu fleisch- und alkohollastigen Veranstaltungen einladen.

In Rheinland-Pfalz haben die Genossen ein feines Gespür dafür entwickelt, in wel-

chem Tempo man Menschen Veränderungen zumuten sollte – und wann eher nicht. Auf jeden Fall müsse man tiefgreifende Einschnitte in die Lebensverhältnisse sehr gut vorbereiten und immer wieder in langen Gesprächen mit Bürgerinnen und Bürgern rückkoppeln, sagt Schweitzer. Das habe er bei Beck gelernt, dem er über viele Jahre unter anderem als SPD-Generalsekretär zuarbeitete. Auch das war ein zeitraubender Job mit vielen Terminen und Fahrten durchs Land. Aber anders gehe es nicht. Er komme mit »maximal fünf Stunden Schlaf pro Nacht aus«, sagt der künftige Regierungschef.

Welchen Rat aber hat Schweitzer für seine darbenende Partei im Rest des Landes? Die SPD, sagt er, sollte sich auf Themen konzentrieren, die »die Menschen am Küchentisch besprechen«. Reicht das Geld für den Urlaub? Werden wir mit der Rente auskommen? Was machen wir, wenn das Auto kaputtgeht? »Wenn diese Fragen geklärt sind, haben die Menschen auch eher die Bereitschaft, sich auf Veränderungen einzulassen«, glaubt Schweitzer.

Er weiß allerdings auch, dass sich die Rezepte aus Rheinland-Pfalz nicht so einfach auf die Bundespolitik übertragen lassen. In der Hauptstadt sind die Scheinwerfer greller, ist der Druck auf die Kanzlerpartei größer. Auch notorische Querulanten bei den Koalitionspartnern wie Anton Hofreiter bei den Grünen oder Wolfgang Kubicki von der FDP gibt es in Mainz nicht.

Und da sind auch parteiinterne Unterschiede: Die Bundespartei und die Fraktion im Bundestag sind geprägt von ihren Strömungen, Parteilinke, konservative Seeheimer, pragmatische Netzwerker. Das hat Vorteile

Die SPD solle sich auf Themen konzentrieren, »die Menschen am Küchentisch besprechen«.

Alexander Schweitzer



Landesvater Beck 2005

für den Ausgleich von Posten und Macht. Es führt aber auch dazu, dass die Flügel vor allem an ihren eigenen Gewinn denken und weniger an die Partei. In der rheinland-pfälzischen SPD gibt es fast keine spürbaren Strömungen und kaum Streit. Für die Parteispitze macht das vieles leichter.

Schweitzer wird in der Berliner Parteizentrale geschätzt. Er gilt als professionell, strategisch klug und loyal. Ähnlich wie bei Malu Dreyer gibt es im Willy-Brandt-Haus kaum jemanden, der schlecht über ihn redet. Selbst bei Parteilinken – von denen er sich inhaltlich deutlich unterscheidet – genießt er einen guten Ruf. Das mag auch daran liegen, dass er selbst nicht über Parteifreunde lästert.

Dreyer hat es in den vergangenen Jahren allerdings versäumt, ihren Leuten führende Posten auf Bundesebene zu verschaffen. Die rheinland-pfälzische SPD ist weder im Kabinett von Olaf Scholz noch im engsten Führungszirkel der Bundespartei vertreten. Bei der Postenvergabe nach der Bundestagswahl habe Dreyer sich über den Tisch ziehen lassen, heißt es aus der Landespartei.

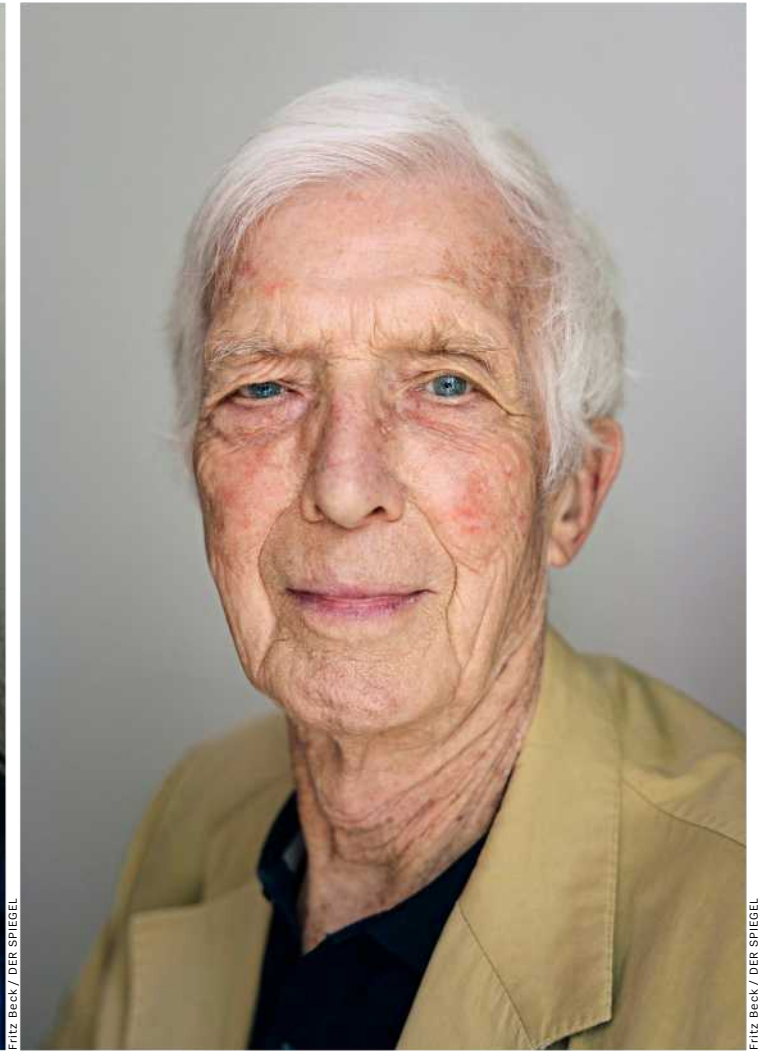
Das soll mit Schweitzer anders werden. Er will sich mehr einmischen, mehr Präsenz in Berlin zeigen. Helfen könnte dabei ein einflussreicher Posten, den er im kommenden Jahr übernehmen dürfte. Turnusgemäß wechselt der Vorsitz der Ministerpräsidentenkonferenz 2025 nach Rheinland-Pfalz. Das Gremium der Regierungschefs hat seit der Coronapandemie an Bedeutung gewonnen, es gilt als Gegengewicht zum Kanzleramt. Für Schweitzer könnte die Führungsrolle eine Chance sein, bundespolitisch auf sich aufmerksam zu machen.

Seine Bewährungsprobe wartet allerdings in Rheinland-Pfalz: Schweitzer muss die Landtagswahl im Frühjahr 2026 gewinnen. Ein Selbstläufer wird das nach über drei Jahrzehnten SPD-Herrschaft im Lande nicht. Dreyers Beliebtheitswerte und die Zustimmung zu ihrer Regierung sind seit einiger Zeit deutlich gesunken. Das dürftige Krisenmanagement bei der Flutkatastrophe im Ahrtal hat viele Rheinland-Pfälzer enttäuscht, der Katastrophenschutz des Landes hatte sich als völlig überfordert herausgestellt.

Als Dreyer Mitte Juni ihren Rücktritt erklärte und Schweitzer als ihren Nachfolger vorstellte, begründete sie das damit, dass ihr die Kraft für das Regierungsamt auszugehen drohe. Aber das war nur ein Teil der Wahrheit. Es ging vor allem darum, ihrem Parteifreund eine größere Bühne mit einem ausreichenden Vorlauf und den Ressourcen einer Staatskanzlei zur Landtagswahl zu überlassen. So hatte es auch Dreyers Vorgänger Kurt Beck gehalten, als er Anfang 2013 die Regierung in ihre Hände legte.

Letztlich ist auch das eine Lehre aus Rheinland-Pfalz etwa für den Bund: Spitzenpolitiker sollten nicht um jeden Preis an Ämtern kleben, sondern uneitel genug sein, sich rechtzeitig aus dem Spiel zu nehmen.

Matthias Bartsch, Christian Teevs



»Wir dürfen das Erbe nicht missbrauchen«

SPIEGEL-GESPRÄCH Ihr Großvater und sein Vater waren an dem Attentat vom 20. Juli 1944 auf Adolf Hitler beteiligt: Hier sprechen Annette von Schlabrendorff und Alfred von Hofacker über die Bedeutung dieses Tages für das Land und für ihre Familien.

Schlabrendorff, 39, ist Lehrerin für Philosophie und Politikwissenschaft an einem Berliner Gymnasium und gehört dem Vorstand der Stiftung 20. Juli an. Ihr Großvater war der Jurist Fabian von Schlabrendorff (1907 bis 1980). Dieser hatte bereits 1943 gemeinsam mit anderen ein Attentat auf Hitler versucht, das scheiterte, aber unentdeckt blieb. Schlabrendorff war ein enger Vertrauter

und Verbindungsmann seines Cousins Henning von Tresckow, einer der zentralen Figuren des 20. Juli. Nach dem Scheitern der Pläne wurde er verhaftet und gefoltert und stand vor dem Volksgerichtshof, hat aber mit viel Glück überlebt. Später war er Richter am Bundesverfassungsgericht.

Hofacker, 89, lebt im oberbayerischen Icking. Der Jurist ist das zweitjüngste von fünf Kindern des Offiziers Cäsar von Hofacker (1896 bis 1944), der ein Cousin von Claus Schenk Graf von Stauffenberg war. Cäsar von Hof-

Nachkommen Schlabrendorff, Hofacker: »Es hat gedauert, bis diese Feierlichkeiten akzeptiert wurden«

acker war Mitarbeiter des deutschen Militärbefehlshabers in Frankreich, Carl-Heinrich von Stülpnagel. Gemeinsam mit diesem hatte er in Paris den Machtwechsel nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 vorbereitet und eingeleitet und wurde dafür im Dezember 1944 in Berlin hingerichtet.

SPIEGEL: Herr von Hofacker, Ihr Vater Cäsar von Hofacker war vor 80 Jahren am Attentat des 20. Juli beteiligt: Eine Gruppe um Claus Schenk Graf von Stauffenberg wollte Hitler töten,

Das Gespräch führten die Redakteurinnen Anke Dürr und Marianne Wellershoff.

Deutschland von den Nationalsozialisten befreien. Werden Sie zu den Gedenkfeiern nach Berlin fahren?

Hofacker: Ja, wie seit Jahren. Für mich ist das zentrale Ereignis der ökumenische Gottesdienst im Hinrichtungsschuppen in Plötzensee. Wenn ich unter dem Balken sitze, an dem mein Vater gehangen hat, kommt mir die Vergangenheit doch sehr nahe.

SPIEGEL: Erinnern Sie sich noch daran, als Sie zum ersten Mal in dem Raum waren?

Hofacker: Das war in den Fünfzigerjahren. Ich war erschüttert. Der Anblick der Haken in dem Balken hat mich tief bewegt.

SPIEGEL: Frau von Schlabrendorff, Sie sind an der Organisation der Gedenkfeiern beteiligt. Welche Gefühle haben Sie, wenn Sie in Plötzensee stehen? Oder im Bendlerblock, in dessen Innenhof Stauffenberg und andere am Attentat beteiligte Offiziere erschossen wurden?

Schlabrendorff: Die Enkelgeneration der Schlabrendorffs trifft sich immer am Gedenktag. Wir sind alle mit dem Wissen aufgewachsen, dass unser Großvater Fabian von Schlabrendorff ein Attentat auf Hitler mitgeplant hat. Aber unser Großvater hat durch einen Zufall überlebt, und ich bin eine Generation weiter weg. Das macht es emotional für mich leichter.

SPIEGEL: Der Bendlerblock ist heute Sitz des Verteidigungsministeriums. Bundeswehr und Politik sind traditionell am Gedenken beteiligt. In diesem Jahr wird der Bundeskanzler Olaf Scholz sprechen...

Schlabrendorff: ... und Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier wird Gast bei einem Mittagessen unserer Stiftung sein, das freut uns natürlich.

SPIEGEL: Es ist üblich, dass auch die im Bundestag vertretenen Parteien eingeladen werden. Wie halten Sie es mit der AfD?

Hofacker: Ich finde die Vorstellung bedrückend, dass da im Bendlerblock ein Abgeordneter der AfD neben mir sitzt und die Partei sich einmal mehr als Widerstandspartei inszeniert. Aber das muss man ertragen. Ich bin gegen ein Verbot, das wäre kontraproduktiv. Ein intakter Rechtsstaat muss das aushalten, meine Familiengeschichte auch.

Schlabrendorff: Wir sind ja zum Glück in der Mehrheit. Wir sind die Masse, meinetwegen sollen sie da sitzen. Wir haben allerdings diskutiert, wie wir mit den Kränzen der AfD umgehen sollen. Mir sind in diesem Zusammenhang die Jugendworkshops in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand wichtig. Es geht in diesem Jahr um die Verteidigung von Republik und Demokratie.

Hofacker: Es ist gut, dass so viele junge Menschen dabei sind. Ich finde es erstaunlich, wie auch in den Familien der Angehörigen der Funke auf die jeweils nächste Generation überggesprungen ist. Die Beteiligung ist heute groß. Anfangs war das nicht so, es hat gedauert, bis diese Feierlichkeiten akzeptiert wurden.

SPIEGEL: Woran lag das?

Hofacker: Zum Beispiel am militärischen Zeremoniell. Da werden Hacken zusammengeschlagen – schon dagegen haben sich viele gestraubt. Außerdem war für die Witwen und die Kinder der Widerstandskämpfer der 20. Juli ihr privater Gedenktag, sie wollten keinen öffentlichen. Und wenn dann Bundestagsabgeordnete so respektlos waren, nicht zu erscheinen, obwohl im Bendlerblock Plätze für sie reserviert waren, während Angehörige stehen mussten... Aber das ist heute zum Glück anders organisiert.

Schlabrendorff: Mein Großvater ist ab 1972 gar nicht mehr zu den Gedenkfeiern zum 20. Juli in Berlin gewesen, obwohl er die vorher besucht und dort auch Reden gehalten hatte. Stattdessen haben sich die Angehörigen an dem Tag privat getroffen. Er hat gesagt, er wehre sich damit gegen Politiker, die im Nationalsozialismus aktiv waren und jetzt diese Veranstaltung vereinnahmen würden. Außerdem haben manche kritisiert, dass der 20. Juli ein Gedenktag des Volks werden sollte. Dabei war es ja nicht das Volk, das gegen Hitler aufgestanden ist. Es waren wenige mutige Menschen.

SPIEGEL: Man kann das öffentliche Gedenken aber auch als Anerkennung sehen: Das Land hat verstanden, welche Bedeutung der 20. Juli für die deutsche Geschichte hat. Die Männer um Stauffenberg waren von vielen lange als Verräter gesehen worden, nicht als Helden.

Schlabrendorff: Das stimmt. Und solche Gedenktage sind wichtig für eine Nation.

Hofacker: Sie sind Gelegenheit, aktuelle politische Entwicklungen aufzugreifen und in Beziehung zu setzen zu damals.

SPIEGEL: Kann es auch eine Bürde sein, wenn der Vater als Held gefeiert wird?

Hofacker: Nach meiner Erfahrung tun sich Töchter damit leichter als Söhne. Meine Schwestern waren jedenfalls stolz auf unseren Vater. Ich hatte und habe dagegen Probleme mit dem Begriff Held.

SPIEGEL: Wieso?

Hofacker: Ich hatte früher einen Traum, der sich merkwürdigerweise wiederholte: Ich befinde mich auf dem Königsplatz in München und bin in einer großen Menschenmenge. Es ist der 1. Mai. Und plötzlich sehe ich, wie aus dieser Menge eine Figur herausragt. Immer höher, immer höher. Ich habe eine Blickverbindung mit ihr und erkenne meinen Vater. Ich rufe: »Vater! Du lebst noch!« Und mein Vater wendet sich mit einem verächtlichen Blick ab und verschwindet wieder in der Menge. Das habe ich lange mit mir rumgetragen, weil ich damit nichts anfangen konnte. Dabei hatte der Traum eine deutliche Botschaft.

SPIEGEL: Und zwar welche?

Hofacker: »Trenn dich von dem Gedanken, dass ich zurückkehre, ich lebe nicht mehr.« Das war die eine. Die andere war natürlich: mein Vater als überlebensgroße Gestalt.

SPIEGEL: Unerreichbar, in jeder Hinsicht.

Hofacker: Gleichzeitig hat es mich damals mit Stolz erfüllt, dass ich ihm in mancher Hinsicht ähnlich bin. Meine Mutter hat zum Beispiel oft gesagt: »Also, wie du die Kaffeetasche hebst – wie dein Vater.«

SPIEGEL: Wie präsent war das Gedenken an ihn in der Familie?

Hofacker: Ich war ein zorniger junger Mensch. Wenn meine Mutter nicht mehr weiterwusste, weil ich mich mal wieder leidenschaftlich mit meinen Geschwistern gestritten hatte, sagte sie den Satz: »Was würde jetzt dein Vater sagen, wenn er unter uns wäre?« Dann schloss sie sich in ihr Zimmer ein, kam mit



Familienvater Cäsar von Hofacker, Sohn Alfred (2. v. r.) 1944: »Wir hatten ja keine Ahnung«



Tresckow-Archiv / Ullstein Bild

verweinten Augen wieder raus, und ich stand da wie ein begossener Pudel. Auch der Todestag meines Vaters, der 20. Dezember, war für mich als Kind eine Belastung. Da wurde eine Kerze angezündet, alle Gardinen wurden zugezogen. Eine bedrückende Stimmung.

SPIEGEL: Hat das Spuren in Ihnen hinterlassen?

Hofacker: Natürlich hat mein Vater mein Leben stark beeinflusst. Zum einen bin ich, wie er, Jurist geworden. Und ich war 40 Jahre lang Mitglied der SPD. Weil sie für mich die einzige bürgerliche Partei war, die aktiv Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet hat. Und dann habe ich mich immer wieder gefragt: War es Zufall, dass ich 40 Jahre lang als Sterbegleiter in einem Hospiz aktiv war?

SPIEGEL: Und wie lautet Ihre Antwort?

Hofacker: Vermutlich hat unbewusst eine Rolle gespielt, dass ich mich, nach dem Tod meines Vaters, mit seiner Zeit im Gefängnis und dem Warten auf die Hinrichtung beschäftigt habe.

SPIEGEL: Die Geschichte Ihres Großvaters, Frau von Schlabrendorff, machte ihn ebenfalls zu einer überlebensgroßen Figur. Er hat, so schildert er es in seinen Aufzeichnungen, schon 1943 ein eigenes Attentat versucht. Zusammen mit anderen hat er eine Bombe in ein Flugzeug geschmuggelt, mit dem Hitler nach Ostpreußen fliegen wollte. Getarnt war die Bombe als ein Geschenkpaket mit Cointreau-Flaschen. Nachdem der Zünder versagt hatte, ist Ihr Großvater hinterhergefliegen und hat das Paket ausgetauscht, sodass die Sache nicht herauskam. Das wirkt ziemlich kaltblütig.

Schlabrendorff: Nach allem, was ich von ihm weiß – ich habe ihn ja nicht mehr kennengelernt –, hat er tatsächlich wenig Emotionalität gezeigt. Meine Großmutter hatte er überhaupt nicht in den Attentatsplan eingeweiht. Sicher auch zu ihrem Schutz.

Hofacker: Mich hat lange die Frage beschäftigt: Was ist in den Ehefrauen vorgegangen? Als meine Mutter nach dem 20. Juli verhaftet wurde, bibberte sie vor Angst vor dem ersten Verhör, weil das Gerücht kursierte, die Frauen würden gefoltert. Nach dem Verhör war sie fuchsteufelswütend auf meinen Vater. Sie war immer wieder gefragt worden, was sie über die Attentatspläne wusste, und sie hatte wahrheitsgemäß geantwortet, dass sie nicht eingeweiht war. Sie fühlte sich von meinem Vater hintergangen.

SPIEGEL: Andere Ehefrauen waren bis in Details eingeweiht. Aber das wäre vermutlich nicht besser für Ihre Mutter gewesen.

Hofacker: Ich glaube nur, das hat sie in der Situation damals nicht verstanden. Mein Vater ist nach seiner Verhaftung gefragt worden: »Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht, Herr von Hofacker, Sie haben doch Frau und fünf Kinder.« Und dann soll er mit einem etwas abgewandelten Zitat von Heinrich Heine geantwortet haben: »Was schert mich Weib und Kind? Jetzt geht es um mein Vaterland.« Ich habe versucht mir vorzustellen, was meine Mutter gedacht hat.

SPIEGEL: Etwas muss sie gewusst haben. Sie hat unmittelbar nach dem gescheiterten Attentat Unterlagen verbrannt.

Hofacker: Der Abend des 20. Juli wird mir immer in Erinnerung bleiben. Wir wohnten am Simssee in Oberbayern

Führungsabteilung der Heeresgruppe Mitte mit Generalmajor Henning von Tresckow (4. v. r.) und Schlabrendorff (r.) 1943

»Wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie stark die Verbundenheit zwischen diesen Männern war.«

Annette von Schlabrendorff

und saßen alle beisammen beim Abendessen, und dann kam im Radio die Sondermeldung. Wir sind alle erstarrt: Jemand hat versucht, den Hitler umzubringen! Wir Kinder waren entsetzt, wir hatten ja keine Ahnung vom Widerstand und der Tätigkeit meines Vaters. Und das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass meine Mutter das Zimmer verlässt. Und dann gucke ich aus dem Fenster und sehe, wie sie in aller Hast im Garten ein Feuer anzündet, an einem herrlichen Sommertag.

SPIEGEL: Was hat Ihr Großvater seinen Kindern vom Widerstand erzählt, Frau von Schlabrendorff?

Schlabrendorff: Mein Großvater hat alle Erinnerungen in einem Buch festgehalten. Darin schildert er auch, dass er sich nach dem 20. Juli im Prozess selbst verteidigen durfte. Vor dem Volksgerichtshof zu sprechen hat ihn so erregt, dass er einen Weinkrampf bekommen hat. Die Ereignisse haben ihn tief berührt, und weil er ein eher verschlossener Mensch war, konnte er erst recht nicht mehr über sie reden.

SPIEGEL: Aber aufschreiben konnte er sie.

Schlabrendorff: Genau das hätte ihm die Familie auch übel nehmen können: Er wird im Mai 1945 aus dem Gefängnis befreit, aber fährt nicht nach Hause, sondern schreibt als Erstes seine Erinnerungen auf. Erst danach kehrt er zur Familie zurück und erlöst sie aus der Ungewissheit, ob er noch lebt. Mein Großvater war, so wie ihn mein Vater und seine fünf Geschwister schildern, ein spezieller Charakter, jemand, der keine wirkliche Nähe zuließ. Eine Autoritätsperson, die nur das Nötigste gesagt hat. Seine Kinder haben sich, als sie jung waren, kaum getraut, mit ihm zu sprechen, weil er so einschüchternd war. Gerade mit jüngeren Kindern konnte er nicht so viel anfangen.

SPIEGEL: Ihr Großvater ist im Gefängnis gefoltert worden. Und die Folter wurde erst dann beendet, wenn man jemanden belastete. Ihr Großvater hat dann jemanden genannt, der bereits tot war. So steht es in seinem Buch.

Schlabrendorff: Er selbst ist auch nicht belastet worden. Also haben andere auch ihn geschützt. Ich glaube, wir können uns heute gar nicht mehr vorstellen, wie stark die Verbundenheit zwischen diesen Männern war. Sie haben zusammengefunden und sich zur Wehr gesetzt und mit keinem anderen darüber gesprochen. Vielleicht waren die Männer zu dieser Zeit miteinander sogar vertrauter als mit

ihren Familien. Henning von Tresckow, der am Attentat vom 20. Juli maßgeblich beteiligt war, hat sich nach dem Scheitern das Leben genommen. Er befürchtete, der Folter nicht standzuhalten.

Hofacker: Der Bürodieners meines Vaters war befreundet mit einem Gefängniswärter in Plötzensee und bekam aus dem Gefängnis über diesen Freund ein Paket. Darin war ein blutgetränktes, zerrissenes Oberhemd. Jeder vernünftige Mensch fragt sich: Was wollte mein Vater damit erreichen? Doch nicht, dass das Hemd geflickt und gewaschen wird, sondern dass die Außenwelt ein Zeugnis vom Leben innerhalb des Gefängnisses hat. Das letzte Bild von ihm ist bei der Verhandlung vor dem Volksgerichtshof aufgenommen worden. Er war der Einzige, der monatelang im Gefängnis saß.

SPIEGEL: Und auf die Hinrichtung wartete.

Hofacker: Ja. Weil man von ihm mehr Informationen wollte. Hans Speidel, Chef der Heeresgruppe B und auch Teil der Widerstandsgruppe um Stauffenberg, wurde meinem Vater im Gefängnis gegenübergestellt. Mein Vater kannte Speidel aus Paris, hat aber gesagt, er könne sich nicht erinnern. Speidel kam davon und wurde später Befehlshaber der Nato-Streitkräfte. Leider hat er sich nach dem Krieg nie um meine Mutter gekümmert. Das habe ich ihm persönlich übel genommen. Meine Mutter war auch sehr enttäuscht.

Schlabrendorff: Viele Witwen des 20. Juli standen nach dem Krieg ziemlich mittellos da. Mein Großvater hat als Rechtsanwalt einige unterstützt, die eine Wiedergutmachung oder ihre Rente vor Gericht erstreiten mussten. Die Rente der Witwe von Volksgerichtshof-Präsident Roland Freisler – und nicht nur die – hat der Staat hingegen die ganze Zeit weitergezahlt.

SPIEGEL: Ihr Vater, Herr von Hofacker, und auch Ihr Großvater, Frau von Schlabrendorff, waren zunächst vom Nationalsozialismus begeistert. Hat dies das Bild vom heldenhaften Widerstandskämpfer beschädigt?

Hofacker: Nachdem meine Mutter 1974 mit 75 Jahren gestorben war, fand ich auf dem Speicher eine Kiste mit unendlich vielen Unterlagen über meinen Vater. Und plötzlich bot sich mir ein ganz anderes Bild: Er war ein begeisterter Anhänger der Bewegung gewesen.

Schlabrendorff: Was für Aufzeichnungen waren das?

Hofacker: Er studierte damals, noch vor Hitlers Machtergreifung, in Tübingen, war aber für ein Semester in Graz und hat dort eine Rede gehalten. Beim Lesen habe ich den Atem angehalten. Da hat er für den Aufbruch ins »Dritte Reich« geworben.

SPIEGEL: Wusste Ihre Mutter von der Rede und von seiner Haltung gegenüber den Nationalsozialisten?

Hofacker: Ich glaube nicht. Obwohl er seine Begeisterung auch meiner Mutter gegenüber zum Ausdruck gebracht haben muss. Ich habe versucht, nach dem Fund in der Kiste aus den

»Mein Vater war ein Mensch, in dessen Leben es Widersprüche gab. Wer hat die nicht in seiner Biografie?«

Alfred von Hofacker

Puzzleteilen ein Bild meines Vaters zusammenzusetzen.

SPIEGEL: Und was ergab das Puzzle?

Hofacker: Er war ein Mensch, in dessen Leben es Widersprüche gab. Wer hat die nicht in seiner Biografie? Diese Erkenntnis hat mir geholfen, ihn auf Augenhöhe anzunehmen. Aber sie führte auch zu Streit mit meinen Geschwistern.

SPIEGEL: Weil sie das Andenken Ihres Vaters beschmutzt sahen?

Hofacker: Ich war viel in Schulen und habe dort auch von dieser anderen Seite meines Vaters berichtet. Das kam meinen Geschwistern zu Ohren. Und da gab es Auseinandersetzungen, weil sie mir vorgeworfen haben, ich würde unseren Vater demontieren. Es stimmt, ich habe ihn demontiert, aber ich habe ihn auch wieder zusammengesetzt, so dass ich ihn als Mensch und als Widerstandskämpfer akzeptieren konnte.

SPIEGEL: Auch wenn es eine hypothetische Frage ist: Welche Staatsform hätte Deutschland heute, wenn das Attentat gelungen wäre? Fabian von Schlabrendorff war Monarchist.

Schlabrendorff: Mein Großvater war geprägt vom Scheitern der Weimarer Republik. Ich glaube, er hat sich damals eine parlamentarische Monarchie vorgestellt. An der Spitze des Staates sollte eine Autorität stehen, von der man voraussetzen konnte, dass sie Gutes für das Land und die Menschen will.



Gesprächspartner Hofacker, Schlabrendorff

SPIEGEL: Gab es auch so etwas wie Ständesdünkel? Viele Widerstandskämpfer des 20. Juli stammten aus dem alten deutschen Adel.

Schlabrendorff: Ja, und sie hatten ein traditionelles Verständnis von Loyalität und Ehre. Man dient einer höhergestellten Person mit fast absolutem Gehorsam.

Hofacker: Für die Widerstandskämpfer war eine entscheidende Frage, ob sie den Fahnen-eid brechen dürfen oder nicht. Man muss sich das mal vor Augen führen: Da stand auf der einen Seite jemand, der hunderttausendfach gemordet hat, und auf der anderen Seite der Eid, den sie auf die deutsche Fahne geschworen hatten. Diesen Konflikt können Sie heute keinem jungen Menschen mehr verständlich machen.

SPIEGEL: Sie beide engagieren sich dafür, die Erinnerung an den 20. Juli wachzuhalten. Empfinden Sie Ihre Familiengeschichte, Ihren Namen als Auftrag?

Schlabrendorff: Ich unterrichte unter anderem Philosophie und habe mich intensiv mit Recht, Unrecht, Gerechtigkeit auseinandergesetzt. Wenn meine Schülerinnen und Schüler erfahren, dass ich die Enkelin eines Widerstandskämpfers bin, stellen sie sofort ganz viele Fragen. Anfangs war es mir unangenehm, weil ich mit dieser mutigen Tat direkt nichts zu tun habe. Aber ich habe gedacht, dass ich diesen persönlichen Bezug nutzen muss, um das Interesse am deutschen Widerstand zu wecken. Das Erbe ist eine Verpflichtung, aber wir dürfen es nicht missbrauchen und instrumentalisieren.

SPIEGEL: Wie meinen Sie das?

Schlabrendorff: Mein Vater hat gesagt, als wieder mal über ein vereinigtes Europa diskutiert wurde, er könne sich nicht im Namen meines Großvaters dafür engagieren. Denn viele der Widerstandskämpfer hätten den europäischen Gedanken vermutlich nicht unterstützt. Sie waren überzeugte Nationalisten. Genauso ist es mit der Demokratie: Die war nicht das Staatsideal vieler Widerstandskämpfer. Darf die Stiftung 20. Juli sich also heute im Namen der Widerstandskämpfer für die Stärkung unserer Demokratie engagieren? Wir als die jüngere Generation in der Stiftung bejahen das, denn das ist wichtig für ihre Relevanz. Wir möchten, dass die Bedeutung des Widerstands gegen einen Unrechtsstaat im Bewusstsein der Menschen verankert ist.

Hofacker: Das Thema Widerstand ist und bleibt wichtig, gerade in Anbetracht der Wahlen, die jetzt in Brandenburg, Thüringen und Sachsen anstehen. Artikel 20, Absatz 4 unserer Verfassung gibt jedem Deutschen das Recht zum Widerstand gegen jeden, der es unternimmt, unsere rechtsstaatliche Ordnung zu beseitigen, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist. Mir ist wichtig, im Vorfeld Zivilcourage zu praktizieren mit dem Ziel, das Recht zum Widerstand nicht einsetzen zu müssen. Diesen Geist müssen wir vermitteln.

SPIEGEL: Frau von Schlabrendorff, Herr von Hofacker, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Fans an Gelsenkirchener Straßenbahnstation: »Ungeheuerlich, auf keinen Fall stellen wir uns an«

»Das ist nicht die deutsche Zuverlässigkeit von früher«

VERKEHR Überfüllte Züge, gestrandete Fans: Fünf ausländische EM-Besucher erzählen, was sie mit Bus und Bahn erlebten.

Bei der Europameisterschaft in Deutschland wollte die Uefa Maßstäbe beim Klimaschutz setzen und mit einem ambitionierten Verkehrskonzept zum Vorbild werden. Die Städte schränkten die Parkplätze an den Stadien ein, damit Fans nicht mit dem Auto anreisen. Die Vorgruppenspiele waren regional so gebündelt, dass die Mannschaften mit dem Bus fahren konnten und nicht fliegen mussten. Hunderttausende Fans sollten vornehmlich mit dem Zug von Spiel zu Spiel reisen.

Würde die Infrastruktur dieser Aufgabe gewachsen sein? Bang blickte Deutschland vor dem Turnier auf ein drohendes Verkehrschaos. Die Deutsche Bahn bemühte sich, die Skepsis zu zerstreuen: 14 Sonderzüge wollte das Unternehmen täglich fahren lassen und auf diese Weise 10.000 Sitzplätze im Fernverkehr zusätzlich anbieten. Alle Bauarbeiten an den Gleisen würden pausieren. Flatrate-Tickets für knapp 30 Euro pro Fahrt sollten die Fußballbegeisterten in die Züge locken.

Jedoch warteten nach dem ersten Spiel in Gelsenkirchen unzählige Fans noch Stunden

nach dem Abpfiff auf Bahnen, die sie zum Hauptbahnhof bringen sollten. Selbst der Turnierdirektor Philipp Lahm kam wegen der Bahn zu spät zu einem TV-Auftritt, die niederländische Mannschaft musste aufgrund einer Streckensperrung aufs Flugzeug ausweichen und eine Pressekonferenz absagen.

Zusätzlich hatte die Bahn Pech: Im Juni gab es wieder Hochwasser. Die Pünktlichkeitsquote brach ein, nur gut jeder zweite Fernverkehrszug fuhr planmäßig.

Im Ausland berichteten Medien halb verwundert, halb hämisch über die kaputte Deutsche Bahn. War es das also mit der deutschen Zuverlässigkeit? Was denken die EM-Gäste?

Adam Pawlukiewicz, 32,

kommt aus Warschau und arbeitet unter anderem als Journalist. Er berichtet für die polnische Sportzeitung »Przegląd Sportowy« über die EM und war dafür nach seinen Angaben bei 14 Spielen in 9 Stadien.

Die Deutsche Bahn hat in Polen einen guten Ruf. Züge, die aus Deutschland kommen,

erkennen wir Polen sofort, sie sehen moderner aus. Die Deutsche Bahn stand lange für Pünktlichkeit und Effizienz, doch dieses Turnier hat bei mir und vermutlich vielen Europäern etwas verändert: Das ist nicht mehr die deutsche Zuverlässigkeit von früher.

Ich bin in den vergangenen Wochen mit fast 40 Zügen gefahren. Kaum einer war pünktlich. Für meine Anreise zu einem Spiel in Dortmund hatte ich einen, wie ich dachte, üppigen Puffer eingeplant: Zwei Stunden vor Anpfiff wollte ich in der Stadt sein. Das sollte locker reichen, oder? Der Zug aber kam anderthalb Stunden zu spät am Hauptbahnhof an, die letzten S-Bahnen zum Stadion waren überfüllt. Zusammen mit vielen anderen erreichte ich erst 20 Minuten nach Spielbeginn das Stadion.

Vielleicht hat bei der Planung niemand bedacht, dass eine Menge Besucher nicht in den austragenden Städten übernachten. Dort sind die Hotels meist belegt oder teuer. Deswegen haben viele Fans ein Zimmer im Umland gebucht, sind aber nach dem Spiel oft nachts am Bahnhof gestrandet, statt in ihrem Hotel anzukommen.

Ich habe in Wuppertal übernachtet, von dort aus konnte ich die Spiele in Köln und Düsseldorf erreichen. Nach dem Spiel in Köln kam ich mit dem Regionalzug aber nur noch bis Düsseldorf. Ich musste mir ein Uber nach Wuppertal nehmen. Das hat mich 70 Euro gekostet, fast so viel wie meine Hotelübernachtung.

Ich war schon bei den vergangenen Europa- und Weltmeisterschaften dabei, diese anderen Turniere waren besser organisiert. Die EM 2012 fand in Polen und der Ukraine statt. Wir Polen wollten Europa beeindruckt und zeigen, dass wir ein solches Turnier austragen können. Alle Angestellten in den Hotels, den Stadien, auch im öffentlichen Verkehr arbeiteten sehr hart dafür. In Deutschland habe ich dieses Bemühen nicht gespürt.

Neil Brownsword, 55,

lebt in North Yorkshire. Der Engländer hat vier EM-Spiele besucht, auch bei den Partien in dieser Woche ist er dabei. Beim ersten Spiel, England gegen Serbien am 16. Juni, erlebte er in Gelsenkirchen das Bahndebakel mit, das hierzulande und international für Schlagzeilen sorgte.

Als wir nach dem Spiel die Tramhaltestelle erreichten, sahen wir eine enorme Warteschlange. »Ungeheuerlich, auf keinen Fall stellen wir uns an«, dachten wir. Eine Überfahrt nach Essen, wo wir übernachteten, hätte 120 Euro gekostet, das schied auch aus. Also sind wir zu Fuß gegangen. Vielleicht können wir ja entlang des Weges noch in eine Bahn springen, das war unser Gedanke.

Daraus wurde nichts. Entweder hielten die völlig überfüllten Straßenbahnen gar nicht erst an, oder man kam nicht mehr rein. Also liefen wir die vollen sieben Kilometer zum Hauptbahnhof. Gegen Mitternacht, wohlgehemmt. Als wir dort ankamen, war der Haupt-



bahnhof voll mit Hunderten, wahrscheinlich Tausenden Leuten, die versuchten, einen Zug nach Essen, Düsseldorf oder in eine andere Stadt zu bekommen.

Unser Zug nach Essen war gerammelt voll, aber immerhin fuhr er. Als wir dort gegen ein Uhr ankamen, hatte die Straßenbahn längst ihren Betrieb eingestellt. Wir gingen also weitere zweieinhalb Kilometer zu unserem Hotel zu Fuß.

Offenbar hat niemand diese Fanmassen vorausgesehen. In Deutschland war ich davon wirklich überrascht. Vielleicht gibt es bei Schalke-Spielen keine Probleme, weil manche mit dem Auto hinkommen und sich die Einheimischen besser auskennen. Aber bei internationalen Spielen? Da kommt doch niemand mit dem Auto.

Beim Achtelfinalspiel gegen die Slowakei lief es besser. Da blieben wir nach Abpfiff etwas länger im Stadion. Als wir eine halbe Stunde später zur Straßenbahn gingen, gab es keine Warteschlange mehr. Offenbar hatten die Verantwortlichen ihre Lektion gelernt und mehr Bahnen geschickt. Aber, das las ich auf X und Facebook: Manche englischen Fans waren diesmal auch gar nicht erst gekommen, nach ihren Erfahrungen beim ersten Spiel.

Paul Freysinger, 22, kommt aus Österreich und studiert in Wien. Er besuchte das Gruppenspiel zwischen Österreich und den Niederlanden am 25. Juni. Aus der Berliner S-Bahn postete er ein Video auf X, das mehr als 375.000 Nutzer teilten. Darin singen sich die Fans in Stimmung: »Die Deutsche Bahn ist so im Oasch!«

Erst waren wir auf dem Fanmarsch in Berlin, danach fuhren die meisten österreichischen Fans mit Sonderzügen die letzten Stationen zum Olympiastadion. Dabei gab es Probleme: Die erste S-Bahn, die wir nehmen wollten, blieb aus unbekanntem Grund stehen. Die zweite Bahn, in die wir umstiegen, fuhr erst nach einer Viertelstunde los. In dieser Stimmung fingen wir an, die Deutsche Bahn zu besingen. Immerhin kamen wir aber noch rechtzeitig zum Spiel.

Mit drei Freunden, wir sind alle Studenten, war ich schon am Vorabend aus Österreich losgefahren: über Nacht mit dem Intercity von Wien nach Berlin, weil das günstiger ist. Dass die Bahn auch Sondertickets für 29,90 Euro anbot, erfuhren wir dummerweise zu spät. Nachts zu fahren hat aber einen weiteren Vorteil:

Es kann weniger schiefgehen. Unsere Fahrt verlief reibungslos, auch wenn wir gefühlt alle 20 Minuten an einsamen Bahnhöfen gehalten haben. Außerdem brannte die Abteilbeleuchtung die ganze Nacht über, ich habe kaum ein Auge zugetan.

Ich hatte allerdings mit Schlimmerem gerechnet, denn dass die Deutsche Bahn unzuverlässig ist, hat sich auch nach Österreich herumgesprochen. Wir Österreicher schimpfen zwar über alles, aber insgesamt sind die Österreichischen Bundesbahnen zuverlässig. Allerdings ist der Vergleich mit der Deutschen Bahn wohl nicht ganz fair: In einem verhältnismäßig kleinen Land wie Österreich ist es einfacher, ein funktionierendes Netz zu unterhalten.

Ronni Lykke Bødker, 38, wohnt in Køge südlich von Kopenhagen. Der Däne fuhr für das Spiel Dänemark gegen Serbien am 25. Juni nach München – und erlebte auf dem Weg eine wahre Bahnodyssee.

Mein Zug startete am vorangehenden Nachmittag in Kopenhagen. In Hamburg wollten wir in den Zug nach München umsteigen. Es kam anders.

Schon in Dänemark war der Eurocity hinter der Zeit, an der Grenze kam er anderthalb Stunden zu spät an. Dort wartete aber kein Personal, das den Zug in Deutschland weiterfahren konnte. Wir mussten in Busse umsteigen, die uns nach Hamburg brachten. Den ursprünglichen Anschluss nach München hatten wir natürlich längst verpasst. Wir entschieden uns für eine alternative Verbindung mit Umstieg in Hanau.

Dort warteten wir am frühen Morgen eine weitere Stunde auf den Anschlusszug. Der war zuerst nur fünf Minuten zu spät, dann zehn Minuten, dann 15 Minuten, so ging es immer weiter, bis er endlich eine Stunde zu spät einfuhr.

An Bord dann die nächste Hiobsbotschaft: Die Fahrt endete außerplanmäßig in Nürnberg. Also dort wieder alle raus. Mit dem wiederum nächsten Zug kamen wir schließlich um 10.10 Uhr in München an, mehr als vier Stunden später als geplant. Statt 13 Stunden in zwei Zügen haben wir insgesamt 17 Stunden in vier Zügen und einem Bus verbracht.

Aber hey, ich nehme das locker. Wir waren in mehr deutschen Städten als gedacht, und es war fantastisch, mal mit den deutschen Hochgeschwindigkeitszügen 290 Kilometer pro Stunde zu fahren! So schnell sind die Züge in Dänemark nicht.



Reporter
Pawlukiewicz



EM-Tourist Bødker (r.)



Schlachtenbummler
Robertson



Student Freysinger



Fan Brownsword

Für den Rückweg konnten wir im Auto von Freunden mitfahren.

Daniel Robertson, 38, lebt im texanischen Dallas und war zu Beginn der EM mit einem Freund in Deutschland. Zur Europameisterschaft reisten viele Fans aus den USA an, obwohl dort noch bis Sonntag die gesamtamerikanische Fußballmeisterschaft Copa América stattfindet.

Ich war schon bei Fußballspielen in Europa, aber noch nie bei einem internationalen Turnier. Ich wollte das unbedingt einmal erleben. Mit einem Freund kam ich am Eröffnungstag in München an, in den folgenden Tagen besuchten wir dann fünf Spiele in Stuttgart, München, Gelsenkirchen und Düsseldorf.

Ich fand das Reisen in Europa schon immer viel angenehmer als in den USA. In den USA bin ich für die Arbeit viel unterwegs, aber immer mit dem Flugzeug. Und das ist aufwendig. Ich muss dann spätestens anderthalb Stunden vorher am Flughafen sein, muss anstehen, muss durch den Sicherheitscheck – all die Dinge eben, die das Fliegen so kompliziert und Zugfahren im Vergleich so komfortabel machen. Im Zug kann ich mein Handy laden, lesen, am Laptop arbeiten. Es ist so viel angenehmer! Was stört es mich da, wenn der Zug eine halbe Stunde später kommt? Flugzeuge sind doch immer eine halbe Stunde zu spät.

Wir haben uns vor der Reise einen Eurail-Pass für zehn Tage besorgt. Damit sucht man sich einfach einen Zug aus, das Ticket wird automatisch gebucht. Als wir in Gelsenkirchen waren, wollten wir am nächsten Tag spontan nach Düsseldorf fahren. Klar, warum nicht? Wir haben den Pass, ständig fährt ein Zug, wir nehmen einfach den nächsten! Wir haben es sehr genossen, so frei und flexibel zu reisen. In zwei Jahren findet die WM in Mexiko, Kanada und den USA statt, da wird das nicht gehen. Man kann nicht einfach spontan fürs nächste Spiel etwa nach Los Angeles fliegen. Es sei denn, man bucht für horrenden Summen einen Flug für den nächsten Tag.

Die viele Kritik an der Bahn finde ich deswegen ein bisschen unfair. Das waren jetzt wahrscheinlich die verkehrsreichsten Wochen im Jahr mit Hunderttausenden Fans aus der ganzen Welt. Ein paar Verspätungen kann ich da verzeihen.

Aufgezeichnet von Lukas Kissel

Lesen Sie auch ► Der marode Güterverkehr wird zur Standortgefahr | 58



Plakat an der Roten Flora in Hamburg: »Juden zu töten ist kein Freiheitskampf«

Wir gegen uns

EXTREMISMUS Die linke Szene in Deutschland hat einen neuen Gegner: sich selbst. Der Krieg in Gaza scheidet Israelunterstützer und propalästinensische Aktivisten.

Die Eindringlinge kamen mitten am Tag. Und sie wollten Ärger. Mit Palästinenser-Kopftüchern und Coronamasken rückten im Mai Dutzende im Hamburger Schanzenviertel an. Ihr Ziel war die Rote Flora, ein seit mehr als 30 Jahren besetztes Haus. Es ist das Zentrum der Autonomen in der Stadt, einer großen Gruppe von Linksextremisten. Die verummten Gäste stürmten ins Gebäude und entrollten vom Balkon eine Palästinaflagge. In einer flankierenden Mitteilung hieß es: »Verpissst euch.« Für die Sicherheitsbehörden ist klar, wer bei der Aktion die Fäden zog: Auch das waren Linksextremisten, nur andere. Sie stammten aus der Fraktion der Antiimperialisten.

Der Chef des Hamburger Verfassungsschutzes, Torsten Voß, sieht in der Stadt eine »neue Qualität der Auseinandersetzung« zwischen Autonomen und Antiimperialisten. Der Konflikt habe sich seit dem 7. Oktober »extrem verschärft«. Die Terroristen der Hamas überfielen an dem Tag Israel. Zwar habe man bisher keine Hinweise darauf, dass die Fraktionen gegeneinander Gewalt anwendeten, so Voß. »Aber man kann das nicht ausschließen.«

Eigentlich haben Linksextremisten einen gemeinsamen Feind: den Staat. Doch wegen des Nahostkonflikts sei die Szene deutschlandweit »so tief gespalten wie nie«, sagt Tom

Mannewitz, Extremismus-Professor an der Hochschule des Bundes.

In Hamburg, neben Berlin und Leipzig eine Hochburg der Szene, bekundeten die Autonomen bald nach dem 7. Oktober ihre Solidarität mit den jüdischen Opfern. »Killing Jews is not fighting for freedom«, hieß es auf einem Plakat an der Flora: »Juden zu töten ist kein Freiheitskampf«. Wegen dieser Haltung erhoben Antiimperialisten und ihre Genossen im Mai scharfe Vorwürfe. Die Rotfloristen seien »Nato-Linke« und »Israel-Fetischisierer«, ihre Zeit sei abgelaufen. Der Krieg gegen die Palästinenser sei ein Genozid, der »vom deutschen Imperialismus« gedeckt werde. In einem Propagandavideo, das auf eigenen Kanälen verbreitet wurde, trat verpixelt eine Person ins Bild. Sie warf den Autonomen eine »ideologische Gleichung« vor: Die Verbrechen von Auschwitz und die »bedingungslose Solidarisierung mit Israel« ergäben eine »Nullsumme«. Die Palästinenser »stören diese Gleichung«.

Die Rote Flora wehrte sich. In einer Stellungnahme hielten die Autonomen ihren Widersachern vor: Die Form und die Inhalte der kurzzeitigen Besetzung »offenbaren ein antisemitisches Weltbild«. Wer diese Haltung vertrete, sei in der Flora »zu Recht nicht willkommen«.

Der Nahostkrieg, sagt Verfassungsschützer Voß, sei in Hamburg das »beherrschende Thema« innerhalb der linksextremen Szene. Früher hätten beide Lager auch gemeinsam gegen den Staat demonstriert. Das sei so schnell nicht wieder vorstellbar. Bei einem Aufmarsch von Antiimperialisten am 1. Mai war in diesem Jahr ein Transparent zu sehen mit dem Slogan »Rote Flora, halt's Maul!«.

In Berlin machten sich Ende Mai Unbekannte an dem autonomen Hausprojekt Scharni38 zu schaffen. An der Fassade prangt der Spruch: »Gegen jeden Antisemitismus. Nie wieder Deutschland.« Die Täter legten offenbar Feuer im Hauseingang und verklebten Schlösser. An die Fassade schmierten sie »Rassistenhaus« und »Viva Rafah«. Die Stadt Rahaf im Gazastreifen war zeitweise stark unter Beschuss. Die Bewohner berichteten auf der Szeneplattform »Indymedia« von den Attacken auf das Hausprojekt. Sie warfen den Tätern »wahnhaften Antisemitismus« vor und ließen keinen Zweifel daran, dass es sich um die eigenen Leute handelte: »Ihr wollt uns Angst machen.« Die Berliner Polizei ermittelt von Amts wegen gegen unbekannt. Es geht um Sachbeschädigung.

Der Konflikt, der nun aufgebrochen ist, hat eine lange Geschichte. Die linksextreme Szene in Deutschland war seit dem Sechstagekrieg 1967 nicht mehr aufseiten Israels, die Solidarität galt unterdrückten Völkern, zu denen die Palästinenser gezählt wurden. Israel und die USA wurden als imperialistische und faschistische Unterdrücker gesehen. Aus der Szene gab es Anschläge auf jüdische Einrichtungen, Linksterroristen verbündeten sich mit Palästinensern. Terroristen der Revolutionären Zellen entführten 1976 gemeinsam mit Palästinensern ein Flugzeug nach Uganda – und selektierten aus den Geiseln Juden.

Erst zur Zeit der Wiedervereinigung veränderte sich die Lage. Eine neue Strömung im Umfeld der Autonomen bildete sich, die Antideutschen. Sie fürchteten ein »viertes Reich« und nahmen eine klar proisraelische Position ein.

Was derzeit im Land passiert, deuten Sicherheitsexperten deshalb als Ausdruck dieses Gegensatzes: Antideutsche gegen Antiimperialisten. Es handele sich um eine Sollbruchstelle der linksextremen Szene, die erneut aufplatze, so beobachtet es Verfassungsschützer Voß in Hamburg.

Manche Autonome wehren sich gegen das Lagerdenken und eine »politische Denunziation« durch die Antiimperialisten. Man sei keine homogene Gruppe. Beim Berliner Hausprojekt Scharni38 heißt es an die Gegenseite gerichtet, man wolle »für euren 90er Jahre Anti-D gegen Anti-Imp fetisch« nicht »herhalten«. Auch wenn manche in der Szene, die keinem der beiden Lager angehören, das anmahnen: Ein Dialog scheint bisher nicht möglich. Im Gegenteil. Die Aktion in der Roten Flora, das kündigten die Aktivisten im Mai an, sei nur der erste Schritt.

Ansgar Siemens

Ab in die Mischmaschine

BESTATTUNGEN Ein Berliner Start-up will die Beerdigungsbranche revolutionieren und kompostiert Leichen: Das sei umweltfreundlich und sanft. Die Realität ist eine andere.

Pablo Metz sieht nicht so aus, als könnte er Leichen schlimme Dinge antun. Der ehemalige IT-Unternehmer, die Haare zum Dutt gebunden, wirkt eher wie ein Lehrer für fernöstliche Meditationstechniken oder Achtsamkeitsübungen. Oft lächelt er, seine Stimme klingt sanft und mitfühlend. Auch an jenem Tag, an dem er Sabine Mehne in Darmstadt besucht.

Die 65-Jährige hat den Kampf gegen ihre Krebserkrankung nach einem Vierteljahrhundert aufgegeben und lässt ihr Sterben von einem Dokumentarfilmer begleiten. Mehne wünscht sich eine »Reerdigung«.

So nennt Metz das Verfahren, mit dem er und sein Geschäftspartner Max Hüsch unter der Marke »Meine Erde« die Bestattungsbranche revolutionieren wollen. Dabei wird der Leichnam in einem Tank, dem »Kokon«, auf ein Pflanzensubstrat gebettet. Im geschlossenen Behälter mache dann die Natur, so schildert es Metz im Film, »ihren Job von ganz alleine«.

Bei bis zu 70 Grad zerfalle der Körper zu Humus, klimaschonend und nachhaltig. »Nach 40 Tagen können wir den Kokon öffnen«, so der 43-Jährige, »und dann ist da tatsächlich nur Erde.«

Ein Versprechen, das falsch war. Der Verdacht, dass Metz die todkranke Frau womöglich lächelnd angelogen hat, liegt nahe. Er wird gestützt durch eine Patentschrift, die er und seine Geschäftspartner der Circulum Vitae GmbH (CV) im November 2021 eingereicht haben.

Von Kippvorrichtungen und Sieben ist darin die Rede, von Prall- und Knochenmühlen – und von einem Hezelement mit Konditioniereinheit, über die »temperiertes Gas oder Gasgemisch in das Kompostierungsbehältnis« geleitet werden kann. Laut CV-Geschäftsführer Metz ist mit »Gas oder Gasgemisch« die »Umgebungsluft« gemeint. Heizmatten seien »aktuell und zukünftig« in den Kokons nicht verbaut.

Doch ein Urteil des Landgerichts Berlin II von Anfang Juni untermauert den Eindruck, dass die selbst ernannten Öko-Bestatter es mit der Wahrheit nicht allzu genau nehmen. Das Gericht verbot mehrere falsche oder irreführende Werbeaussagen – darunter die Behauptung, dass bei der Reerdigung keine Schadstoffe anfallen.

Der Gerichtsmediziner Klaus Püschel, ehemals Leiter des Instituts für Gerichtsmedizin am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, hatte schon 2023 die Werbeprosa der Reerdiger kritisiert: Sie sei »erkennbar von Marketinginteressen geprägt«. Die Aussage, dem sogenannten Kokon werde am Ende Humus entnommen, ist laut Püschel »völlig falsch«. Vielmehr müsse es sich um Kompost handeln, der »relativ viel verfaultes Fleisch« enthalte, so der Gerichtsmediziner. Mittlerweile sei erwiesen, dass nach 40 Tagen »Schädel und Langknochen noch unbeschädigt vorhanden sind«.

2022 war in Schleswig-Holstein ein Pilotprojekt gestartet, obwohl die Bestatterinnung des Landes an der klimaneutralen Wiederauferstehung des Homo sapiens als Humus zweifelte. In einer Stellungnahme zur Änderung des Bestattungsgesetzes monierte sie unter anderem das »regelmäßige Kippen der Verwesungsbehälter um mehr als 90 Grad«. Dies sei womöglich eine Störung der Totenruhe. Metz widersprach: »Der Kokon« werde »nicht gekippt«, sondern »sehr langsam von Seite zu Seite gewiegt«.

In der Patentschrift ist vom sanften Wiegen nichts zu lesen. Dafür aber von einer »Drehung des Kompostierungsbehältnisses«, zwei-, dreimal um jeweils 360 Grad. Der Kokon als Mischmaschine, die gewährleisten soll, dass ein »Klumpen des organischen Materials effektiv verhindert werden kann«.

Das Landgericht Berlin hat jetzt eine weitere Mär entlarvt. Es hat der GmbH verboten



Unternehmer Metz mit Kompostierungstank

zu behaupten, es habe »begleitende Untersuchungen der Rechtsmedizin der Universität Leipzig« gegeben. Dies sei »unzutreffend«, weil kein Mitarbeiter der Uni die Reerdigungen »tatsächlich begleitet« habe.

Vielmehr hätten Mitarbeiter von Circulum Vitae die Proben der Versuchsleichen zusammengestellt und nach Leipzig geschickt. Deshalb stehe »nicht einmal gesichert fest«, dass es sich um Überreste der reerdigten Leiche gehandelt habe. Das Unternehmen erklärt auf Anfrage, das »Studiendesign« habe von der Ethikkommission der Universität Leipzig ein positives Votum erhalten.

Die Untersuchungen in Leipzig leitete ein Forstwissenschaftler und Insektenexperte. Rechtsmediziner übten Kritik: Püschel, sein Nachfolger Benjamin Ondruschka und Marcel Verhoff, Leiter des Instituts für Rechtsmedizin am Universitätsklinikum Frankfurt am Main, monierten in der Zeitschrift »Rechtsmedizin« eine Reihe von Mängeln. Die Ergebnisse der Leipziger ließen »an einigen Stellen die wissenschaftliche Präzision vermissen«. Bei nur 2 von bislang 16 »untersuchten Sterbefällen« seien Schlussfolgerungen etwa zu »einer Schwermetallbelastung« schlicht »nicht möglich«.

Vor diesem Hintergrund verwundere es, so die Autoren, dass Circulum Vitae behauptete, »die Leipziger Rechtsmedizin habe zertifiziert, dass die Reerdigung innerhalb von 40 Tagen funktioniere«. Zertifizierung, so Geschäftsführer Metz, sei kein Begriff, den »Meine Erde« verwende.

Warum das schleswig-holsteinische Ministerium für Justiz und Gesundheit die Leipziger Untersuchung »ermutigend« fand, bleibt ein Rätsel. Und auch, warum es das zunächst für zwei Jahre geduldete Pilotprojekt als »Erprobung« einer »bisher gesetzlich nicht geregelten Bestattungsart« verlängerte. Das Urteil des Berliner Landgerichts sei, so ein Sprecher, im Ministerium »bislang nicht bekannt«.

An Pablo Metz scheint jede Kritik abzu-perlen. Er lässt sich, etwa im Programm des Festivals »re:publica24«, nach wie vor als Visionär und »Chief Undertaker« feiern, der »erfolgreich Altes mit Neuem« verbinde: den Tod mit neuem Leben, Naturvorgänge mit grüner Hightech. Und er hat, glaubt man der Patentschrift, noch viel vor. Er will in Hallen »Lagereinheiten« mit jeweils »200 Kompostierungsbehältnissen« unterbringen. Ein Roboter soll die Kompostierungs-Kokons dort stapeln.

Dass derlei Pläne all jene verstören könnten, die davon träumen, dass auf ihrer eigenen Erde einmal Blumen wachsen, scheint den Autoren bewusst zu sein. Sie empfehlen, die Trauerzeremonien »nicht während des Haupttote-Prozesses in unmittelbarer Nähe« der Kokons stattfinden zu lassen, sondern »in einem separaten Raum«. Schließlich sei die Reerdigung, so Metz, »die schönste Art zu bleiben – Ihr Ende als Neuanfang«.

Gunther Latsch



Obersalzberg, 1945

FAMILIENALBUM Manfred Lux, 91, aus Wedel

Das Bild hat mein HJ-Führer im April 1945 auf einem Acker unterhalb des Obersalzbergs gemacht. Ich bin der Junge vorn rechts, etwas zur Seite geneigt, wahrscheinlich ein Stöckchen in der Hand. Wir säen hier irgendwas aus, vermutlich Zwiebeln. Der HJ-Führer hat wohl gerufen: Guckt mal alle hierher!

Wir waren eine 6. Klasse der Oberschule für Jungen aus Herten nahe Recklinghausen, vorübergehend untergebracht in Berchtesgaden, weil es dort gegen Kriegsende ruhiger war. Kinderlandverschickung hieß das, KLV. Unser KLV-Lager war eine ehemalige Pension, sie hieß Waldluft, ich verbrachte dort fast zwei Jahre. Vormittags hatten wir Schulunterricht, nachmittags gestaltete der Lagermannschaftsführer, ein Hitlerjunge, die »Freizeit«. Wir mussten Kartoffeln und allerlei Gemüse anbauen. Ich frage mich bis heute, ob diese Landarbeit unserer Verpflegung diente oder vielmehr unserer Ablenkung. Wir litten keinen Hunger, auf uns fielen keine Bomben. Am 25. April bombardierten die Engländer Hitlers Berghof auf dem Obersalzberg, aber sogar davon bekamen wir nicht viel mit.

Ein Schulbuch von damals habe ich noch. »Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, Ausgabe A für Jungen«. Darin steht, wie Hitler

sich den deutschen Jungen der Zukunft wünschte: »flink wie Wachhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl«. Ich hatte fürchterliches Heimweh und weinte nachts im Bett. Als die Amerikaner kamen, tauschten wir Postkarten vom Berghof gegen Kekse. Wir verwilderten etwas in den Monaten nach dem Krieg, einige Jungs begannen zu rauchen. Meine Mutter konnte mich erst im Juli abholen. Sie und unser Vater hatten auf einem Bauernhof im heutigen Nordrhein-Westfalen überlebt. Mein Bruder (er war in einem Hotel nahe dem Bahnhof von Berchtesgaden untergebracht) hatte im geplünderten Göring-Zug einen Terminkalender von Göring gefunden. Mutter warf ihn weg, sie sagte, so einen Scheiß brauchen wir nicht.

Einmal in den Neunzigerjahren, unterwegs nach Wien, aß ich in der Pension Waldluft zu Mittag. Einen Gemüsegarten gab es dort nicht mehr. Als 2015 viele Geflüchtete nach Deutschland kamen, brachte man dort etwa Afghanen oder Syrer unter. Vor ein paar Jahren musste die Waldluft aus Spargründen schließen.

Aufgezeichnet von Timofey Neshitov

► Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten?
Schreiben Sie an: familienalbum@spiegel.de

GARTENBAU

»Wie züchtet man richtig starkes Gras, Herr Steiner?«

SPiegel: Laut Gesetz darf man bis zu drei Cannabispflanzen besitzen. Kann man die einfach auf dem Balkon anbauen?

Steiner: Klar. Nur beim Nordbalkon wird es schwierig. Die Pflanzen brauchen einige Stunden direktes Sonnenlicht.

SPiegel: Und drinnen?

Steiner: Der Topf passt auch auf die Fensterbank. Allerdings riechen die Pflanzen extrem. Drinnen empfehle ich ein Zelt.

SPiegel: Cannabisplantagen sehen oft sehr technologisiert aus.

Steiner: Man kann es sich schwer machen – und einfach. Stehen die Pflanzen im Zelt, brauchen sie Licht, Lüftung, und man muss die Temperatur kontrollieren. Draußen ist das einfacher, aber nicht so ertragreich.

SPiegel: Wie züchtet man richtig starkes Gras?

Steiner: Neben der Sorte ist Stabilität wichtig. Im Vergleich zu einer normalen Zimmerpflanze ist Cannabis hungrig und durstig. Einmal die Woche sollte man düngen, zweibis dreimal wöchentlich gießen.

SPiegel: Wie wird die Topfpflanze etwas, das man rauchen kann?

Steiner: Erst mal muss die Blütephase eingeleitet werden. Cannabispflanzen blühen nicht von allein, sondern erst, wenn sie zwölf Stunden Licht und zwölf Stunden Dunkelheit haben.

SPiegel: Wann wird geerntet?

Steiner: Auf den Pflanzen sind klebrige Härchen. Erst sind sie durchsichtig, dann milchig und dann bernsteinfarben. Mit dem Handyzoom erkennt man sie gut. Wenn viele milchig und einige bernsteinfarben sind, ist die Pflanze so weit.

SPiegel: Und dann?

Steiner: Müssen die Blüten trocknen. Nicht im Backofen! Wer zu ungeduldig ist, kann sich die ganze Ernte vermiesen. JUP



Niklas Steiner, 27, gibt auf TikTok Tipps zum Anbau und betreibt einen Shop mit Samen und Equipment.

Le pipi

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE Warum in Paris vor Olympia eine Debatte entbrannt ist über die Sauberkeit der Seine und den Wert von Urin

Der Pariser Forscher Fabien Esculier, Experte für Abwassersysteme, glaubt an das, was Menschen die Toilette runterspülen. Er setzt große Hoffnungen in menschliche Ausscheidungen. Sie müssen nur am richtigen Ort landen – und nicht in der Seine, dem funkelnden Hauptstadtfluss.

Vor den Olympischen Spielen diskutiert Paris über die Wasserqualität des Gewässers, in dem sich bald Triathleten und Freiwasserschwimmer messen sollen. Anne Hidalgo, die Pariser Bürgermeisterin, hat angekündigt, noch vor Olympia ins Wasser zu steigen, als Beweis der Unbedenklichkeit. Eigentlich war ihr Badetermin für Juni angesetzt. Er wurde verschoben, wegen der starken Regenfälle.

Starkregen bedeutet Unheil in Paris. Flutet Regenwasser die Kanalisation, leiten »Gewitterüberläufe« das Abwasser in die Seine, damit Straßen und Keller der französischen Hauptstadt nicht überschwemmt werden. Dann strömen *le pipi* und *le caca* in den romantischen Fluss.

Fabien Esculier forscht an Lösungen, an Alternativen zum bestehenden Abwassersystem. Für ihn trennen wir uns zu leicht von unserem Urin. Auf Knopfdruck rauscht er im Trinkwasserstrudel hinab in die Tiefe. Dort hin, wo irgendeine Technik das, was nun Abwasser ist, säubert. Für Esculier ist das ein Irrweg. Man solle Urin auffangen! Dann bliebe auch das Wasser sauber und die Seine geschützt. »Wir produzieren jeden Tag Dünger«, sagt er. Es dürfte wenige geben, die so viel über *le pipi* nachdenken wie Esculier.

Urin besteht vor allem aus Wasser, Harnstoff und Salzen. Harnstoff enthält Stickstoff. Den brauchen alle Pflanzen, um zu wachsen. Im 19. Jahrhundert gab es sogenannte Entleerer, die menschlichen Urin abholten, aufkauften, um ihn als Dünger zu verkaufen, etwa im nordfranzösischen Lille. Er war so wertvoll, dass spezielle Makler ihn verkosteten, um zu garantieren, dass er unverdünnt war. Das erzählte Esculier einmal bei einem Vortrag an seiner Hochschule, der École des Ponts, östlich von Paris. Aber

Fritz Haber und Carl Bosch erfanden vor über 100 Jahren ein Verfahren, mit dem sich Stickstoff aus der Luft holen lässt. Dank Kunstdünger können Bauern viel mehr Nahrung erzeugen. Nachdem wir sie verdaut haben, scheiden wir den Stickstoff aus, in die Toilette. Das Problem: Es braucht viel Energie, um Stickstoff zu synthetisieren. Das heizt den Klimawandel an. »Das System ist absurd«, sagt Esculier.

Bevor er Forscher wurde, scheiterte er, so kann man es sagen, an der Wasserqualität der Seine. Esculier studierte zunächst an der École Polytechnique, berühmt für ihre Ingenieurwissenschaften. Wenig später wurde er Chef der Wasserpolizei, sein Revier war der Großraum Paris, die großen Flüsse des Seine-Beckens. Er behielt dort auch die Stickstoffwerte im Auge. Und? »Rot, rot, rot, jedes Jahr war es rot«, sagt er. Ist im Wasser zu viel Stickstoff, kann das Gewässer kippen. Er fragte viele Leute: Was tun? In Frankreich habe es wenig Forschung gegeben, sagt er, also schrieb er eine Doktorarbeit. Unter anderem darüber, warum man den Urin der Pariser auffangen sollte. Zum Beispiel mit Urinentrenntoiletten.

Als er bei der Wasserpolizei war, schlug er vor, der Staat solle das Baden in Flüssen fördern. Damit sich die Leute fragen, warum sie quasi hineinurinieren und -defäkieren. Es sei doch

Die Bürgermeisterin hat angekündigt, vor den Spielen ins Wasser zu steigen.

Französischer Hauptstadtfluss Seine, Schlagzeile von bbc.com



Some Parisians save 'le pipi' to help the Seine

ärgerlich: »Bei 30 Grad darf man nirgendwo baden, obwohl es überall herrliche Flüsse gibt«, sagt er. Es war nicht möglich. Dann kamen die Olympischen Spiele. Sehr lustig sei das gewesen, »da war es das Gegenteil, der Staat sagte, man muss in der Seine baden.« Und gab viel Geld dafür aus. Seit 2015 gibt es den »Plan Baignade«, der bisher mehr als 1,4 Milliarden Euro gekostet hat. Nicht nur Sportler sollen in der Seine schwimmen können, sondern alle, ab nächstem Sommer. Seit 1923 ist es verboten.

Früher floss die Hälfte des Abwassers direkt hinein, sagt Esculier, »die Qualität der Seine war katastrophal«. Seit 50 Jahren baue man Kläranlagen, die Wasserqualität sei gestiegen, aber die Kosten seien es auch. Zugleich fließt weniger Wasser, wegen der Klimaerwärmung. Im Großraum Paris leben rund 11 Millionen Menschen, und alle müssen aufs Klo. Zu viel Urin gefährdet den Fluss. Aber für die Schwimmer sind vor allem Bakterien wie E. Coli gefährlich. Die sind im Kot. Für Urin gebe es Techniken, um ihn aufzufangen und als Dünger zu verwenden, sagt Esculier, für Kot deutlich weniger. Abgesehen davon, dass man nicht in wenigen Jahren alle Toiletten im Großraum Paris austauschen kann. Selbst auf Esculier's Flur, an der Hochschule, sind nach wie vor Wasserklosetts. In einem neuen Gebäude, nebenan, gibt es Trockenpissoirs, den Urin sammeln sie im Keller.

Aber im bestehenden System müssen Notbehelfe her, die eine Menge Geld kosten. Anfang Mai eröffneten Hidalgo und andere die sogenannte Kathedrale, ein unterirdisches Becken, gestützt von gigantischen Säulen, für mindestens 90 Millionen Euro. Regnet es heftig, soll es das Wasser aus der Kanalisation auffangen, damit es nicht in die Seine fließt. Mitte Juni, als es ein Unwetter gab, sammelten sich darin 40 Millionen Liter Wasser. Dennoch sagte der Präfekt der Pariser Region nun, derzeit könne man noch nicht in der Seine baden, nicht bei diesem Herbstwetter.

Anne Hidalgo sagte, sie sei »sehr zuversichtlich«, das Wetter müsse einfach etwas schöner werden. Sie ist nicht die erste Person im Amt, die ankündigt, in der Seine zu schwimmen. 1988 versprach das bereits Jacques Chirac. Es passierte nie. Wird es diesmal klappen?

Fabien Esculier sagt: »Wenn es am Tag vor der Veranstaltung ein Unwetter gibt, kann man nicht baden. Jeder weiß das, seit eh und je.«

Alexandra Duong



Swifties Nastasia und Ira in Schalke-Nord

Das Wunder von Swiftkirchen

AUFSTIEG Die Sängerin Taylor Swift gibt drei Konzerte in der Schalke-Arena. Was haben der amerikanische Superstar und die Ruhrpottstadt Gelsenkirchen gemein? Von Nora Gantenbrink und Dominik Asbach (Fotos)

Vergangenes Jahr, als bekannt wurde, an welchen Orten Taylor Swift halten würde auf ihrer Eras-Tour, schrieben Fans weltweit eine kurze Frage ins Internet, fünf Wörter nur: »Where the fuck is Gelsenkirchen?«

Gelsenkirchen ist eine Stadt im Ruhrgebiet. Sie zählt um die 260.000 Einwohner. Sie liegt auf dem nördlichen Breitengrad 51,5. Und auf dem östlichen Längengrad 7,1. Bis zum Nordpol sind es rund 4.284 Kilometer. Und bis zum Südpol 15.710.

Es lohnt sich, mal selbst nach Gelsenkirchen zu fahren, weil sich dort etwas über das Leben lernen lässt, was man so noch nicht wusste, und weil es sein kann, dass man sofort am Bahnhof in einen Schalke-Fan in Vollmontur reinrennt, der trotz Abstieg in die zweite Liga stabil wirkt, weil die Leute hier zusammenhalten, in guten wie in schlechten Zeiten. Der Schalke-Fan steht mit blau-weißer Fahne vor dem Bahnhof und schaut in einen Himmel, der nicht grau ist, sondern fast königsblau. Der Bahnhofsvorplatz, der zuletzt auf X wegen eines ausfälligen England-Fans als »Shithole« die Runde machte, ist ein ziemlich normaler Bahnhofsvorplatz. Keine Ausgeburt der Schönheit. Aber ein Scheiß- oder Drecksloch sieht anders aus.

Ein paar Meter weiter, vorbei an Tabak Müller, Caras Nagel- und Wimpernstudio, Hazims Barbershop und Bijou Brigitte, steht bei Wursthause König vor der gläsernen Auslage eine ältere Dame mit ihrer Mausi, die ganz klar keine Maus ist, sondern ein Hund. Mausi bekommt immer eine Wurst an dieser Theke, und eine Mitarbeiterin, die schon lila Vokuhila trug, lange bevor es in Berlin hip war, reicht eine Wurst und sagt: »Hier, Mausimaus, für dich.« Und Mausi schleckt und kaut, und die Vokuhila-Verkäuferin nimmt kein Geld (»Dat passt!«), weil sie vermutlich ein Herz hat, so weich wie eine Leberwurst.

Auf der Bank vor Wursthause König sitzt eine freundliche Dame, die den Vormittag über Flaschen gesammelt hat. Sie grüßt vernünftig.

»Kennen Sie Taylor Swift?

»Tayla watt?«, fragt die Frau.

Taylor Swift ist einer der größten Superstars der Gegenwart. Und sie kommt zum ersten Mal nach neun Jahren für sieben Konzerte nach Deutschland. Sie spielt zwei Konzerte in München, zwei in Hamburg und drei in Gelsenkirchen. Die Berliner Fans waren



Taylor-Swift-Straßenbahn

direkt beleidigt. Dreimal Ruhrpott, nullmal Hauptstadt.

In den sozialen Medien machten sich Fans darüber lustig, dass der Superstar ausgerechnet die meisten Deutschlandkonzerte in Gelsenkirchen spielen wird. Sogar der US-amerikanische Talkmaster Jimmy Kimmel witzelte: »Und das, obwohl noch nie irgendjemand etwas von Gelsenkirchen, Deutschland, gehört hat. Vielleicht existiert es gar nicht.«

Kimmel sagte »Gelsenkörkn«. Es klang, als hätte er etwas im Hals.

Das Vermögen von Taylor Swift wird laut Forbes auf 1,1 Milliarden US-Dollar geschätzt. Die Stadtkasse von Gelsenkirchen ist leer. Noch vor fünf Jahren galt Gelsenkirchen als die »ärmste Stadt Deutschlands«. Und so wie Swift zuletzt immer wieder neue Positivrekorde aufgestellt hat (meistgestreamte Künstlerin auf Spotify, länger in den Billboard-Charts als die Beatles), waren es bei Gelsenkirchen viele negative: höchste Arbeitslosigkeit, höchste Kinderarmut, niedrigstes Einkommen in NRW, Stadt mit der geringsten Kaufkraft. Das Jahreseinkommen in Gelsenkirchen liegt im Schnitt bei 33.513 Euro.

Taylor Swift ist reich und funkelt. Gelsenkirchen ist für seine Graueit bekannt. Taylor Swift steht für Glamour. Gelsenkirchen für Bergbau, Bodenständigkeit und Schalke 04. Taylor Swift folgen auf Instagram 283 Millionen Menschen. Gelsenkirchen knapp 13.000.

Der Grund, warum Taylor Swift ausgerechnet nach Gelsenkirchen kommt, befindet sich auf einer Anhöhe der Stadt, am Rudi-Assauer-Platz 1. Denn dort steht die Veltins-Arena, das Stadion von Schalke 04. Schalke ist in Gelsenkirchen mehr als ein Fußballverein. Schalke ist eine Ersatzreligion. Der Verein gilt als einer der mitgliederstärksten der Welt, 180.000 Gläubige. Und die Veltins-Arena ist ihre Pilgerstätte.

Die Veltins-Arena wirbt damit, eine der »beeindruckendsten Multifunktionshallen Europas« zu sein, bis zu 79.000 Menschen passen in sie hinein. Es gibt ein verschließbares Schiebedach und einen herausfahrbaren Rasen, und es war Rudi Assauer, der mittlerweile verstorbene Schalke-Manager, der die Idee gehabt haben soll, Fußball und Veranstaltungen zu vereinen. Assauer soll davon besessen gewesen sein, das größte, modernste und beste Stadion aller Zeiten in Gelsenkirchen zu errichten. Manche behaupten, das Stadion sei sein Lebenswerk. »Entweder ich schaffe Schalke, oder Schalke schafft mich«, heißt einer seiner bekanntesten Sätze.



Der Veranstalter – Thorsten Kramer, Schalke 04

Auch Thorsten Kramer, ein großer, sportlicher Mann mit freundlicher Stimme, kannte Rudi Assauer. Kramer leitet seit mehr als zehn Jahren den Bereich Events bei Schalke 04. Er führt quasi die Vision Assauers fort. Also seit der Eröffnung im Jahr 2001. Zuerst als Einmann-Abteilung. Mittlerweile hat Kramer mehr als ein Dutzend Mitarbeiter. »Dieses Jahr ist das veranstaltungsreichste Jahr in der Geschichte der Arena«, sagt er.

Zur Eröffnungsfeier des Stadions sangen noch die No Angels, DJ Ötzi und Lionel Richie. In den Jahren darauf folgten Konzerte von Bruce Springsteen, Robbie Williams,

Ed Sheeran und Depeche Mode. Wenn jemand heute die Arena mieten möchte, muss er zuerst mit Kramer sprechen. Er und sein Team haben auch mit den Tourmanagern von Taylor Swift verhandelt und die Verträge für die Konzerte aufgesetzt. Kramer weiß, dass Swift fünf Aufbau- und zwei Abbau- tage braucht. »Da wird rund um die Uhr gearbeitet im Schichtdienst«, sagt Kramer. »Solche Großevents sind immer Teamleistung.« Kramer sagt oft Sätze, mit denen er betonen möchte, dass er immer nur so gut ist wie sein Team.

Kramer sagt, es habe sich herumgesprochen, dass sie ebendiese Events professionell organisiert bekommen. Und so viele Stars, die Hallen in der Größe der Veltins-Arena füllen, gebe es ja gar nicht. In Deutschland seien es eigentlich nur noch Leute wie Helene Fischer, Herbert Grönemeyer, Pur, Rammstein, Udo Lindenberg. Und die großen internationalen Tourmanager kenne er, die Szene sei da klein. Außerdem sei der Standort hervorragend: Inmitten des größten Ballungszentrums Deutschlands, innerhalb von 100 Kilometern um die Arena erreiche man mehr als 10 Millionen Menschen, und allein vier Flughäfen befinden sich in der Nähe (Dortmund, Düsseldorf, Köln/Bonn, Münster/Osnabrück). Und vor allem eben passen je nach Veranstaltung bis zu 79.000 Menschen in die Halle. Es gebe nur wenige Spielstätten in Deutschland mit diesen Voraussetzungen. So gesehen haben eigentlich Rudi Assauer und sein Größenwahn Taylor Swift nach Gelsenkirchen geholt.

Kramer hat eine kleine Führung angeboten durch die Arena, auch in die Bereiche, die der Öffentlichkeit sonst verborgen bleiben. Wie zum Beispiel in die Spieler-Umkleidekabinen, die für die Konzerte in den Backstagebereich von Taylor Swift umgewandelt werden. Kramer geht vor. Zunächst in die Arena, in der heute der Rasen rausgefahren wurde. Bald werden hier etwa 60.000 Swifties glitzern. Mittlerweile hat sich auch Volker Fürderer der Führung angeschlossen, Schalkes Berater für Veranstaltungsmanagement. Zuletzt war Fürderer im Klub zuständig für die Sicherheit bei Großevents. Fragt man ihn, ob ihm die Konzerte Sorgen machten, sagt er Nein. Da stressten ihn Hochsicherheitsspiele in der Bundesliga mehr. »Swifties«, sagt Fürderer, »sind ja eher friedlich.«

Mittlerweile ist Kramer in den Kabinen angekommen, in denen Swift ihren Backstagebereich haben wird. Kramer: »Wir geben quasi den Schlüssel ab und nehmen ihn nach den zehn Tagen wieder an uns, so lang gehört die Arena Taylor Swift und ihrer Crew. Obwohl natürlich 24/7 immer jemand von uns vor Ort ist, falls mal eine Sicherung rausfliegt.«

Ob es noch irgendetwas Geheimes zu sehen gebe? Kramer überlegt. Fürderer fällt das Bier-Tanklager ein. Das Bier-Tanklager ist ein unterirdisches Kühlsystem, in dem 52.000 Liter Bier lagern, das durch eine Pipeline di-

rekt ins Stadion gepumpt wird. Als sich die Tür zu den überdimensionalen Kühlfässern öffnet, brummt und summt es laut. »Das auf drei Grad heruntergekühlte Bier wird von hier aus durch fünf Kilometer lange Leitungen zu den 112 Zapfhähnen der Arena geleitet«, erklärt Fürderer. Ob es denn jemals eine Großveranstaltung gab, auf der das Bier-Tanklager leer gesoffen wurde? »Ja«, sagt Fürderer, »auf der 100-Jahre-Schalke-Feier.«

Im Foyer der Arena steht dann zum Abschied noch Erwin, das Vereinsmaskottchen von Schalke 04, und winkt. Erwin sieht süß aus, aber auch ein bisschen wie ein zu groß geratener Nacktmull.

In Gelsenkirchen lässt sich auch noch das alte Schalke-Stadion besichtigen, die Glückauf-Kampfbahn. Es liegt in Schalke-Nord, dem Viertel, in dem sich früher das Leben um Schalke 04 abgespielt hat, als der Ruß der Zechen noch die Gardinen in Gelsenkirchen schwarz färbte. Dort befindet sich das Bosch.



Der Wirt – Roy Heiligert

Roy Heiligert, der Augen hat so blau wie ein Husky, steht nachmittags hinter dem Tresen und trinkt Kaffee aus einem Becher, auf dem »I love Ruhrpott« steht. Es ist Mai, noch früh am Tag, die Schalke-Fans in weiter Ferne. Wer außerhalb der Fußballzeiten zu ihm komme, müsse das Geld erst mal übrig haben, sagt Heiligert. Er betreibe das Bosch in zweiter Generation.

In einer Ecke ist ein Schild an einem der Tische angebracht, darauf steht: »Stammpflicht Ernst Kuzorra 16.10.1905–01.01.1990«. Heiligert zeigt auf den Platz und sagt: »Der bleibt immer frei. Da saß immer der Ernst.«

Der Ernst war ein Schalke-Spieler, er stand mit Schalke neunmal im Endspiel um die Deutsche Meisterschaft, sechsmal hat er sie gewonnen. Das Bosch war die Stammkneipe von Ernst Kuzorra. Hier saß er immer auf dem Platz an der Ecke, rauchte seine Zigarre und trank ein Korn und sein Bier.

Heiligert geht jetzt raus vor seine Kneipe, in der Maisonnette raucht er eine Zigarette. Er schaut auf den Platz vor seiner Kneipe. Gerade stehen Bagger und ein Bauzaun darauf. Er zeigt auf die Häuser der Schalker Meile. In manchen fehlen Fenster. Andere sind abgehängt. Er sagt: »Dat war hier mal wat, aber dat is jetzt alles sozialer Brennpunkt.«

Die Schalker Meile ist eine Straße, die leider wirklich rüdig aussieht. Kaputte Häuser,

Müll, bröckelnde Fassaden, leer stehende Ladenlokale und Fotos damaliger Schalke-Helden, die nun in der Witterung verblasen. Schrottimmobilien. Sperrmüll. Tristesse.

Heiligert sagt: »Hier wohnen sehr viele arme Menschen. Kann man den Leuten auch nicht ankreiden. Die meisten sind Armutsflüchtlinge.«

Kurz bekommt man Angst, was Heiligert jetzt sagen will. Bei der Europawahl wurde die AfD in Gelsenkirchen zweitstärkste Kraft.

Heiligert: »Wenn ich in Rumänien oder so geboren wäre, ich würd auch sofort meine Familie nehmen und herkommen.«

Heiligert sagt, er fände es gut, wenn sich die Politik auch um diese Menschen kümmerte. Sie bräuchten dringende Hilfe.

Man könne ja nicht viel Gutes über »Doofmund« sagen, sagt Heiligert. Aber den Strukturwandel hätten die dort drüben besser hinkommen. Er meint natürlich Dortmund, aber Schalke und der BVB, das ist eine andere Geschichte.

Werden wohl viele Taylor-Swift-Fans zu ihm in die Kneipe kommen? Er zuckt mit den Achseln. »Wär schön«, sagt Heiligert. »Mal was anderes.« Er hätte nichts dagegen, wenn sie zu ihm kämen. »Solange sich die Swifties nicht auf den Platz von Ernst Kuzorra setzen.«

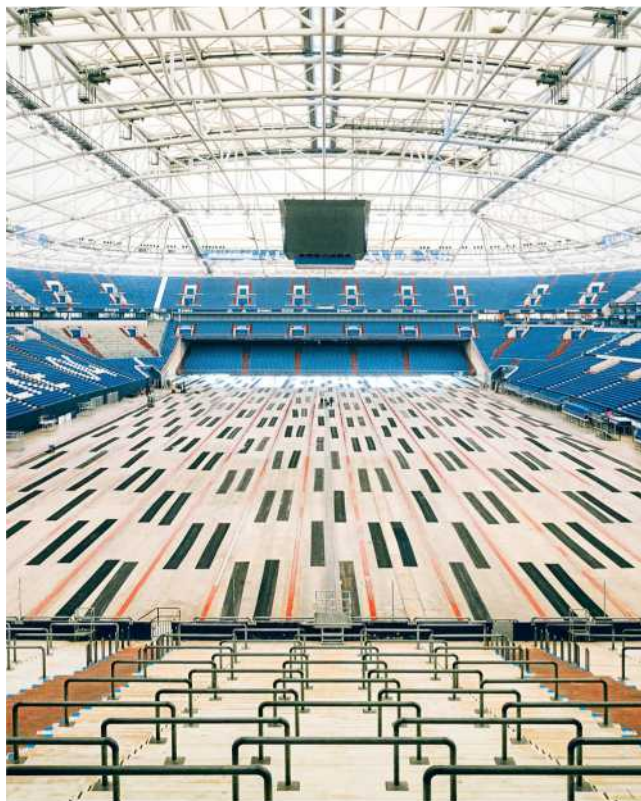
Der Hotelmanager – Sami Nofal

In Heiner's Parkhotel in Gelsenkirchen ticken hinter der Rezeption drei Uhren: New York – Beijing – Gelsenkirchen. An der Rezeption vorbei, dritte Tür rechts, befindet sich das Büro eines Mannes namens Sami Nofal. Hinter ihm hängt ein Motto: »Leaders who don't listen will eventually be surrounded by people who have nothing to say.«

Nofal leitet das beste Hotel in Gelsenkirchen, vier Sterne Superior. Erst vor ein paar Tagen waren sie da, um die Sterne erneut zu vergeben. »Da hab ich geschwitzt«, sagt Nofal, der ansonsten wie ein Mensch wirkt, den wenig aus der Ruhe bringt.

Trotz der Sterne ist Nofal ein bodenständiger Typ. Eine Zeit lang habe er in Düsseldorf gearbeitet, aber das sei nicht seine Welt, sagt er. Zu viel Chichi und Hierarchie. »Arroganz passt nicht zu uns«, sagt Nofal. »Hier im Restaurant war vorher Fine Dining, bester Wein, weiße Tischdecken, aber das hat nicht funktioniert. Wer zu uns kommt, der isst lieber einen guten Burger.«





Spricht man Nofal auf die Taylor-Swift-Konzerte an, seufzt er: »Da wurden wir ein bisschen ausge-trickt.«

Kurz bevor bekannt wurde, dass Swift drei Konzerte in Gelsenkirchen spielen würde, bekam Nofal eine Mail, die er als komisch einstufte. Sie war auf Englisch formuliert. Von einer amerikanischen Agentur. Man wolle das ganze Hotel mieten. Aber dort stand nicht, wofür. Nofal sagt, er habe zunächst nicht darauf reagiert. Dann kam ein Anruf. Es klang alles seriös. Nofal vermietete das Hotel zum normalen Preis. Kurz darauf wurde bekannt, dass Taylor Swift für Konzerte nach Deutschland kommt. Drei davon finden am 17., 18. und 19. Juli in Gelsenkirchen statt. Für diese Tage hatte Nofal sein komplettes Hotel vermietet. Zum Normalpreis.

Er geht davon aus, dass es Menschen aus dem Umfeld des Swift-Teams seien könnten, die bei ihm einquartiert sind. Aber wer genau, das wisse er nicht. Es können auch Ton-techniker oder Tänzerinnen sein, bestimmt nicht sie selbst, mutmaßt er.

Nofal wird nicht sehr profitieren von Taylor Swift, Gelsenkirchen als Stadt schon. Es gibt sogar einen Begriff für den wirtschaftlichen Aufschwung, den die Zielorte von Taylor Swifts Konzerten nachweislich erleben: »Swiftonomics«.

Auch in Gelsenkirchen werden rund um die Konzerte viele Menschen erwartet, die in die Stadt kom-

Multifunktionshalle Veltins-Arena: Rudi Assauers Meisterwerk

men, obwohl sie kein Ticket haben. Um zu feiern, Merchandise zu kaufen oder weil sie sich erhoffen, dass der Wind durch das geöffnete Stadionsdach vielleicht etwas von Swifts Stimme herüberweht. Auch wenn viele Gelsenkirchener gar keine Tickets haben, profitieren sie von den »Swiftonomics«. Auf ihren Tourstopps in den britischen Städten Cardiff und Liverpool hat Swift Rekordsummen für gemeinnützige Organisationen gespendet.

Es gibt eine Familie aus Gelsenkirchen, die den Besuch von Taylor Swift mit einem Märchen vergleicht. Der echte Name von Familie Fischer darf hier nicht genannt werden, weil die Familie im Juli etwas Verbotenes macht. Die Familie hat ihre Wohnung für die Zeit der Swift-Konzerte untervermietet, so erzählt sie es. Für 190 Euro die Nacht. Ein guter Preis: Mittlerweile kostet eines der wenigen noch angebotenen Zimmer in der Zeit der Konzerte in Gelsenkirchen zwischen 320 und 800 Euro pro Nacht. Eigentlich darf Familie Fischer nicht untervermieten, weil die Eltern Bürgergeld bekommen. Nun ziehen sie in dieser Zeit zu ihren Schwiegereltern. Von dem Geld, das sie durch den Besuch einnehmen, wollen sie Urlaub auf Mallorca machen. Vater Fischer sagt: »Danke, Taylor Swift! Unbekannterweise.«

Nofal, der Hotelmanager, hat im Grunde genommen auch nichts gegen Taylor Swift, obwohl sie ihn austrickt hat. Aber er findet den Starkult übertrieben. »Mensch ist Mensch«, sagt Nofal. Und im Heiner's würde jeder Mensch, egal welcher Zimmerkategorie, gleich gut behandelt. Aber natürlich helfen ihm die Besuche in der Arena, sein Hotel auszulasten. Und das sieht bis Ende des Jahres sehr gut aus. Nofal nimmt eine Liste in die Hand und liest vor, was für Großereignisse dieses Jahr in der Arena noch bevorstehen: eben dreimal Taylor Swift, außerdem fünfmal Rammstein, Monster Jam, K-Pop-Bang, Finale der European League of Football, Olé auf Schalke, die größte Mallorca Party-Tour der Welt, Biathlon.

Nofal empfiehlt zum Abschied noch, nach hoch oben auf den Nordsternurm zu fahren, den Turm der ehemaligen Zeche. Vierzehn aktive Zechen gab es mal in Gelsenkirchen, die letzte wurde 2008 stillgelegt.

Vom Nordsternurm habe man jedenfalls eine herrliche Aussicht auf den Arsch vom Herkules, und man könne bis nach Essen zur Zeche Zollverein sehen. Herkules ist eine Skulptur des Künstlers Markus Lüpertz.

Ein überdimensionaler Herkules mit einem Arm und einem nackten Gesäß.

Man nimmt also den Fahrstuhl bis nach oben. 18. Etage. 83 Meter. Und schaut im 360-Grad-Blick auf Gelsenkirchen und auf einen Arsch. Der Arsch ist grau, Gelsenkirchen von oben ist grün. Man sieht die Schlote der Fabriken, man sieht sogar bis zur Arena. Es sieht aus, als wäre dort ein Ufo gelandet.



Die Swifties – Maylea, Aleshanee

An einem verregneten Tag im Mai betritt ein achtjähriges Mädchen an der Hand seiner Mutter das Hans-Sachs-Haus am Heinrich-König-Platz. Das Mädchen schaut schüchtern aus. Es trägt Zöpfe, ein Taylor-Swift-T-Shirt und mehr Armbänder am Arm als Schlagersänger Wolfgang Petry.

Der Name des Mädchens lautet Maylea Westhoff. Sie geht in die Grundschule in Emmerich und ist seit zwei Jahren Fan von Taylor Swift. Sie hat zusammen mit ihrer Schwester Aleshanee eine Petition zur Umbenennung von Gelsenkirchen angeregt. In Swiftkirchen.

Die beiden Schwestern gehen mit Vertretern der Stadt nach draußen auf den verregneten Rathausplatz. Ein Sprecher der Stadt sagt, um Gelsenkirchen offiziell umzubenennen, benötige man einen Beschluss des Landesparlaments, das sei nicht machbar gewesen. Aber einer kurzfristigen inoffiziellen Umbenennung hätten sie zugestimmt. Ein gelbes Schild wird hochgehalten, auf dem »Swiftkirchen« steht. Applaus.

Der WDR interviewt die Schwestern. Ein Sprecher der Stadt sagt, es seien viele schöne Aktionen für die Fans rund um die Konzerte geplant. Zum Beispiel eine Schnitzeljagd.

Außerdem werde Taylor Swift auf dem Walk of Fame Gelsenkirchen geehrt. Als erste Nicht-Gelsenkirchenerin und als erste Nicht-Tote. Sie wird einen pinkfarbenen Stein bekommen zwischen Menschen wie Rudi Assauer und Chansonsängerin Claire Waldoff.

»Tja«, sagt der Sprecher. »Wer hat dat schon?«

Auch Ira und Nasthasia sind »Swifties«, wie sie sich selbst bezeichnen. Die

beiden studieren in Gelsenkirchen Journalismus und PR. Ira ist in Gelsenkirchen geboren und hat Taylor Swift schon im Juni in London im Wembley-Stadion gesehen. Sie findet es super, dass Swift in Gelsenkirchen auftritt. Nur habe sie leider in ihrer eigenen Stadt keine Tickets mehr bekommen. Sie hofft, dass sie vielleicht irgendwie noch eines ergattert, jetzt, wo ihr Kleid da ist, das sie sich schon für das Konzert in London gekauft hatte, aber nicht rechtzeitig ankam. Ira trägt das Kleid heute zum Treffen mit dem SPIEGEL, es funktelt blau. Hardcorefans tragen zu den Konzerten Outfits, die immer dem Motto eines der elf Studioalben von Taylor Swift entsprechen sollen. Ihres, sagt Ira, sei »Midnights«, das von Nasthasia »Speak Now«. Viele Autofahrer hupen, als Ira und Nasthasia in ihren Glitzerkleidern über die Schalker Meile laufen. Nasthasia: »Als ob die noch nie 'ne Frau gesehen hätten.«



Die Oberbürgermeisterin – Karin Welge

Die mächtigste Frau Gelsenkirchens sitzt in der fünften Etage eines imposanten Büros im Hans-Sachs-Haus. Sie heißt Karin Welge, ist 62 Jahre alt und Mitglied der SPD. Welge trägt einen sehr gut sitzenden Anzug und wurde im Saarland geboren, also auch »auf Kohle«, wie sie sagt. Welges Opa war Bergmann.

Welge wirkt bei diesem Treffen mit dem SPIEGEL erstaunlich ehrlich. Sie sagt, sie habe überlegt, ob sie das Thema Taylor Swift überhaupt besetzen wolle. Die Stadt sei es mit der Veltins-Arena schließlich gewohnt, Weltstars zu beherbergen. Mit der Zeit sei ihr aber klar geworden, dass es sich bei diesen Konzerten um »echte Phänomene der Gegenwart handelt«. Auch wenn sie selbst kein Swiftie sei, sie habe nicht mal ein Ticket. Sie verrät, dass sie privat lieber »zu den alten Männern von AC/DC« geht, bei dem Bekenntnis leuchten ihre Augen. Schön wäre allerdings, sagt Welge, wenn sich Taylor Swift in das Goldene Buch der Stadt eintragen würde. Ihr sei das eigentlich nicht so wichtig, aber es gebe viele Menschen, denen das was bedeute. Da man sich jedoch noch in Gesprächen mit dem amerikanischen Management befinde, sei noch nicht sicher, ob das was wird. Sie seufzt.

Fragt man Welge, wie es ihr gerade gehe, sagt sie: Na ja, sie habe heute Ratssitzung ab 15 Uhr, und die Durchführung der EM stecke allen noch in den Knochen. Dazu noch diese

Shithole-Sache, die hätte natürlich auch nicht sein müssen. Mit dem Scheißloch-Skandal ist der Engländer gemeint, dessen Tweet der Auslöser dafür war, dass Gelsenkirchen an einem Juniwochenende auf X getrendet hat. Welge erzählt, ihr sei geraten geworden, mit dem Engländer eine Stadtrundfahrt zu machen, um ihm zu zeigen, wie schön Gelsenkirchen sei. So würde man wieder positive Bilder generieren. »Aber das mach' ich nicht«, sagt Welge. »Mit jemandem, der zuerst einen unreflektierten Eindruck in die Welt sendet und gegen Gelsenkirchen pöbelt, werde ich mich nicht romantisch in ein Ruderboot setzen.«

Welge wird jetzt lauter und für eine Oberbürgermeisterin erstaunlich konkret: »Wenn zu Ihnen jemand »Idiot« sagt, sagen Sie ja auch nicht: »Ich beweise Ihnen jetzt mit allen Mitteln, dass ich keiner bin.«« Welge sagt, sie belohne die Bürger, die sich für die Stadt einsetzen. Die demokratisch und sozial handeln. Nicht die, die am lautesten in den sozialen Netzwerken rumpöbeln. Deshalb habe sie auch der Petition der kleinen Mädchen zugestimmt, um Gelsenkirchen spaßeshalber in Swiftkirchen umzubenennen. Auch dagegen, sagt Welge, würden natürlich schon die Ersten schießen und fragen: Aha, dafür ist also Geld da?

»Wir haben hier in der Stadt viele Herausforderungen, die ich Ihnen gegenüber überhaupt nicht verschweigen möchte«, sagt Welge. »Und Gelsenkirchen ist sicher keine Stadt, die auf den ersten Blick wunderschön ist, aber hinter vielen Häusern mit angegrauter Fassade wohnen Menschen, die hier gerne leben, sich engagieren und das Herz am richtigen Fleck haben.«

Ein Ruhrpott-Original – der Günni

Im Stadtteil Gelsenkirchen-Ückendorf steht zum Beispiel ein blau-weißes Haus mit richtiger Ruhrpottfolklore-Fassade. Schlägel und Eisen. Glückauf-Inschrift. Der Fotograf dieser



Ortsschild mit Swift-Hommage



Geschichte möchte es fotografieren, wir stehen vor dem Haus und blitzen. Plötzlich geht ein Fenster auf. Ein Mann mit Hulk-Hogan-Bart und Stiernacken schaut böse raus. »Watt blitze da?«, fragt der Mann. Sogar sein Zimmer ist königsblau gestrichen. Kurz befürchten wir das Schlimmste.

»Wir sind vom SPIEGEL«, sagt der Fotograf. »Dürfen wir Ihr Haus fotografieren?«

»Ja sicha dat«, sagt der Mann. Seine Miene hellt sich auf. »Und mich kannste gleich mit fotografieren. Ich bin der Günni.«

Hat er das Haus so angemalt? Nee, sagt der Günni. Das war doch der Trompeten-Willy, der immer die Attacke getrötet hat, »den kennste doch sicha von RTL 2.«

Trompeten-Willy ist in Gelsenkirchen eine Institution. Als dem Vortrompeter der Nordkurve mal sein Instrument kaputtging, war es Rudi Assauer, der ihm ein neues bezahlte. Weil man als Schalker mindestens genauso zusammenhält wie unter Swifties. Und so schließt sich vielleicht der Kreis.

Taylor Swifts Lieder handeln oft von den Ungerechtigkeiten des Lebens und dem Traum, mehr zu sein als das Mädchen von nebenan. Viele Fans bewundern Swift dafür, dass sie davon erzählt, wie es ist, keine Freunde zu haben und früher gemobbt worden zu sein. Auch Gelsenkirchen weiß, was es heißt, gemobbt zu werden: von Englandfans, von Jimmy Kimmel, auch von Menschen aus Süddeutschland. Taylor Swift macht Menschen auf der Welt Hoffnung. Gelsenkirchen ist eine Stadt, die Hoffnung gut gebrauchen kann. Und vielleicht passen der amerikanische Superstar und die Ruhrgebietsstadt deshalb am Ende auf wundersame Weise doch recht gut zusammen.

Seit einigen Tagen fährt durch Gelsenkirchen eine Taylor-Swift-Straßenbahn. Vor der Tür des Bosch, der legendären Schalke-Kneipe von Roy Heiligert, entsteht gerade, mitten im sozialen Brennpunkt, ein Sportgarten mit Basketballplatz, Trampolin – und natürlich Fußballtoren. Günni fiebert dem Beginn der Bundesliga entgegen. Eine Familie träumt von Mallorca. Eine Bürgermeisterin kämpft für ihre Stadt. Kramer telefoniert schon mit den Managern anderer Stars, die bald nach Gelsenkirchen in die Arena kommen. Und Sami Nofal baut im Heiner's neue Zimmer an. Sogar eine Präsidentensuite. Er sagt: »Vielleicht kommt sie dann das nächste Mal selbst!«

Mit Hendrik im Folterkeller

AFTERSHOW In der Coronapandemie wurde dem Virologen Hendrik Streeck vorgeworfen, aus der Reihe zu tanzen. Nun versucht er sich beim CrossFit im Gleichschritt. *Marc Hujer* hat mit ihm trainiert.

Wir haben uns zum CrossFit-Training verabredet, in Bonn, wo Hendrik Streeck wohnt und sich in der närrischen Zeit das normale Leben aufzulösen beginnt, der Alltag, die Sorgen, manchmal auch die Vernunft. »Alles gut?«, fragt er zur Begrüßung. Er trägt ein graues Käppi der New York Yankees.

Er möge Käppis, sagt er, weil sie ihm das Gefühl gäben, einen Moment länger unerkannt zu bleiben. Was natürlich Quatsch ist. Das ginge nur mit Sonnenbrille, sagt er. Aber mit Sonnenbrille kann er nicht zum CrossFit kommen. Das wäre lächerlich.

Er hat die Gruppenstunde um halb zehn vorgeschlagen. Im CrossFit Bonn ist das die Spätaufstehervariante. Normalerweise besucht Streeck die erste Gruppenstunde am Morgen. Er stellt dann den Wecker auf sechs, »schmeißt« sich, wie er das nennt, in seine »Klamotten« und setzt sich ins Auto. Ohne Frühstück, ohne Rasur. Aber an diesem Tag möchte er keinesfalls unvorteilhaft aussehen, schon wegen der Bilder.

Er ist jetzt 46 und leitet noch immer das Institut für Virologie am Universitätsklinikum zu Bonn, wie schon vor vier Jahren, zu Beginn der Coronapandemie. Er konnte sich damals noch nicht vorstellen, dass ihn Markus Lanz mehrmals im Monat zu seiner Talkshow einladen würde, um über Inzidenzen zu debattieren. Er brauchte noch keine Käppis.

Vor ihm steht seine Trainerin, Jennifer Disch. Auf der Website steht über sie: »Ihre CrossFit-Leidenschaft ist das, was Eure Leiden schafft.«

Jennifer Disch, die hier Jenny heißt, bittet zum Aufwärmprogramm mit dem Rudergerät. Nachnamen gibt es beim CrossFit nicht. Auch keine Dokortitel, keinen Professor.

Als Hendrik Streeck während der Pandemie in den Fernsehstudios saß, mit seinem strahlenden Lächeln, dem schmal geschnittenen Anzug und der scharf geschnittenen Frisur, wirkte er



Dominik Asbach / DER SPIEGEL

so aufreizend cool, dass ihm manche Zuschauer den Professor nicht abnehmen wollten. Til Schweiger dagegen, selbst alles andere als ein Professorentyp, war so begeistert von ihm, dass er sich umgehend seine Handynummer besorgte.

500 Meter muss Streeck rudern, danach Mobility- und Skill-Training, dann geht er als aufgewärmt durch.

Er erzählt, dass er zuletzt an einem Virus erkrankt gewesen sei, das vor allem Kinder befallt. Er habe tagelang hohes Fieber gehabt, an Sport sei gar nicht zu denken gewesen. Deshalb habe er jetzt einen Trainingsrückstand.

CrossFit, ein 60 Minuten langes Drillprogramm an unterschiedlichen Geräten, entfernt mit dem traditionellen Zirkeltraining vergleichbar, hat er in Boston kennengelernt, wo er ab 2006 zunächst als Postdoc, dann als Assistant Professor der Harvard Medical School forschte.

Er schätzt die Gruppendynamik, den antreibenden Ton, wie er etwa ganz besonders im Barry's in Berlin herrscht, einem »Bootcamp«, wie er das nennt, das mit »treibenden Beats aus den Boxen« und »High Five mit deinem Instructor« wirbt und wo er

**Sportler Streeck (r.),
Autor Hujer**

»Immer
wenn's piept:
Arbeit!!!«

**Jennifer Disch,
CrossFit-Trainerin**

manchmal sogenannte Drop-ins macht, Spontantermine ohne Mitgliedschaft.

Er fühle sich inzwischen sehr wohl in Bonn, sagt er, es sei seine neue Heimat geworden. Bonn sei so herrlich normal, anders als manche anderen Orte, wo die Debatten an den Lebenswirklichkeiten der meisten Menschen vorbeigingen. Ihn stört, dass sich heute jeder nur in seiner Blase bewege und die Sorgen und Nöte von anderen nicht sehe.

Er selbst hat in der Pandemie erlebt, wie unversöhnlich Debatten geführt werden. Die Pole waren damals Christian Drosten und er. Sie waren Kollegen, die Pandemie machte sie zu Gegnern. Drosten stand für mehr Sicherheit, Streeck für mehr Freiheit, er sprach sich gegen Schulschließungen aus, forderte gruppenspezifische Maßnahmen, was ihm von vielen übel genommen wurde. Auf Twitter trendete »Sterben mit Streeck«.

»Wir machen jetzt Mobility und gehen dann ins Techniktraining«, ruft Jenny, seine Trainerin.

Olympisches Gewichtheben ist heute der Schwerpunkt, Umsetzen und Stoßen, was im CrossFit-Jargon »Squat Clean« und »Split Jerk« genannt wird, aber genau das Gleiche ist.

Zu Beginn der Pandemie, sagt Streeck, habe er plötzlich abgenommen, dann aber aß er zu viel Fruchtgummi, nahm wieder zu, versuchte es mit Joggen, richtete sich in seinem Keller ein Fitnessstudio ein, bis er sich wieder für CrossFit entschied.

Er darf Gewichte auflegen. Fünf Runden à vier Wiederholungen »Front Squats«, Frontkniebeugen mit Gewichtshantel, die etwa auf Brusthöhe in einem »Power Rack« liegt. »Immer wenn's piept: Arbeit!!!«, ruft die Trainerin. Langsam kommt Streeck ins Schwitzen.

Danach ist es Zeit für den WOD, »Workout of the Day«, der so etwas wie die Kür jeder CrossFit-Stunde ist. Sieben Runden, zunächst neun Kilokalorien Rudern (sieben Kilokalorien für Frauen), dann fünf »Hand Stand Push-ups«, auch »Kipping HSPU« genannt, schließlich drei Kniebeugen mit 60 Kilo Gewicht (40 Kilo für Frauen), »Squat Cleans« genannt. »Du hast 15 Minuten Zeit, die Aufgabe zu lösen«, ruft Jenny.

Als Streeck das Programm beendet hat, schneller als in der angegebenen Zeit, sieht man ihm an, dass er sich angestrengt hat, aber wiederum auch nicht so, dass er nicht mehr lächeln könnte. Er schaut mich an. Er sieht, wie ich schwitze.

Er lächelt. »Machst du sonst keinen Sport?«

Radpanzer
Boxer RCH 155



Milliardenauftrag für Panzerbauer KNDS

RÜSTUNGSINDUSTRIE Das Verteidigungsministerium will im großen Stil neuartige Radhaubitzen des Typs Boxer kaufen. Auch Großbritannien und andere Nato-Partner sind interessiert.

Für den deutsch-französischen Rüstungskonzern KNDS bahnt sich ein weiterer Großauftrag der Bundeswehr an. Nach der Bestellung von 105 Leopard-Panzern im Juni hat das Verteidigungsministerium nach SPIEGEL-Informationen Interesse bekundet, in ähnlicher Anzahl das gepanzerte Transportfahrzeug des Typs Boxer zu kaufen, darunter offenbar 80 Fahrzeuge der Variante RCH 155. Diese Radhaubitzen mit einem Kaliber von 155 Millimetern können aus voller Fahrt schießen. Die Technologie gilt als weltweit bislang einzigartig. Erstkundin ist die Ukraine, bis Anfang 2025 soll das Land die ersten Exemplare des Boxer-Modells geliefert bekommen. Eine erste Tranche von rund 80 Systemen für die Bundeswehr wird gut zwei Mil-

liarden Euro kosten und ist im Wirtschaftsplan des 100-Milliarden-Sondervermögens für die deutsche Armee eingeplant. Das Verteidigungsministerium will dem Bundestag den entsprechenden Vertrag im vierten Quartal zur Genehmigung vorlegen. Die Anfrage an KNDS umfasst mit über 300 Stück deutlich mehr Haubitzen, als die Bundeswehr benötigt. Hintergrund ist, dass Großbritannien und andere Nato-Partner Interesse an dem Waffensystem haben, sie sollen sich später aus dem Rahmenvertrag bedienen können. Außer für die fahrenden Haubitzen interessiert sich die Bundeswehr für eine Boxer-Variante RCT30, die einen unbemannten Turm erhalten soll. Der wird bislang nur auf dem Schützenpanzer Puma verwendet. Dessen 30-Millimeter-Bord-

kanone hatte im März in der Slowakei bei einer Übung vor Befehlshabern aus mehreren Nato-Mitgliedsländern einen guten Eindruck hinterlassen, auch bei der Bundeswehr. So entstand die Idee, den Boxer mit Turm und Bordkanone des Puma zu erwerben. Der vierachsige Radpanzer hat den Vorteil, wendiger und schneller zu sein als ein Kettenpanzer. Für KNDS wären die Milliardenaufträge, die sich nun abzeichnen, ein willkommener Ersatz für einen Vertrag über mehr als hundert Leopard-Panzer mit den italienischen Streitkräften, der Ende Juni überraschend weggebrochen ist. Konkurrent Rheinmetall hatte sich daraufhin mit Rom über die Lieferung seines Kampfpanzers Panther verständigt. Dieser ist allerdings noch nicht im Einsatz. GT, MGB

Lindner kürzt Investitionen

FINANZEN Im Haushaltsentwurf für 2025 spart Finanzminister Christian Lindner (FDP) ausgerechnet bei den Investitionen. Im kommenden Jahr will er dafür 57 Milliarden Euro bereitstellen, wie er vergangene Woche bekannt gab. In der mittelfristigen Finanzplanung aus dem vergangenen Jahr waren allerdings noch 60,2 Milliarden Euro an Investitionen für 2025 vorgesehen. Der gestrichene Betrag half ihm, die Finanzierungslücke von 25 Milliarden Euro im Etat des nächsten Jahres zu stopfen. Als Lindner den Haushalt aufstellte, gab er die Werte aus der mittelfristigen Finanzplanung für die Ressorts als Orientierungsgröße aus. Für die Investitionen galt das offenbar nicht. Die Maßnahme ist eine der wenigen konkreten Einsparungen im Etatentwurf. Den größten Teil der Finanzierungslücke glich die Ampelspitze mit sogenannten globalen Minderungen im Umfang von 20 Milliarden Euro aus. Das sind pau-



Deichbaustelle

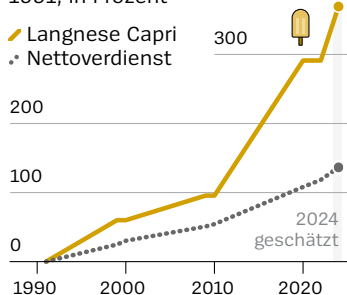
schale, nicht näher definierte Kürzungen, die irgendwann im Haushaltsjahr fällig werden. Investitionen lassen sich leichter einsparen als andere Etatposten. Um bei Sozialabgaben zu kürzen, müssen meist Gesetze geändert werden. Regierungen haben gewöhnlich Schwierigkeiten, die dafür nötigen Mehrheiten zu organisieren. Investitionen, etwa in Breitbandnetze oder Deichbau, lassen sich dagegen ohne große Widerstände streichen. Bei Bekanntgabe der Etatwerte verwies Lindner lediglich darauf, dass die Investitionen im Vergleich zu diesem Jahr steigen. 2024 stellt der Bund dafür 52 Milliarden Euro zur Verfügung. REI

Ein Magnum kostet 7 Minuten

LEBENSMITTEL 2,70 Euro für ein Magnum, 1,20 Euro für ein Domino: Die Preise für abgepacktes Langnese-Eis haben zuletzt deutlich angezogen. Doch die Kaufkraft hält laut Institut der Deutschen Wirtschaft (IW) mit dieser Teuerung in etwa Schritt. Eis bleibe »erschwinglich, auch 2024«, sagt IW-Forscher Christoph Schröder. Er hat die Preisempfehlungen des

Teures Sommervergnügen

Veränderung der Preisempfehlung von Langnese Capri und des durchschnittlichen Nettoverdienstes in Deutschland gegenüber 1991, in Prozent



• Quellen: Statistisches Bundesamt, Institut der deutschen Wirtschaft

Herstellers Unilever ins Verhältnis zur Entwicklung der Nettolöhne in Deutschland gesetzt. Es gibt aber Unterschiede bei den Sorten. Musste etwa für ein Domino-Eis im Jahr 2000 noch 3 Minuten und 45 Sekunden lang gearbeitet werden, sind es heute nur noch 3 Minuten und 14 Sekunden. Dagegen sind die Preisempfehlungen für Nogger stärker gestiegen als die Löhne, statt ebenfalls 3 Minuten und 45 Sekunden im Jahr 2000 müssen Arbeitnehmer dafür heute 5 Minuten und 7 Sekunden aufwenden. Beim Fruchteis Capri lag die Empfehlung im Jahr 2000 laut Auswertung noch bei umgerechnet 41 Cent, 2024 bei 1,20 Euro. Früher musste für ein Capri im Schnitt 2 Minuten lang gearbeitet werden, heute 3 Minuten und 14 Sekunden. Besonders lange muss man für ein Magnum schuften, 7 Minuten und 17 Sekunden, 61 Sekunden mehr als im Jahr 2000. Hinzu kommt: Die ursprüngliche Packungsgröße von 200 Millilitern ist seit Markteinführung 1989 auf 110 Milliliter geschrumpft. APR

EU-Plastikgesetz erschwert Importe

HANDEL Die neue EU-Verpackungsverordnung bedroht den Handel mit Staaten des Globalen Südens. Spätestens in fünf Jahren dürfen Produkte nur noch dann in Plastikhüllen nach Europa geliefert werden, wenn das Recycling weitgehend den EU-Richtlinien entspricht. Viele Länder können diese Vorschriften nicht erfüllen, heißt es in der EU-Kommission. Die Behörde hat die Folgen der Regelung für den Warenaustausch mit Kenia untersucht. Ein großer Teil der Exporte des Landes wäre betroffen, vor allem Nahrungsmittel und Schnittblumen. Um

den Vorschriften gerecht zu werden, müssten Exporteure aus Kenia ihre Verpackungen künftig aus der EU oder aus Ländern mit vergleichbaren Vorgaben beziehen, heißt es bei EU-Experten. Die Regeln führten zu zusätzlichen Kosten und womöglich zu Konflikten mit Partnern in Afrika oder Lateinamerika. Die EU-Kommission räumt ein, dass ein signifikanter Anteil des Handels betroffen sein könnte. Das Problem betreffe nicht nur Kenia, sondern »alle Drittländer, die Plastikverpackungen nutzen«. Die EU werde deshalb »den Dialog mit den Handelspartnern fortsetzen, um die Umsetzung der Regeln zu erleichtern«. MSA



Bund muss Geld nachschießen

AUTOBAHN Die Geldnöte von Bundesverkehrsminister Volker Wissing (FDP) beim Autobahnbau werden immer größer. Im Haushalt 2025 muss er dafür weitere 153 Millionen Euro veranschlagen. Der Betrag wird fällig, weil der Bund beim privaten Autobahnbau wegen gestiegener Baukosten Geld nachzahlen muss, im Rahmen sogenannter öffentlich-privater Partnerschaften (ÖPP). Das geht aus einer Antwort des Ministeriums an den Abgeordneten Victor Perli (Linke) hervor. Derartige Partnerschaften hat der Bund unter anderem abgeschlossen, um die A3 bei Fürth und Erlangen zu erweitern und die A49 zwischen dem Autobahndreieck Ohmtal und der A5 neu zu bauen.

Eigentlich sollen ÖPP-Projekte finanzielle Risiken für den Staat reduzieren. Doch in den Verträgen billigt Wissing

Ministerium den Unternehmen das Recht zu, bei »unzumutbaren« Preissteigerungen eine Nachzahlung zu fordern. Laut Ministerium sind drei neue Schlichtungsverfahren anhängig, die in Nachzahlungen für den Bund münden könnten. Ein Ministeriumssprecher bestätigt, dass es Zahlungsverpflichtungen gegenüber den privaten Auftragnehmern gebe, die für die Jahre 2023 bis 2026 »zu berücksichtigen« seien. Beim Autobahnbau muss Wissing eine Finanzierungslücke von rund einer Milliarde Euro schließen. Die Summe soll nach der Eini-gung der Ampelkoalition über Kredite an die bundeseigene Autobahngesellschaft aufgebracht werden. Dadurch fällt sie nicht unter die Schuldenbremse des Bundeshaushalts. »Erneut zeigt sich, dass ÖPP für den Staat nicht wirtschaftlicher sind«, kritisiert Perli. Wissing liege falsch, wenn er dieses Modell erneut als Lösung ins Spiel bringe. GT



Generation



Eigenheim



IMMOBILIEN Die Mehrheit der Jüngeren
sehnt sich nach Besitz. Bei
steigenden Preisen und Baukosten
ist Kreativität gefragt.
Wie man es schaffen kann.

Wie sieht mein Traumleben aus? Das erzählen unter 30-Jährige auf den folgenden Seiten. Ein SPIEGEL-Team hat überschlagen, was es kosten würde, die Lebenswünsche zu erfüllen. Es hat nach Immobilien gesucht, nach den möglichen Preisen von Land, Autos, Segelbooten oder Haustieren. Da es sich um Einzelbeispiele handelt, sind die Werte eher spielerische Annäherungen. Das beginnt schon damit, dass die künftige Inflation unberücksichtigt ist. Außen vor bleiben in der Rechnung die laufenden Kosten des Lebens: Nahrungsmittel, Heizung, Strom, Wasser, Internet, Reparaturen, Versicherungen und Steuern.

Glück im Minimalismus

Luna Evans, 23, studiert Philosophie und Politikwissenschaft in Berlin

IHR TRAUM

»Ich liebe meinen aktuellen Wohnort Berlin, doch meine Miete ist seit Jahren höher als mein Einkommen. Als Arbeiterkind hatte ich im Studium immer wenig Geld, obwohl ich zeitweise zwei Jobs hatte: als studentische Hilfskraft am Institut für Philosophie der Freien Universität und einen Minijob im Abgeordnetenhaus. Ich habe ständig Angst, dass eine Einkommensquelle wegbreicht.

Nun bin ich es leid, mich weiter mit den hohen Kosten herumzuschlagen. Ich träume davon, mit meinen zwei Mitbewohnerinnen irgendwann nach Brandenburg zu ziehen. Meinen Traum, ein Leben in der Wissenschaft oder im Journalismus, kann ich zum Teil auch aus dem Homeoffice verfolgen.

Unser Haus, das wir irgendwann abbezahlen wollen, hat einen großen Garten, in dem wir Paprika, Zucchini und Kräuter ziehen. Schränke, Betten und Tische wollen wir selbst bauen. Im Erdgeschoss ist die Küche mit einem alten Gasherd, und es gibt eine Bibliothek, in die ich mich zurückziehe.

Um nach Berlin zu pendeln, würden wir uns ein günstiges Elektroauto kaufen. An Homeoffice-Tagen klappe ich abends mein Laptop zu, steige auf mein neues Rennrad und fahre durch benachbarte Landstriche.

Ansonsten will ich mir kaum materielle Dinge leisten. Die Vorstellung, viel zu besitzen, bedrückt mich. Besitz verändert Menschen. Als Arbeiterkind wollte ich nie mehr, als ohne Geldsorgen zu leben.

Manchmal denke ich, es lohnt sich gar nicht, über meine Zukunft nachzudenken.



Unter dem Eindruck des Klimawandels fühlt sich alles wie eine Dystopie an. Jede Naturkatastrophe löst in mir Angst aus. Trotzdem träume ich.«

DIE KOSTEN

Ein Haus in Eberswalde mit 1.900 Quadratmeter großem Grundstück, Baujahr 2003, ist auf einem der großen Immobilienportale für 365.000 Euro zu erwerben. Hinzu kommen dürften Nebenkosten für Makler, Notar und Grunderwerbsteuer in Höhe von 42.000 Euro. Trotzdem ein Schnäppchen, verglichen mit Berliner Preisen. Luna Evans müsste davon ein Drittel tragen, rund 136.000 Euro.

Unter den E-Autos sind die günstigsten Neuwagenmodelle laut dem Fachportal InsideEVs: ein Dacia Spring für 12.500 Euro und ein Fiat 500e für 25.000 Euro. Hinzu kommen die Kosten für eine Ladestation, eine sogenannte Wallbox. Sie liegen laut ADAC zwischen 1.045 und 5.200 Euro. Ein Mittelwert wären 2.000 Euro. Ein neues Rennrad kostet je nach Ausstattung ab 850 Euro gemäß bike24.de.

**INVESTITION:
163.850 EURO**



D

Da ist Pia Zettelman, 25 Jahre alt, die von einem Hexenhäuschen im Schwarzwald träumt. Sie sieht sich dort auf der Terrasse sitzen, eine Limonade in der Hand. Im Garten wuchern wilde Pflanzen.

Edgar Gelsz, 23, der sich danach sehnt, ein Einfamilienhaus in seinem Heimatort Nettel-Hinsbeck zu renovieren.

Davis Zöllner, 21, der von einem Anwesen mit Garage träumt, die Platz für zehn Sportwagen bietet.

Wenn junge Menschen von ihren Zukunftswünschen erzählen, klingt es oft noch immer wie vor mehr als 90 Jahren bei Kurt Tucholsky:

»Eine Villa im Grünen mit großer Terrasse / vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstraße / mit schöner Aussicht, ländlich-mondän / vom Badezimmer ist die Zugspitze zu sehn.«

Es geht darum, einen Ort zum Leben zu finden, ein Stück Land, eine Wohnung, ein Heim, von dem aus sich starten lässt, in dem man eine Familie gründen kann oder eine antikapitalistische Kommune. Das doch immer ist: ein Stück Zuhause, in dem man sich wohlfühlen kann.

Der SPIEGEL hat mit jungen Menschen über ihre Zukunftsträume gesprochen, und die Antworten zeigen bei aller Diversität ein eindeutiges Bild. Mögen die Zinsen auch üppig sein und die Angebote vielerorts übersichtlich – die Immobilienseuche im Land ist enorm, auch bei den sehr Jungen. Fast alle träumen vom eigenen Haus. »Das Idealbild hat sich über die Jahre nicht sonderlich verändert«, sagt Björn Pätzold, Baufinanzierungsspezialist bei der Immobilienberatung Dr. Klein. Er betreut Kunden, die auf der Suche nach einem passenden Kredit sind – und die dabei sind, ihre Lebensträume mit ihren finanziellen Möglichkeiten abzugleichen.

66 Prozent aller Deutschen zwischen 18 und 29 Jahren wollen in Zukunft in einer eigenen Immobilie leben, wie eine Umfrage des Marktforschungsinstituts Ipsos für den SPIEGEL zeigt. Nur 25 Prozent möchten zur Miete wohnen. Die eigenen vier Wände vermitteln Sicherheit, versprechen ein selbstbestimmtes Leben, Unabhängigkeit und Freiheit. Was heute besonders wichtig ist: Sie bieten Schutz vor steigenden Mieten.

Junge Menschen sind den Kapriolen auf dem Wohnungsmarkt besonders ausgeliefert. Sie müssen häufiger umziehen als ältere, für ein Studium, die Liebe oder einen Jobwechsel, und sie profitieren seltener von günstigen Altmietverträgen. Vor allem müssen sie meist mit weniger Geld auskommen.

Der Druck auf den Mietmarkt ist in den vergangenen Jahren unaufhörlich gestiegen. Hier drängen sich neben potenziellen Mietern inzwischen viele enttäuschte Kaufinteressenten, die eigentlich andere Pläne hatten. Die gestiegenen Zinsen haben viele Baufinanzierungen platzen lassen, selbst wenn die Immobilienpreise zuletzt etwas nachgegeben haben. Weil nun auch jene, die einst ins Eigentum wollten, erst einmal weiter mieten, explodieren die Preise: In Berlin etwa stiegen 2023 die Angebotsmieten auf den einschlägigen Immobilienportalen im Vergleich zum Vorjahr um 26,7 Prozent. Auch in kleineren Städten und ländlichen Regionen geht es steil nach oben: Potsdam plus 31,2 Prozent, im Landkreis Kaiserslautern plus 19,3 Prozent, Kaufbeuren plus 17,4 Prozent.

Das sorgt für Frust. So zeigt die Studie »Jugend in Deutschland«, vorgelegt von den Jugendforschern Klaus Hurrelmann und Simon Schnetzer, dass sich mehr als die Hälfte der 14- bis 29-Jährigen Sorgen wegen teuren und knappen Wohnraums macht. Das Thema bereitet jungen Menschen mehr Kopfzerbrechen als der Klimawandel.

»Viele junge Menschen glauben nicht mehr an das Versprechen, dass man sich mit harter Arbeit etwas im Leben aufbauen kann«, sagt Hurrelmann, Sozialforscher an der Berliner Hertie School. Während sich die Eltern aus eigener Kraft noch ein Haus mit Garten finanziert haben, scheint heute ein kleines Apartment in der Stadt für viele unbezahlbar. »Gerade beim Wohnen merkt die junge Generation, dass sie das Wohlstandsniveau ihrer Eltern aus eigener Kraft nicht mehr erreichen wird«, sagt Hurrelmann.

Die Lage zerrt an den Nerven. Wenn Wohnraum knapp ist, fehlt die Aussicht, bei den Eltern ausziehen oder irgendwann in den eigenen vier Wänden eine Familie gründen zu können. »All das löst Stress bei den jungen Menschen aus«, sagt Hurrelmann. Der Wissenschaftler sieht einen Zusammenhang zwischen den Problemen am Immobilienmarkt und der steigenden psychischen Belastung der jungen Generation. Hinzu kommt, dass sich viele Menschen beim Thema bezahlbarer Wohnraum von der Ampelkoalition im Stich gelassen fühlen. Ein Nährboden für radikale Parteien wie die AfD.

WAR ES FRÜHER EINFACHER?

Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) wirkte bei dem Thema zuletzt seltsam ungerührt. Seine Botschaft: Es stimme gar nicht, dass der Immobilienkauf früher so viel leichter war.

Bei einem Wahlkampfauftritt in Bayern behauptete der SPD-Politiker im vergange-



Basteln in der Garage

Edgar Gelsz, 23, Isolierer aus Nettetal, Nordrhein-Westfalen

SEIN TRAUM

»Wenn ich länger als ein paar Tage in einer größeren Stadt bin, werde ich unruhig. Ich mag unseren idyllischen 4.300-Einwohner-Stadtteil Hinsbeck. Hier will ich bleiben, in vier Jahren werde ich den Isolierbetrieb meiner Eltern übernehmen.

Ich will mir ein Haus kaufen, etwa 150 Quadratmeter groß, das ich gern mit einer Frau und zwei Kindern bewohnen möchte. Renovieren werde ich es selbst, gemeinsam mit meinen Freunden, die sind Maurer, Schreiner, Elektriker.

Ein Garten wäre mir wichtig. Und eine Garage, in der ich an meinem Motorrad rumschraube. Aktuell fahre ich eine Husqvarna 701 Supermoto, ein Straßenmodell. Irgendwann möchte ich ein Sportmotorrad besitzen, mit dem ich auf einer Rennstrecke fahre, am liebsten eine Ducati Panigale V4 S. Mein Firmenwagen soll ein Audi A6 sein oder ein 5er BMW. Als Zweitwagen hätte ich gern einen Nissan Skyline R34 GT-R, auch wenn ich unsicher bin, ob ich mir den leisten kann.

Ich werde weiterhin Mitglied sein beim Fußballverein SC Rhenania Hinsbeck, beim Pfadfinderstamm St. Clemens Kaldenkirchen und im Karnevalskomitee. Vielleicht fange ich wieder mit Eishockey an. Meine Kinder will ich ebenfalls in Vereinen anmelden und ein Instrument lernen lassen.«

DIE KOSTEN

Ein frei stehendes Einfamilienhaus mit 140 Quadratmetern mit Garten und Garage ist in der Nähe von Nettetal für 255.000 Euro zu haben, dazu kommen Kaufnebenkosten unter anderem für Notar und Grundsteuer in Höhe von rund 30.000 Euro. Für die Renovierung könnten gut 50.000 Euro Materialkosten fällig werden, plus einige Kisten Bier für die Freunde. Eine Ducati Panigale V4 S liegt neu bei rund 32.000 Euro. Der Audi und der 5er BMW sind Firmenwagen, die nicht in die private Rechnung gehören.

Der Nissan Skyline R34 GT-R, ein seltenes Sammlerstück, wird nicht mehr gebaut, es kommen also nur gebrauchte Fahrzeuge infrage. Ihre Preise beginnen bei rund 160.000 Euro und steigen bei geringem Kilometerstand auf 400.000. Mit etwa 200.000 Euro sollte Edgar Gelsz rechnen.

INVESTITION: 567.000 EURO

Hinzu kommen die Vereinsmitgliedschaften: beim SC Rhenania Hinsbeck für 132 Euro jährlich, bei den Pfadfindern für 60 Euro, beim Karnevalskomitee für 140 Euro im Jahr. Außerdem die Mitgliedschaften und der Musikunterricht für die Kinder.



Hexenhaus im Schwarzwald

Pia Zettlemann, 25, Sozialarbeiterin aus Nagold, Baden-Württemberg

IHR TRAUM

»In meinem Zukunftstraum sehe ich mich auf der Terrasse meines Häuschens im Schwarzwald mit einer Limo. Ich liebe eisgekühlte Getränke, deshalb möchte ich einen Kühlschrank mit integrierter Eiswürfelmaschine. Da ich ein Fan davon bin, im Regen draußen zu sitzen, sollte die Terrasse überdacht sein. Dort würden mein Partner und ich ab und zu auf einer Luftmatratze schlafen. Im Schlafzimmer hätten wir ein Wasserbett.

Mein Traumhaus ist ein renovierter Altbau. Von außen erinnert es an ein Hexenhaus, innen sollte es modern ausgestattet sein, mit Fußbodenheizung. Der Garten sollte Platz bieten für wilde Pflanzen und wilde Tiere. Ich würde ein kleines Loch in den Zaun sägen für Igel, Nistmöglichkeiten für Vögel herrichten und Blumen säen für Wildbienen.

Für unsere beiden Töchter gibt es ein Baumhaus. Mein Rückzugsort ist ein Wintergarten, in dem ich ungestört lesen und zocken kann. Dafür will ich die neueste Playstation haben und einen leistungsstarken Computer. Und ich träume davon, Fantasyromane zu schreiben, die verfilmt werden. Hauptberuflich bin ich weiterhin als Sozialarbeiterin auf einer Jugendfarm tätig, das ist eine Art pädagogisch betreuter Abenteuerspielplatz.

Es gibt ein paar Dörfer im näheren Umkreis. Dorthin fahre ich mit meinem Suzuki-Geländewagen, kaufe Lebensmittel oder Streu für meine Meerschweinchen. Ich möchte gern eine Schlange haben und mindestens ein Pferd, am liebsten einen Knabstrupper, weiß mit dunklen Punkten. Ab und zu mache ich Touren mit meinem Motorrad, der »Suzi«. Im Urlaub fahren wir im Husky-Schlitten durch Norwegen. Vielleicht reite ich auch mal drei Wochen allein durch Europa, während mein Partner zu Hause bleibt.«



DIE KOSTEN

»Historisches Schwarzwaldhaus in Alleinlage« ist eine Anzeige auf einem Immobilienportal betitelt, das Foto wirkt so idyllisch, als stammte es aus einer ZDF-Vorabendserie. Die Immobilie liegt im Landkreis Waldshut in Baden-Württemberg, ist 250 Jahre alt und wurde in den vergangenen Jahren »umfangreich« saniert. 2012 wurden alle Elektro- und Wasserleitungen neu installiert und eine Luft-Wärmepumpen-Heizung eingebaut. Das Dach ist neu gedeckt, der Boden ist gedämmt. Kosten für das Objekt: 490.000 Euro. Hinzu kommen Nebenkosten für Makler, Notar und Grunderwerbsteuer in Höhe von 49.000 Euro.

Einen Kühlschrank mit Eiswürfelspender gibt es für um die 1000 Euro. Ein vernünftiges Wasserbett kostet mindestens 800 Euro. Eine Playstation 5: 550 Euro. Ein guter Gaming-Computer: 1500 Euro. Ein Suzuki Jimny: 29.500 Euro.

Für eine Schlange könne man »Tausende Euro ausgeben«, sagt ein Hobbyhalter. Für den Anfang tue es aber eine Kornnatter vom Händler für 100 Euro. Hinzu kommen etwa 300 Euro für das Terrarium.

Das Pferd ist deutlich teurer. Auf der Seite ehorses.de werden Knabstrupper für 4500 bis 10.000 Euro angeboten.

INVESTITION: 582.750 EURO

Hinzu kommt der Traum von einer Husky-Expedition: Eine Tour für acht Tage kostet locker 2900 Euro pro Person. Für den Flug, etwa nach Bardufoss, werden weitere 850 Euro fällig.

nen Jahr: »Es sind nicht die Zinsen das Problem.« Das aktuelle Niveau von etwa vier Prozent sei niedrig im Vergleich zum Anfang der Siebzigerjahre, als es 9,5 Prozent waren. »Fragen Sie Ihre Eltern: Mit welchen Zinssätzen habt ihr eure Häuser gebaut?«, sagte Scholz. Eine Antwort versuchte er selbst: »Sie werden hören, damals wurde einfach Geld gespart. Die Zinssätze sind nicht das Problem.«

Die Jungen sind also selbst schuld? Sie sparen nur zu wenig?

Scholz hat recht und unrecht zugleich. Es stimmt, dass die monatlichen Kreditraten an die Bank heute meist erschwinglicher sind als in den Achtzigerjahren, wie das Kölner Institut der deutschen Wirtschaft festgestellt hat. Das Problem ist: Zumindest in den Städten brauchen Kaufinteressenten heute viel mehr Eigenkapital. Mit den steigenden Immobilienpreisen fallen auch die Nebenkosten wie Grunderwerbsteuer und Notargebühren üppiger aus. Ein weiterer Preistreiber sind die Vorschriften, vom zunehmend strengeren Energieeffizienzstandard bis zur Vorschriftshöhe von Balkongeländern.

Für die meisten jungen Käufer dürfte genau hier das Problem liegen: Sie müssen mehr Ersparnisse mitbringen als frühere Generationen.

WENN DIE ELTERN AUSHelfen

»Viel Eigenkapital kommt heute von den Eltern oder den Großeltern«, sagt Alexandra Ernst, Finanzierungsberaterin bei der Stadtsparkasse München. Sie kennt ältere Kundinnen und Kunden, die ihre Grundstücke beleihen, um ihren Kindern oder Enkeln einen Kredit zu verschaffen. Allein mit gewöhnlicher Erwerbsarbeit ließen sich die meisten Immobilien nicht mehr bezahlen. Da brauche es schon ein sehr hohes Einkommen oder ein Erbe. Diejenigen, die in der Region München aus eigener Kraft ein Einfamilienhaus finanzieren könnten, seien meistens Top-Nachwuchskräfte, die bei einem Dax-Unternehmen, einer Unternehmensberatung oder einer Kanzlei ein Spitzengehalt verdienen.

Tatsächlich macht das Erben den großen Unterschied, heute mehr als früher. Jahr für Jahr werden Hunderte Milliarden Euro von einer Generation an die nächste übergeben. Von diesem Geldsegen profitiert jedoch nur eine privilegierte Minderheit. 2021 zeigte eine Analyse des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW), dass an die reichsten 10 Prozent der Bevölkerung fast die Hälfte der Erbschaften und Schenkungen fällt. Die ärmeren 50 Prozent der Bevölkerung können nur mit rund sieben Prozent der Gesamtsumme rechnen.

Die Lage mag ernüchternd sein, die junge Generation macht das Beste daraus und zeigt sich erstaunlich anpassungsfähig. »Unsere jungen Kunden lassen sich von Alternativen überzeugen, auch wenn sie nicht ihrem Ideal

entsprechen«, sagt Ernst. Vor einigen Jahren sei das noch anders gewesen. Da rückte man selten von der Wunschvorstellung ab, lieber streckte man sich bei der Finanzierung.

Welche Wege gehen junge Menschen, um es doch noch in die eigenen vier Wände zu schaffen? Was machen sie anders als ihre Eltern und Großeltern?

RAUS AUFS LAND

Der Berliner Makler Achim Amann – grau melierter Kurzhaarschnitt, feine Lederarmbanduhr – hat für die Immobilienfirma Keller Williams in den vergangenen zwei Jahren so viele Objekte in ländlichen Regionen an junge Familien aus der Stadt verkauft wie seit den Neunzigerjahren nicht. »Wir erleben eine Stadtfucht«, sagt er.

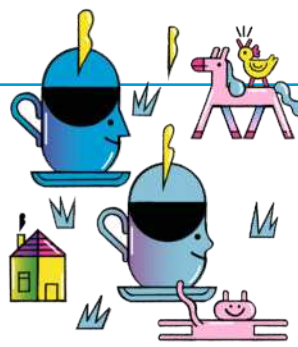
Das hat auch mit der neuen Normalität im Homeoffice zu tun. Wer überwiegend am heimischen Esstisch arbeitet und nur an zwei Tagen ins Büro fahren muss, kann leichter vom Häuschen im Grünen träumen. Vor allem Orte mit IC- oder ICE-Anbindung seien stark nachgefragt: Bernau und Eberswalde im Umland von Berlin beispielsweise oder Merseburg und Lutherstadt Wittenberg bei Leipzig. »Alle Orte, die man mit dem Zug in unter 60 Minuten aus der Großstadt erreicht, sind hochattraktiv«, sagt Amann.

Die Ipsos-Umfrage für den SPIEGEL zeigt: Vor die Wahl gestellt zwischen einem Haus auf dem Land und einer Wohnung in der Stadt, würde sich bei den Jüngeren eine große Mehrheit von 61 Prozent für das Haus im Grünen entscheiden, nur 35 Prozent für das urbane Leben.

Makler Amann hat in Eberswalde vor Kurzem ein Einfamilienhaus mit 210 Quadratmeter Wohnfläche und großem Grundstück in Seenähe an eine junge Familie aus Berlin verkauft. Das Haus war ausgestattet mit Photovoltaik-Anlage und Wärmepumpe, nur der Innenausbau stand noch an. Kaufpreis: 225.000 Euro, verglichen mit Preisen in der Großstadt ein Schnäppchen.

Ein anderer Käufer habe im brandenburgischen Wittenberge zugeschlagen. Eine 52 Quadratmeter große Altbauwohnung mit Stuck, in der Nähe der Elbe, für 130.000 Euro. In 50 Minuten ist man mit dem ICE in Berlin und in 70 Minuten am Hamburger Hauptbahnhof. Kita-Mangel kennen sie in Wittenberge nicht. Preiswucher genauso wenig. Vor nicht einmal fünf Jahren hätten die Häuser dort noch die Hälfte gekostet, sagt Amann. Dennoch: »Meine Kunden sind superhappy.«

Vielen Kaufinteressenten ist die Anbindung wichtiger als die Lage im Ort. Motto: Lieber ein Reihemittelhaus mit S-Bahn-Anschluss als eine frei stehende Immobilie in der Pampa. Seit 2019 hat sich die Anzahl leer stehender Wohnungen in den Nachbarkreisen der großen Städte deutlich verringert, wie Zahlen des Berliner Forschungsinstituts Empirica zeigen. Im Berliner Umland, zu dem Landkreise wie Barnim, Havelland oder Oberhavel gehören, beträgt die Leerstands-



Kommune in Schweden

Lily Mühlig-Versen, 20, studiert Jura in Regensburg

IHR TRAUM

»Wenn ich genügend Geld zusammenhabe, möchte ich in ein altes Haus auf dem Land investieren, irgendwo im Süden Schwedens. Meine Partnerin und ich sitzen morgens auf der Veranda in zwei Schaukelstühlen, trinken Kaffee und blicken in den Garten. Dort jagen unsere vier Katzen durch die Obstbäume, Brombeer- und Tomatensträucher.

Unser Haus ist Teil einer Kommune. Etwa 30 Menschen leben hier, teilen ihr Essen und unternehmen viel zusammen. Einige von ihnen sind meine alten Freunde aus Deutschland.

Ich arbeite vier Tage die Woche aus dem Homeoffice. Ich bin gern zu Hause und selten auf Reisen. Schweden verlasse ich nur einmal im Jahr, in meinem VW-T4-Bus, für einen Kurzurlaub an der französischen Atlantikküste.

Wir haben keine Kinder – das wollten wir nie. Stattdessen kümmere ich mich um unseren Hund, meine zwei Pferde auf der Koppel neben dem Dorf und die Hühner im Garten. Mit den Eiern, dem Gemüse aus dem Garten und dem Strom aus unserer Photovoltaik-Anlage versorgen wir uns großteils selbst. Brot, Kaffee oder Schokolade kaufe ich im Supermarkt in der nächstgelegenen Stadt. Manchmal

verbinde ich diese Einkäufe mit einem Ausflug in die Boulderhalle, wo meine Partnerin und ich Mitglied sind.«

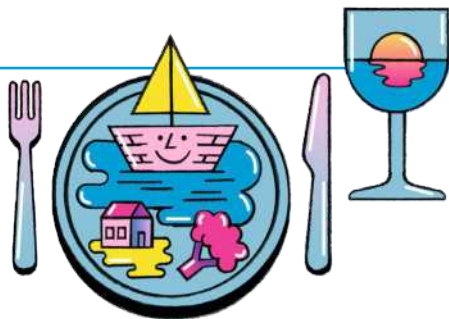
DIE KOSTEN

Einen kleinen Hof für Selbstversorger, der diesem Traum nahekommt, findet man auf einem Immobilienportal: 80 Quadratmeter Wohnfläche, auf einem 8024 Quadratmeter großen Grundstück in Götaland, nordöstlich von Göteborg. Preis ohne Nebenkosten: 139.000 Euro. Lily Mühlig-Versen müsste davon die Hälfte tragen, rund 70.000 Euro. Der Einbau einer Photovoltaik-Anlage inklusive Batterie kostet laut einem dort tätigen Energie-Start-up rund 20.000 Euro, von denen sie 10.000 Euro bezahlen müsste. Den gebrauchten VW T4 gibt es ab etwa 8000 Euro.

INVESTITION: 88.000 EURO

Wäre da noch der Urlaub. Ein Trip nach Frankreich, vier Wochen für zwei Personen, könnte 3000 Euro kosten (einschließlich Essen, Benzin, Internet, Campingplatz, Gas). Da kommt man schnell auf 1500 Euro pro Person. Die Mitgliedschaft in der Boulderhalle gibt es ab 35 Euro im Monat.





Boot in Südfrankreich

Matteo Miceli, 16, Schüler aus Schorndorf, Baden-Württemberg

SEIN TRAUM

»Mein Traum ist es, ein altes Steinhaus umzubauen. In Frankreich, wo meine Mutter herkommt, oder in Italien, der Heimat meines Vaters. Jedenfalls nah am Meer. Dort will ich am liebsten das ganze Jahr über leben, mindestens aber mehrere Monate im Jahr. An den Wänden hängt Kunst, darunter auch wertvolle, große Arbeiten. Im Keller gibt es ein Gym, mit Laufband, Fahrrad, Brustpresse, Beinpresse. Und einen Hobbykeller mit einem Billardtisch, Fernseher und einer Dartscheibe. Ein Segelboot wäre klasse, und ein E-Auto. Ich baue Obst und Gemüse an, den Rest kaufe ich im Biosupermarkt, an Lebensmitteln wird nicht gespart. Ob das alles mit meinem Berufswunsch vereinbar ist, weiß ich selbst nicht so recht: Ich will zur Kriminalpolizei.«

DIE KOSTEN

Eine Immobilie in der Nähe von Nîmes, eine Stunde Autofahrt zum französischen Mittelmeer, könnte Matteo Micelis Traum entsprechen. Je kürzer der Weg zum Meer, desto teurer wird es meist. Das »charmannte Bruchsteinhaus in ruhiger Lage« ist bei einem großen Immobilienanbieter für 364.000 Euro ohne Nebenkosten zu haben, hat 160 Quadratmeter Wohnfläche

und ist mit »hochwertigen Materialien komplett renoviert«. Er müsste es nicht einmal umbauen.

Bleibt mehr Geld für Kunst. Dafür kann man ein paar Hundert Euro ausgeben, aber auch Hunderttausende. Matteo Miceli könnte mit 50.000 Euro auskommen, so sehen es Sammler, wenn er teils bei renommierten Galerien kauft, teils bei Absolventen von Kunsthochschulen oder auf Messen für erschwingliche Kunst wie der affordable art fair in Hamburg.

Fürs Home-Gym finden sich durchaus günstigere Geräte, Personal Trainer raten jedoch, für ein Laufband mindestens 5000 Euro auszugeben, für Bein- und Brustpresse jeweils 4000 Euro sowie 3000 Euro für ein Fitnessbike. Gibt man sich mit Einsteigermodellen zufrieden, bekommt man das Ganze deutlich günstiger. Einen einigermaßen hochwertigen Billardtisch gibt es ab 1800 Euro, einen LED-Fernseher, 65 Zoll, im Fachhandel für 500 Euro.

Hinzu kommt ein neues E-Auto für gut 25.000 Euro. Für 8000 Euro erhält man ein schönes gebrauchtes Segelboot, das tut es auch.

**INVESTITION:
465.300 EURO**

quote nur noch 2,8 Prozent. 2019 lag sie bei 3,3 Prozent. Ein ähnlicher Rückgang zeigt sich in Leipzig, wenn auch auf höherem Niveau: Dort ist die Leerstandsquote im Umland von 8,5 Prozent auf 8,2 Prozent gefallen.

Wenn solche Regionen von Großstadtflüchtlings besiedelt werden, gewinnen alle: Dörfer leben wieder auf, Metropolen werden entlastet. Allerdings braucht es dafür etwas, was es nur selten gibt: eine gute Bahn-Infrastruktur. Sonst stehen auf dem Weg zur Arbeit alle im Stau.

HILFEN FÜR JUNGE FAMILIEN

Die Bundesregierung würde die Menschen nur zu gern aufs Land locken. Auf diese Weise will Bauministerin Klara Geywitz (SPD) die angespannten Wohnungsmärkte in den Städten entlasten. Schon vor zwei Jahren hat die Ministerin ein bundesweites Förderprogramm angekündigt, um jungen Familien den Erwerb einer sanierungsbedürftigen Immobilie auf dem Land schmackhaft zu machen. Das Programm »Jung kauft alt« soll junge Familien mit günstigen Zinsen unterstützen.

Nun liegen die finalen Konditionen dem SPIEGEL vor: Familien mit einem Kind können bei der staatlichen Förderbank KfW eine Kreditsumme von bis zu 100.000 Euro zu einem verbilligten Zinssatz finanzieren, der bis zu zwei Prozentpunkte unter dem derzeitigen Marktniveau liegen kann. Bei zwei Kindern liegt der Kredithöchstbetrag bei 125.000 Euro, bei drei oder mehr Kindern bei 150.000 Euro. Gefördert werden allerdings nur Familien mit einem zu versteuernden Jahreseinkommen von bis zu 90.000 Euro im Jahr, zuzüglich 10.000 Euro je weiteres Kind. Was dazu kommt: Das Haus muss binnen vereinbarten Jahren energetisch saniert werden.

»Das Programm ermöglicht, dass sich jetzt auch Familien mit mittleren oder kleinen Einkommen ihren Traum vom Einfamilienhaus erfüllen können«, hofft Geywitz. Gerade in ländlichen und dünn besiedelten Regionen vermeide man damit »Donut-Dörfer«, bei denen die historische Bausubstanz im Dorf kern leer stehe und die Menschen drumherum im Neubau wohnten.

Allerdings erwarten Fachleute von Klara Geywitz' Programm keinen großen Effekt. Die Bundesregierung stellt für das Programm in diesem Jahr überschaubare 350 Millionen Euro zur Verfügung. Am Ende werden wohl nur einige Tausend Familien in den Genuss der Förderung kommen, schätzen Experten.

Um den ländlichen Raum zu erschließen, bräuchte es eine groß angelegte Infrastruktur-Offensive des Bundes. Allerdings ist die nicht in Sicht. In Magdeburg entstehen eine riesige Chipfabrik und Tausende Arbeitsplätze, aber noch keine S-Bahn-Strecken oder ICE-Verbindungen für diejenigen, die einmal dorthin pendeln oder in der Nähe wohnen sollen.



EIN PAAR NUMMERN KLEINER

Die richtige Immobilie zu finden, so war das über Jahrzehnte, hatte viel mit Emotionen zu tun. Mit der Frage, wie man leben, was man darstellen will – und in welchem Milieu man sich zu Hause fühlt.

Heute ist das anders. Benjamin Nist, Vertriebsleiter beim SIS-Sparkassen-Immobilien-Service, erzählt, dass junge Kunden nüchterner an den Immobilienkauf herangingen als frühere Generationen. »Die schwierigen Umstände am Markt führen offenbar zu mehr Rationalität«, sagt er. Es gibt keinen Platz mehr für Luftschlösser.

Die Kunden informierten sich im Internet sehr ausgiebig, kämen mit viel Vorwissen in die Beratungsgespräche und klopfen die Immobilienfinanzierung gründlich auf mögliche Risiken ab, sagt Nist.

Wer feststellt, dass das Geld nicht mal für ein Reihenmittelhaus am Stadtrand reicht, erwärmt sich für eine Eigentumswohnung, selbst wenn sie klein ist. »Viele Kunden kaufen Ein- bis Zweizimmerwohnungen, ziehen erst einmal selbst ein und verkaufen sie später, wenn die Familiengründung ansteht«, erzählt Nist. Der Verkaufserlös werde dann als Eigenkapital eingesetzt. Andere behielten die Wohnung als Kapitalanlage und vermieteten sie.

Ein Weg, der sich nicht auf gut verdienende Akademikerinnen und Akademiker beschränkt. »Ich sehe ambitionierte junge Menschen aus allen sozialen Klassen und Einkommensschichten, die es ins Eigentum schaffen – auch wenn es nur sehr klein ist«, sagt Nist. Auch viele Handwerker, die Wohnungen auf eigene Faust renovierten, seien unter seinen Kunden.

Der Berliner Makler Amann berichtet, dass vor allem junge Arbeitsmigranten bei ihm kleine Wohnungen erwerben. Sie glauben gar nicht, wie viele junge Inder, Chinesen und Türken bei mir auf der Matte stehen und Eigentum kaufen wollen«, erzählt er. Häufig seien die Interessentinnen und Interessenten seit ein paar Jahren in Deutschland und wohnten in über- teuerten Kurzzeit-Mietobjekten. Das Erste, was sie machten: »Jeden übrig gebliebenen Euro sparen, um ihn in ein Eigentum zu stecken.«

Am liebsten im Westen. »Viele ausländische Kundinnen und Kunden lehnen Immobilienangebote aus dem ländlichen Raum im Osten inzwischen ab«, sagt Amann. Das sei eine völlig neue Entwicklung, sie hänge offensichtlich mit dem Erfolg der AfD zusammen. »Vor ein paar Jahren gab es solche Absagen nicht.« In manchen Regionen, etwa an der polnischen oder tschechischen Grenze, sei Wohneigentum so gut wie unverkäuflich.

Seine Klientel sei meistens gut ausgebildet, arbeite in guten Jobs bei großen Unternehmen, verfüge allerdings über kein oder nur wenig Erspartes. »Diese Kunden können trotzdem problemlos eine Immobilie finanzieren, weil sie gut verdienen«, sagt Amann. Nur dürfe die Immobilie nicht groß sein.

Eine typische Kalkulation gehe so: Kauf einer 50-Quadratmeter-Wohnung in guter

Selbstversorgt in Südamerika

Kassie Friedel, 22, aus Hannover, studiert Kunst in Rom

IHR TRAUM

»Ich will einmal in den südamerikanischen Bergen leben, in Bolivien oder Chile. Obwohl ich noch nie dort war, fühle ich mich zu diesen Ländern stark hingezogen. Ich stelle mir eine Kommune aus acht Leuten vor, um uns herum nur Felder, wir bräuchten einen Geländewagen für die bergige Landschaft.

Unser Haus haben wir selbst gebaut. Es ist orangefarben und sieht aus wie eine kleine Burg, mit Türmen und Deckengemälden. Auf der Dachterrasse feiern wir.

Wir bauen Getreide an, einen Teil davon tauschen wir bei anderen Bauern ein, gegen Mais oder Kartoffeln. Statt Miete gibt es »Wohnen gegen Fähigkeiten«. Alle kochen, als Gemeinschaftsding. Ich mache Kunst, lerne und lehre Meditation. Wenn uns etwas fehlt, versuchen wir, es auf natürliche Weise zu bauen. Einen Rührbesen aus Stöcken zum Beispiel.

Ich möchte weitgehend abgekapselt von der kapitalistischen Welt leben. Und so wenig wie möglich zum Konsum industrieller Produkte beitragen. In meinem Zimmer stehen nur ein Bett, ein Schrank und ein paar Pflanzen. Meine Textilien nähe ich selbst: weite Leinenhosen, luftige Kleider.

Am liebsten käme ich ohne Geld aus, aber das wird kaum gehen. Deshalb würde ich ab und zu Yogakurse für Menschen außerhalb der Kommune geben und nebenbei als Ayurveda-Doktorin arbeiten.

Ich möchte mehrere Musikinstrumente besitzen und spielen: Didgeridoo, Geige, Cello, Gitarre, Saxofon. Eine Partnerschaft ist mir nicht wichtig. Reisen schon, ich will mehrere Monate im Jahr die Welt erkunden. Dafür würde ich immer genug Geld zurücklegen.«

DIE KOSTEN

Um Getreide anbauen zu können, benötigt man mindestens zwei Hektar Fläche. Im Fall von Kassie Friedel müsste das Feld in der Nähe einer Stadt liegen, sonst könnte sie keine Yogakurse geben. Das treibt den Preis in die Höhe. In Bolivien muss Friedel mit einer Million Euro für das Land rechnen, laut der Website des Immobilienmakler-Netzwerks Century 21 Real Estate. Macht 125.000 Euro für jeden der acht Bewohner.

Bei Geländewagen ist von 9000 bis 55.000 Euro vieles möglich. Ein gebrauchter Toyota Landcruiser wäre bei Online-Anbietern für 24.000 Euro zu haben. Macht 3.000 Euro pro Kopf.



Ein selbst gebautes Haus, das hört sich nach Holzbauweise an. Im Internet finden sich Kosten von rund 7000 Euro für eine kleinere Ausfertigung, für acht Personen wird es entsprechend teurer. Bei einem hohen Arbeitseigenanteil reichen möglicherweise 20.000 Euro. Je nach gewünschtem Komfort kann sich das erheblich steigern. Also mindestens 2500 Euro pro Bewohner.

Die Kosten für Möbel dürften geschätzt bei 3000 bis 4000 Euro liegen, inklusive Kühlschrank und Küchengeräten. Wenn Friedel all ihre Musikinstrumente gebraucht kauft, könnte sie mit etwas Glück mit 3000 Euro auskommen.

INVESTITION: 137.500 EURO

Dann wäre da noch das Geld, das Friedel für ihren Urlaubstraum benötigt. Portale wie weltsparen.de geben für Weltreisen eine Faustregel an von 1000 Euro pro Monat und Person, ohne Flug.



Mit Butler im Privatjet

Davis Zöllner, 21, aus Hamburg, Gründer eines Start-ups für digitale Visitenkarten

SEIN TRAUM

»Ich träume von einem Haus mit einer Garage, die Platz für die zehn Sportwagen bietet, die ich besitzen will. Darunter, weil Batman für mich eine Stil-Ikone ist, ein schwarzer Lamborghini, und da James Bond auch nicht schlecht ist, würde sich ein Aston Martin ebenfalls sehen lassen. Und vielleicht noch ein Bentley.

Zur Eroberung der Weltmeere benötige ich außerdem eine Yacht in passender Größe. Da es nicht nur im Wasser, sondern auch in der Luft eine Menge Platz gibt, bräuchte ich zudem einen Jet. In den sollten 10 bis 20 Leute hineinpassen, am liebsten hätte ich noch eine eigene Landebahn.

Mein Grundstück sollte 10.000 bis 20.000 Quadratmeter haben, mit einem Teich und etwas Wald. Ich bräuchte einen Gärtner, einen Butler und Reinigungskräfte. Wohnen würde ich dort, wo meine Firma mich am meisten braucht. Das könnte auch Tokio sein oder Hongkong. Ich möchte keine Kinder, da ich ihnen nicht die Aufmerksamkeit widmen könnte, die sie verdient hätten. Derzeit wohne ich noch bei meinen Eltern. Häufig schlafe ich auch auf einer Matratze in meinem Büro, weil ich 14-Stunden-Tage habe. Schließlich will ich mir einmal etwas leisten. Dass so viele in meiner Generation eine 4-Tage-Woche anstreben, kann ich nicht verstehen. Ich bräuchte eine 14-Tage-Woche.«

DIE KOSTEN

In Hongkong beginnen die Kosten für Häuser mit Garten bei 35 Millionen Euro. Wenn man es etwas größer will und ein Pool dabei sein soll, kann man durchaus 118 Millionen Euro ausgeben.

Ein neuer Aston Martin V8 Vantage kostet 180.000 Euro, ältere Modelle gibt

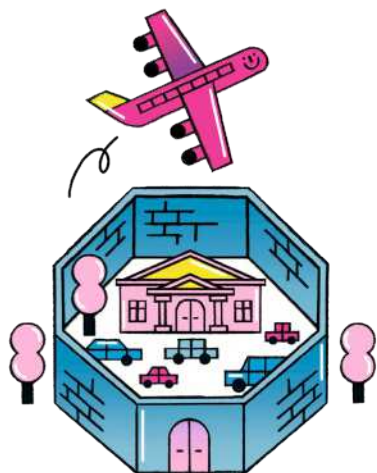


es für 100.000 Euro. Ein Lamborghini Huracán Tecnica liegt laut mobile.de neu bei mindestens 330.000, gebraucht bei 200.000 Euro. Die Preise für einen Bentley Continental GT beginnen laut autoscout24.de bei 250.000, eher 300.000 Euro. Gebrauchte sind kaum billiger. Setzt man die restlichen sieben Wagen bei durchschnittlich 150.000 Euro an, käme man auf mindestens 1,65 Millionen Euro.

Beim Privatjet käme eine Hawker Beechcraft 850 XP infrage, für bis zu 15 Passagiere; sie kostet laut aviation-broker.com gut 12 Millionen Euro. Den Preis für eine private Landebahn zu kalkulieren ist nahezu unmöglich. Gebrauchtboote sind für 20.000 bis 30.000 Euro zu haben. Ein Neumodell mit sieben bis acht Meter Länge, wie es der Durchschnitt in Deutschland ist, liegt laut der Fach-Website boatnet.de bei rund 60.000 Euro, darauf käme es auch nicht mehr an.

INVESTITION: 131.710.000 EURO

Davis Zöllners laufende Kosten werden hoch sein, vor allem für das Flugzeug. Kerosin für eine Stunde Flug: 1800 Euro, Hangarmiete: etwa 2300 Euro im Monat. Versicherung: 1550 Euro im Monat, dazu die Wartung, die locker bei zwei Prozent des Kaufpreises liegt, also 2000 Euro (Angaben laut lunajets.com). Das Gehalt eines Piloten liegt bei mindestens 7500 Euro pro Monat. Ein Butler in Hongkong verdient mindestens 3700 Euro im Monat. Ein Gärtner bekommt 2100 Euro im Monat, eine Haushaltshilfe 600 Euro.



Innenstadtlage in einer westdeutschen Großstadt für 250.000 Euro. Ohne Eigenkapital macht das eine monatliche Rate von etwa 1.500 Euro bei einer Kreditlaufzeit von knapp 26 Jahren und zwei Prozent Tilgung. »Diese Klientel begnügt sich mit deutlich weniger Platz, um sich den Traum von der eigenen Immobilie zu erfüllen«, sagt Amann. Daran könnten sich auch andere Kunden ein Vorbild nehmen, findet er.

Denn zur Wahrheit gehört auch: In Deutschland beanspruchen die Menschen immer mehr Platz für sich. In den vergangenen 30 Jahren seit der Wiedervereinigung ist die durchschnittliche Wohnfläche laut Statistischem Bundesamt um 36 Prozent gestiegen. 1991 lag sie bei durchschnittlich 34,9 Quadratmetern pro Person, Ende 2022 waren es 47,4 Quadratmeter.

FÜR IMMER TEUER

In den Städten wird sich der Notstand auf dem Wohnungsmarkt in absehbarer Zeit nicht lösen. Die Regierung dürfte ihr Ziel von 400.000 neuen Wohnungen jährlich auch in Zukunft verfehlen, wie es in einer Studie der Deutschen Bank heißt. Der Prognose zufolge werden in diesem Jahr nur 260.000 neue Wohnungen fertiggestellt, 2025 könnten es 265.000 sein. In vielen Regionen des Landes werde sich die Lage trotzdem entspannen, wegen der schrumpfenden Bevölkerungszahl. Für die Metropolen und Großstädte gelte das nicht. »Dort wird die fundamentale Angebotsknappheit noch weiter zunehmen«, konstatiert die Bank. Die Menschen aus dem In- und Ausland ziehe es noch immer in die wirtschaftsstarke Städte.

So könnten Deutschlands Metropolregionen 2040 fast zwei Millionen Einwohner mehr zählen als derzeit, vor allem die drei größten Städte Berlin, Hamburg und München werden wachsen. Bei den Mieten und Immobilienpreisen in den Städten geht es auf Dauer weiter nach oben, das steht fest. »In Berlin wohnen gemäß unserer Projektion dann 4,5 Millionen und in München 1,9 Millionen Menschen und damit in etwa 20 Prozent mehr als heute«, schreiben die Bankexperten.

Glücklich, wer seinen Wohntraum dann schon erfüllt hat.

Sheila Ananda Dierks, Lukas Hildebrand, Henning Jauernig, Alexander Kühn

SOMMERSERIE »DER TRAUM VOM WOHNEN«, TEIL 1

Auf einem Hausboot leben oder in einem Schloss. Für ein paar Jahre ins Ausland gehen und im Alter in eine WG. In Luxus schwelgen oder klimafreundlich und günstig wohnen. In unserer Sommerserie beschreiben wir die Wohnträume der Deutschen – und wie es denen ergeht, die sie verwirklichen.

Wie junge Leute zu einer Immobilie kommen

ZUKUNFTSPLANUNG Sparen, Anlegen, Finanzieren:

Die wichtigsten Entscheidungen auf dem Weg zur eigenen Wohnung fallen schon Jahre vor dem Kauf.

1. KAUFEN ODER MIETEN?

Aktuell ist ein recht günstiger Zeitpunkt für einen Immobilienkauf. Das lässt sich an der Wertentwicklung für Wohneigentum feststellen. Die Immobilienpreise legten im vergangenen Jahrzehnt stark zu, sind 2023 aber vielerorts gesunken. Käufer haben gute Chancen, beim Preis erfolgreich zu verhandeln.

Entscheidend ist aber die Lebensplanung: Wer beruflich und privat flexibel und vom Wohnort unabhängig bleiben möchte, für den ist Mieten oft die bessere Wahl.

Für beide Optionen gibt es gute Gründe, oft sind es aber nur gefühlte Wahrheiten. Der Mietmarkt ist so eng, dass er kaum mehr Flexibilität besitzt, besonders in Ballungszentren wie den großen Metropolen.

Wer wiederum eine Immobilie kauft, setzt beim Vermögensaufbau oft alles auf eine Karte. Gerade junge Menschen sollten sich das gut überlegen, sie haben Jahrzehnte vor sich und können deshalb langfristig am Kapitalmarkt Vermögen aufbauen. Deshalb: Typfrage.

Wer die Sache rein ökonomisch denkt, kann sich am Kaufpreis-Miete-Verhältnis orientieren. Dazu nimmt man den Kaufpreis einer Immobilie und teilt ihn durch die Jahreskaltmiete eines vergleichbaren Mietobjekts: Kostet eine Immobilie 230.000 Euro und beträgt die Jahreskaltmiete 12.000 Euro, ergibt das ein Verhältnis von 19,17.

Grundsätzlich lässt sich sagen: Ist der Quotient größer als 25, ist es wirtschaftlich sinnvoller zu mieten. Bis zur Amortisation des Kaufpreises durch die Mietersparnis dauert es sonst zu lange. Bei einem Verhältnis von unter 20 gilt der Kauf als vorteilhaft. Im Bereich dazwischen spielen etwa die konkreten Finanzierungsbedingungen eine Rolle.

Entscheidend ist da das Eigenkapital. Wer von den Banken gute Konditionen bekommen möchte, sollte mindestens 20 bis 30 Prozent des Kaufpreises als Eigenkapital mitbringen, Nebenkosten inklusive. Die Hälfte aller Käuferinnen und Käufer hat im Vorjahr unter 50.000 Euro in die Finanzierung ihrer Immobilie eingebracht, so eine Umfrage des Immobilienportals Immoscout24.

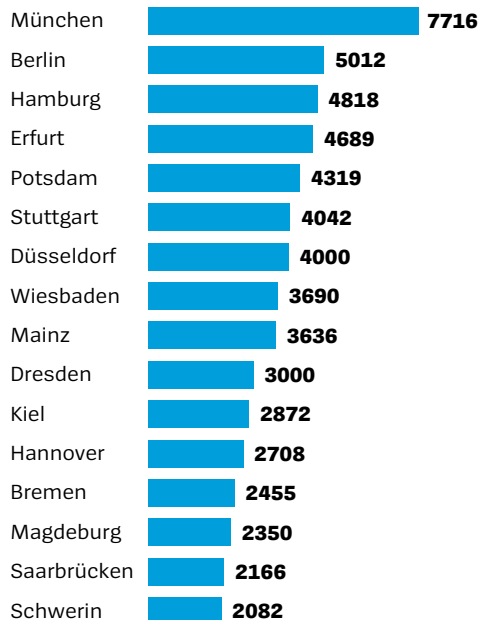
Jüngere Menschen stehen da vor einer Herausforderung: Viele haben kein oder kaum Eigenkapital. Wer in Deutschland eine Immobilie erwirbt, ist im Schnitt 38 Jahre alt. Wer jünger ist, muss erst mal sparen.

2. BAUSPARVERTRAG ODER TAGESGELD?

Bausparverträge sind zwar immer noch angesagt, aber eine schlechte Idee, um Eigenkapital aufzubauen. Es gibt kaum noch Guthabenzinsen, sodass die Sparer während der Ansparphase real Verlust machen. Tages- und Festgeld sind aktuell die bessere Wahl. Ein Bausparvertrag lohnt sich, wenn überhaupt, nur als Zinswette, wenn man davon ausgeht, dass die Kreditzinsen in ein paar Jahren deutlich höher liegen werden.

Teure Metropolen

Mittlerer Kaufpreis für Eigentumswohnungen in den Landeshauptstädten, in Euro pro Quadratmeter



Quelle: Europace AG; Stand: 9. Juli 2024

Wer bereits kaufen kann, sollte sich ohnehin nicht auf Bausparverträge einlassen. Ein klassisches Hypothekendarlehen ist die bessere Wahl. Die wichtigste Kennzahl ist der effektive Jahreszins, der die tatsächliche Kreditlast anzeigt, nicht der Sollzins. Zinssenkungen, die der Markt in naher Zukunft erwartet, preisen Baufinanzierer in ihren Konditionen bereits ein.

Aktuell gibt es Zinsen für zehnjährige Baudarlehen von effektiv unter vier Prozent pro Jahr. Nach dem Zinstief der vergangenen Jahre erscheint das auf den ersten Blick viel, tatsächlich ist es im historischen Vergleich nichts Ungewöhnliches.

3. WANN MIT DEM SPAREN BEGINNEN?

»Damit es nicht an der Eigenkapitalhürde scheitert, sollten junge Menschen wirklich so früh wie möglich mit dem Sparen loslegen«, sagt Suleika Preikschat, Managing Director im Privatkundengeschäft des Baukreditvermittlers Interhyp. Für sie zählen renditestarke ETF-Sparpläne, aber auch Schenkungen oder vorgezogene Erbschaften aus der Familie zu den wichtigsten Instrumenten beim Vermögensaufbau.

Man kann das berechnen, etwa an einer Wohnung, 60 Quadratmeter, in Hamburg. Der mittlere Preis für eine solche Immobilie liegt derzeit bei rund 289.100 Euro. Die Nebenkosten betragen beispielhaft zehn Prozent des Kaufpreises und damit 28.910 Euro. Um insgesamt 20 Prozent Eigenkapital anzusparen, braucht man rund 63.600 Euro.

Wer im Alter von 25 Jahren zu sparen beginnt und diese Summe mit 35 erreichen möchte, muss bei einem Nettozinssatz von zwei Prozent auf einem Tagesgeldkonto monatlich etwa 480 Euro zurücklegen.

Während die Immobilienpreise 2023 erstmals seit 2010 sanken, ging es bei den Mieten weiter bergauf. Laut dem Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung sind die Durchschnittsmieten in den vergangenen 13 Jahren um 53 Prozent gestiegen. Was für Mieter zu einer immer größeren Belastung wird, ist schön für Eigentümer: Ihre Rendite steigt.

Wer von dieser Entwicklung profitieren will, kann eine Immobilie als Vermögensbaustein nutzen. Vorausgesetzt, er oder sie hat genug Eigenkapital für günstige Kreditkonditionen und zahlt einen nicht zu hohen Preis. Übersteigen die Mieteinnahmen – abzüglich der laufenden Kosten – die Kreditzinsen, erhöht das die Rendite.

Für Kapitalanlegerinnen spielen andere Kriterien eine Rolle als für Eigennutzer. Bei der Kapitalanlage geht es nicht um Wohnträume, sondern um Rendite.

Für sich selbst sucht man vielleicht Wohnraum im Grünen, mit Kita und Schulen um die Ecke. Kapitalanleger setzen eher auf Ballungszentren und schnell vermietbare Zweizimmerwohnungen, um das Risiko von Leerstand klein zu halten.

Udo Trichtl



Tickets für Swift-Konzert
in Singapur am 2. März

Alan Siu Mui Lun / IMAGO

Einmal Mitsingen für 420 Euro

KONZERTE Tickets für Auftritte von Superstars wie Taylor Swift, Adele oder Bruce Springsteen sind für viele Fans kaum noch zu bezahlen. Wer steckt hinter der Preisexplosion?

Die günstigste Gelegenheit, Taylor Swift in diesem Sommer live zu erleben, bietet sich Kate Blanton fast 7000 Kilometer entfernt von ihrem Wohnort. Am 15. Juli wird sich die Studienberaterin in ihr Auto setzen und von Columbia im US-Bundesstaat South Carolina rund dreieinhalb Stunden zum Flughafen in Atlanta fahren. Von dort fliegt sie mit Zwischenstopp in Philadelphia nach Amsterdam, weiter geht es per Mietwagen. Ihr Reiseziel: ein Hotel in Bochum.

Einen Tag nach ihrer Ankunft im Ruhrgebiet wird Blanton, 43, ihr eigens für diesen Anlass angefertiges Kleid anziehen, das weiß mit den aufgedruckten Liedtexten von Taylor Swift, und sich auf den Weg machen nach Gelsenkirchen, zu einem der drei Konzerte des US-Megastars in der Schalker Arena. 399 Euro habe sie pro Ticket gezahlt, erzählt Blanton, für Sitzplätze im Hospitality-Bereich, inklusive Parkplatz, Essen und Getränken.

399 Euro für ein paar Stunden Livekonzert, das sei für sie »ein angemessener Preis«, sagt Blanton, »schließlich kostet mich der gesamte Trip weniger, als ich in den USA auf dem Schwarzmarkt für ein Einzelticket zahlen müsste«. Neulich sei sie auf ein Angebot bei einem dieser Zweithändler gestoßen: 3000 Dollar für eine Swift-Karte in Indianapolis, »für einen Sitz mit eingeschränkter Sicht auf die Bühne!« Für ihre Deutschlandreise kalkuliere sie mit einem Budget von etwa 2500 Dollar, alles inklusive: Flug, Hotels, Mietwagen und Konzertbesuch.

Die Kartenpreise für Liveauftritte vieler internationaler Musikstars haben in den vergangenen Jahren rasant angezogen. Wer im August bei einer Show der britischen Sängerin Adele in der Münchner Messe an der Bühne stehen möchte, zahlt dafür 420 Euro. Bei den Altkockern von AC/DC kostet das billigste Ticket auf der Deutschlandtournee 152 Euro – fast doppelt so viel wie bei ihrer Tour vor neun Jahren.

Wie lässt sich das erklären? Und ist ein Ende der Preisspirale in Sicht?

An den Tickets verdienen nicht allein die Künstler, nur ein Teil des Preises fließt direkt an die Stars. Der größere Teil der Einnahmen geht in der Regel an die Konzertveranstalter, die Arenen mieten und sich um Bühnenbauer, Lichttechniker, Catering, Sicherheits- und Reinigungspersonal kümmern müssen. Das

Management der Sängerinnen und Musiker will bezahlt werden, genau wie die Konzertkassen, die eine Provision dafür einstreichen, dass sie die Tickets vertreiben.

Wer mit Menschen aus all diesen Branchen über die Preisexplosionen spricht, hört stets dieselben Argumente: Gestiegene Ticketpreise seien zu einem gewissen Teil das Ergebnis gestiegener Kosten. »Die Situation ist mit den Preisen von früher nicht mehr in den Griff zu bekommen«, erzählt der Manager eines deutschen Topstars. Er möchte anonym bleiben, um keine Geschäftspartner zu verprellen. »Bei unseren Tourneen haben wir durchschnittliche Kostensteigerungen von mindestens 30 Prozent gegenüber der Zeit vor Corona«, sagt er. Seine Sicht auf den Markt ist so: Die Ticketpreise müssten angehoben werden, damit der Künstler nicht am Ende mit weniger Verdienst dastehe.

An den aufwendigen Shows in Fußballstadien und großen Konzerthallen ist eine ganze Armada von Helferinnen und Helfern beteiligt. Helene Fischer hat für ihre vergangene Stadiontour bei jedem Auftritt rund 150 Menschen beschäftigt. Bei den Konzerten von Taylor Swift sollen es gar 500 sein, von den Tänzerinnen bis hin zu den Lkw-Fahrern. Bereits 2017 errechnete der »Guardian«, dass ein Tourneetag der Amerikanerin möglicherweise Kosten von mehr als 750.000 Dollar verursache, unabhängig davon, ob an dem Tag ein Konzert stattfindet oder nicht. Eine Summe, die bei ihrer aktuellen »Eras«-Welttour noch höher liegen dürfte.

Experten schätzen, dass allein der Transport des Equipments 25 bis 40 Prozent der Ticketeinnahmen auffrisst. Als die Sängerin Beyoncé 2023 auf Welttournee ging, brauchte sie dafür Berichten zufolge sieben Boeing-Frachtmaschinen und 70 Lkw.

Die Tourneen der Stars gleichen gigantischen Wanderzirkussen. Ein System, das während der Coronapandemie kollabierte. Konzertveranstalter mussten Tourneen verschieben, immer wieder, bis viele Dienstleister am Rande des Ruins standen oder ganz aufgaben. Als im Frühjahr 2023 die Auflagen für Großveranstaltungen bundesweit endeten, hätten viele Firmen und Selbstständige »die Gunst der Stunde genutzt, jetzt mal richtig Kohle zu verdienen, und haben die Preise für ihre Dienste ordentlich angezogen«, so erzählt es der Manager des deutschen Topstars. Dem »einen oder anderen Konzertveranstalter«, der eine mehrmals verschobene Tour nachholen wollte, habe das »fast das Kreuz gebrochen. Die Tickets waren größtenteils seit Jahren verkauft, zu Preisen, die in der Annahme deutlich geringerer Dienstleisterkosten kalkuliert worden waren«. Hinzu kämen Energie- wie Stromkosten, die explodierten, nachdem der russische Präsident Putin seine Truppen in die Ukraine hatte einmarschieren lassen.

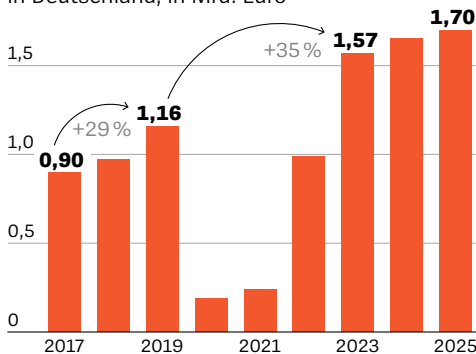
Taylor Swift setzt mit ihrer »Eras«-Show, mit der sie vom 17. Juli an auch in Gelsenkirchen, Hamburg und München auftritt, einen Milliardenbetrag um, sie selbst soll für jeden Auftritt zwischen 10 und 13 Millionen Dollar kassieren – bei 152 geplanten Konzerten bis Ende 2024. Die britische Band Coldplay, die diesen Sommer in Düsseldorf und München gastiert, spielt bei ihrer Welttournee wahrscheinlich mehr als eine Milliarde Dollar ein.

»Die Künstlerinnen und Künstler verdienen wieder Geld, indem sie auf die Bühne gehen«, sagt Marion Schöne, Geschäftsführerin der Olympiapark München GmbH. Sie ist als Betreiberin des Olympiastadions und der Olympiahalle in der bayrischen Landeshauptstadt Gastgeberin für viele Weltstars: Metallica hat dieses Jahr bereits in dem denkmalgeschützten Stadion gespielt, in den kommenden Wochen treten Swift und Coldplay auf.

Open-Air-Konzerte haben Hochkonjunktur. 2017, als Schöne ihren Job als Geschäftsführerin in München antrat, habe sie pro Sai-

Zugabe, Zugabe

Umsatz mit Tickets für Musikveranstaltungen in Deutschland, in Mrd. Euro



Quelle: Schätzungen von Statista Market Insights

son mit drei bis fünf solcher Großveranstaltungen geplant. Mittlerweile sei die Zahl zweistellig. Es ist ein einträgliches Geschäft für Eventstättenbetreiber, wenn sie wie in München über eine Umsatzmiete am wirtschaftlichen Erfolg eines Konzerts partizipieren. Je höher die Ticketpreise sind, desto mehr streicht auch Schönes Firma ein.

Sie sei überrascht, sagt Schöne, dass die gestiegenen Preise nicht mehr Fans abschrecken – nahezu alle Großevents sind innerhalb kürzester Zeit ausverkauft. »Als Künstler oder Künstlerin muss ich mich fragen: Was will ich jetzt? Eine gute Beziehung zu meinen Fans oder, plump gesagt, einfach so viel Kohle wie möglich machen?«

Nicht nur in der Musikbranche werden Live-Events für viele Menschen unerschwinglich. Wer bei den Sommerspielen in Paris eine Medaillenentscheidung in den olympischen Kernsportarten Schwimmen oder Leichtathletik vor Ort miterleben möchte, zahlt für ein Ticket in den ersten Reihen bis zu 990 Euro. Für das Endspiel der Fußball-Europameisterschaft lagen die Preise für die meisten der frei verfügbaren Karten zwischen 300 und 1000 Euro.

Hinzu kommen die Reise- und Hotelkosten – der nächste Preisschock. In Paris haben Hotels ihre Preise für die Nacht der Olympiageröffnungsfeier verdreifacht, auf durchschnittlich mehr als 1000 Euro in Drei- und Vier-Sterne-Unterkünften. In München kostet ein Zimmer während des Coldplay-Gastspiels vergleichsweise mickrige 169 Euro, doch sind das 55 Prozent mehr als zum gleichen Zeitpunkt 2023.

Familien oder Durchschnittsverdiener können sich solche Summen kaum noch leisten. »Da muss manch einer für einen guten Abend einen ganzen Urlaub opfern«, sagt Olympiapark-Geschäftsführerin Marion Schöne.

Dieter Semmelmann ist Konzertveranstalter, seine Semmel Concerts Entertainment GmbH organisiert Tourneen für deutschsprachige Musikgrößen wie Roland Kaiser, Peter Maffay, DJ Ötzi. Er beobachtet den Markt mit Sorge. »Irgendwann ist die Grenze des Zumutbaren erreicht«, sagt Semmelmann, »und bei Preisen von 400 bis 500 Euro pro Ticket ist diese Grenze mit Sicherheit überschritten.« Zwar gebe es Stars, bei denen die Nachfrage so exorbitant hoch sei, dass sie theoretisch fast jeden Preis verlangen könnten, doch das seien Ausnahmen. »In Deutschland liegt die Hemmschwelle für ein reguläres Ticket bei maximal 200 Euro«, schätzt Semmelmann.

Bei Künstlern wie Roland Kaiser, die keine Weltstars sind, aber die Stadien füllen, setze er Preise zwischen 69 und 130 Euro an. »Auch das ist schon viel Geld, aber es bleibt in einem gewissen Maß, mit dem die Leute zurechtkommen«, sagt Semmelmann.

In den USA hingegen dreht der Markt frei, wenn im regulären Verkauf teils vierstellige Ticketpreise aufgerufen werden. Dahinter

»Manch einer muss für einen guten Abend einen ganzen Urlaub opfern.«

Marion Schöne, Olympiapark-Geschäftsführerin

steckt das Prinzip des »Dynamic Pricing«: Je höher die Nachfrage und je knapper das Angebot, desto stärker ziehen die Konzertkassen die Preise an. Das Modell ist in Deutschland bei Flugreisen oder Hotelzimmern bekannt: Ein Sitz in der Economy Class kann für ein und denselben Flug deutlich im Preis variieren, je nachdem, wann der Kunde bucht.

Was in anderen Branchen weitgehend schulterzuckend zur Kenntnis genommen wird, führt im emotionalen Musikbusiness zu Eklats. 2022 gerieten die Anhänger der amerikanischen Rocklegende Bruce Springsteen in Wallung, als die Konzertkasse Ticketmaster wegen der hohen Nachfrage Karten für bis zu 5000 Dollar anbot. Ein PR-Desaster für Springsteen, der als Ikone der amerikanischen Arbeiterklasse gilt. Als Reaktion löste sich das von Springsteen-Fans betriebene Magazin »Backstreets« auf, das seit 43 Jahren über den Sänger berichtet hatte. Die Redaktion sei »entmutigt, niedergeschlagen und, ja, desillusioniert«, schrieb der Chefredakteur zum Abschied.



Legende Springsteen in Hannover



Sängerin Adele in London

Einige Künstler wie etwa die britische Band The Cure lassen sich mittlerweile vertraglich zusichern, dass die von ihnen beauftragte Konzertkasse kein Dynamic Pricing einsetzt. Springsteen hat bislang offengelassen, ob er die Praxis weiter dulden werde.

Doch auch ohne forcierten Preiswucher bleibt die Jagd nach regulären Tickets eine Qual, gerade für Swifties. Allein für die Chance, Tickets für eines ihrer Europakonzerte zu kaufen, mussten sich Fans zu einem Stichtag auf der Website der Konzertkasse in digitale Warteschlangen einreihen, um sich als potenzielle Käuferinnen oder Käufer für einen ausgewählten Tournestopp von Swift registrieren zu dürfen. Eine Woche später bekamen sie einen Code zugeschickt, mit dem sie versuchen konnten, im Onlineshop der Konzertkasse bis zu vier Tickets zu erstehen. Viele landeten wieder nur in einem Warteraum – und kamen erst durch, als bereits alle Karten vergriffen waren.

Das Nadelöhr Ticketvertrieb sorgt in den USA für Frust. In der Regel werden alle Tourkarten wie bei Swift über einen einzigen Konzertkassen-Anbieter verkauft. 2022 brach die Website von Ticketmaster ein, als Millionen Fans gleichzeitig versuchten, an Karten für die »Eras«-Tour in Frankreich zu gelangen. »Es gibt keinen angenehmen Weg, zehn Millionen Swifties zu sagen, dass es keine Tickets gibt«, räumte der Konzertveranstalter Live Nation Entertainment ein, zu dem Ticketmaster gehört. Die Wut ebte nicht ab.

Im Mai erhob das US-Justizministerium, auch unter dem Eindruck dieser Panne, Kartellklage gegen Live Nation und Ticketmaster. Vordergründig geht es vor allem darum, die Marktmacht des Unternehmens einzuschränken, das beim exklusiven Vertrieb von Konzerttickets auf den Kartenpreis noch üppige Gebühren draufschlägt, die für die Verbraucher kaum transparent sind. 30 US-Bundesstaaten schlossen sich der Klage an.

Fast zeitgleich unterzeichneten mehr als 250 Künstlerinnen und Künstler einen offenen Brief an den für Handel zuständigen Ausschuss des US-Senats. »Das gegenwärtige System ist kaputt«, steht in dem Schreiben, das von Musikgrößen wie Billie Eilish und der Band Green Day unterstützt wird. Sie setzen sich damit für einen Gesetzesentwurf ein, der den Ticketverkauf für Live-Events stärker regulieren soll. Der »Fans First Act« soll unter anderem die Verbraucher besser vor gefälschten oder überbewerteten Karten schützen – und die Marktmacht der Konzertkassen beschränken.

Sollten die Vorhaben Erfolg haben, können sich vielleicht auch Fans wie Kate Blanton aus South Carolina wieder Hoffnung machen, in den USA zu »angemessenen« Preisen an Tickets zu kommen.

Bis dahin plant Blanton ihren nächsten Europatrip: Auf die Reise nach Gelsenkirchen folgt 2025 ein Flug nach Wien. Zum Konzert von Billie Eilish.

Thilo Neumann, Kim Staudt, Leonie Urbanczyk ■

Wirtschaftswissenschaftler
Acemoglu



»Die Linke spricht nicht mehr für die Arbeiter«

SPIEGEL-GESPRÄCH US-Ökonom Daron Acemoglu wirft den Parteien der linken Mitte vor, die Interessen ihrer Kernwählerschaft zu verraten. Komme Trump an die Macht, drohe eine Diktatur in Amerika.

Acemoglu, 56, lehrt am Massachusetts Institute of Technology und ist einer der führenden Wirtschaftswissenschaftler. International bekannt machte ihn sein gemeinsam mit James A. Robinson verfasster Bestseller »Warum Nationen scheitern«, in dem er die historischen Ursprünge von Wohlstand erforscht hat.

SPIEGEL: Herr Acemoglu, der Rassemblement National von Marine Le Pen hat bei den französischen Wahlen lediglich den dritten Platz belegt, ein rechtsextremer Premierminister bleibt Frankreich und Europa damit wahrscheinlich erspart. Sind Sie erleichtert?

Acemoglu: Nein. Für die unmittelbare Zukunft ist die Gefahr gebannt. Aber es war ein Bündnis zwischen der Linken, der Mitte und einigen Parteien der rechten Mitte nötig, um Marine Le Pen zu stoppen. Hinzu kommt, dass die Links-Allianz, die am besten abgeschnitten hat, von der Partei Jean-Luc Mélenchons dominiert wird, die ebenfalls ziemlich extremistisch ist. Wenn sich dieser Trend fortsetzt, wird es bei der nächsten Wahl noch schlimmer werden.

SPIEGEL: Handelt es sich um eine Abrechnung mit der Politik von Präsident Emmanuel Macron?

Acemoglu: Macron hat eine Reihe von Reformen durchgesetzt, die der französischen Wirtschaft geholfen haben. Aber für die Franzosen ist er derjenige, der den globalen Eliten, den Bankern und den Chefs der großen Konzerne die Wünsche von den Augen abliest. Er hat keine Sprache gefunden, um die Arbeiterschaft zu erreichen. Und er hat auch keine Politik in ihrem Sinne gemacht. Jetzt ist es wahrscheinlich zu spät für Macron, die Wähler werden ihre Meinung über ihn nicht mehr ändern.

SPIEGEL: Bei den Europawahlen stimmten in Frankreich 54 Prozent der Arbeiter für die Partei Le Pens, in Deutschland gaben sie ihre Stimme vorwiegend der AfD. Wie kommt es, dass die Sozialdemokratie jene Wählerschicht verloren hat, für die sie einst Politik machen wollte?

Acemoglu: Der wichtigste Grund ist, dass die linke Mitte unter Bill Clinton, Tony Blair und Gerhard Schröder sich von einer Politik zugunsten der Arbeiter abgewandt hat. Stattdessen setzte sie auf Liberalisierung, im Interesse multinationaler Unternehmen, vor allem aus dem Finanzsektor. Eine Zeit lang wurde dies von ihren Wählern

Das Gespräch führte der Redakteur Michael Sauga.

toleriert, aber insbesondere nach der Finanzkrise wurde es als Verrat angesehen.

SPIEGEL: Auch in den USA wählen Bürger mit einem Hochschulabschluss überwiegend links, während die Mehrheit der Arbeiter für Trump stimmt. Sieht so die neue Parteienlandschaft in den westlichen Industrienationen aus?

Acemoglu: Absolut. Überall hat eine gut ausgebildete Elite die Mitte-links-Parteien übernommen. Ihre Politik und ihre Rhetorik zielen nicht mehr auf die Arbeiter, sondern auf das, was einer gut qualifizierten Oberschicht wichtig ist.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Acemoglu: Die Mitte-links-Parteien favorisieren immer noch klassische politische Konzepte wie höhere Steuern für Besserverdienende oder den Einsatz von Subventionen. Aber sie sind gegen Zölle, Beschäftigungsprogramme oder Grenzen für die Einwanderung – Maßnahmen, die heute von vielen Arbeitnehmern befürwortet werden. Während die Mitte-links-Parteien als Kräfte der Bildungselite wahrgenommen werden, haben sie sich von den Präferenzen der Arbeiterklasse entfernt.

SPIEGEL: Clinton, Blair und Schröder wollten die Wirtschaft stärken.

Acemoglu: Mag sein, aber sie haben dabei einiges übersehen. Erstens ist es den Menschen lieber, wenn das politische System Arbeitsplätze schafft – und nicht nur Subventionen oder Transfers ausreicht. Und zweitens ist die Welt komplizierter als im ökonomischen Lehrbuch. Manchmal ist es besser, direkt in den Arbeitsmarkt einzugreifen, zum Beispiel durch angemessene Mindestlöhne oder die Stärkung der Tariftmacht der Gewerkschaften.

SPIEGEL: Präsident Biden kam mit dem Versprechen ins Amt, die Arbeiter zurückzugewinnen. Warum ist ihm das nicht gelungen?

Acemoglu: Das ist mir ein Rätsel, denn Bidens innenpolitische Agenda war ein großer Erfolg. Er hat bahnbrechende Gesetze verabschiedet. Und er war der arbeitnehmerfreundlichste Präsident in der jüngeren US-Geschichte. Er hat die Gewerkschaften unterstützt, höhere Mindestlöhne befürwortet, Arbeitnehmerrechte verbessert und die Beschäftigung befördert. Stattdessen hat man ihm seine Einwanderungspolitik vorgeworfen.

SPIEGEL: War das gerechtfertigt?

Acemoglu: Nein. Aber die Demokraten vor Biden hatten eine sehr liberale Haltung zur Migration, einige von ihnen wollten die Grenzen sogar vollständig öffnen. Das kam bei vielen US-Arbeitern nicht gut an. Zudem hat Biden einige der besonders inhumanen Maßnahmen Trumps gegen Einwanderer zurückgenommen; die rechten Medien haben ihn deshalb als schwach dargestellt. Die Einwanderung ist eines der Themen, die Biden Stimmen kosten, obwohl er tatsächlich versucht hat, einen vernünftigen Mittelweg zu finden.

SPIEGEL: Wenn viele Einwanderer ins Land kommen, fürchten gering qualifizierte einheimische Beschäftigte, dass ihre Löhne sin-



Gegen rechts Demonstrierende in Paris: »Bei der nächsten Wahl wird es noch schlimmer«

ken könnten. Warum haben viele Demokraten diese Sorgen ignoriert?

Acemoglu: In der Vergangenheit war die Migration ein Wachstumsmotor in den Vereinigten Staaten. Einwanderer gründen oft Unternehmen, sie arbeiten hart, und ihre Kinder werden häufig Wissenschaftler, Erfinder oder Manager. Aber selbst wenn die Beweise dafür sprechen, dass sie die Wirtschaft belebt haben, gab es bei den Einheimischen immer eine Abwehrreaktion gegen Zuwanderung, die emotional und kulturell bedingt war.

SPIEGEL: Für die wohlhabenden Schichten ist Einwanderung dagegen häufig mit Vorteilen verbunden.

Acemoglu: Wenn Sie gut verdienen und in der Finanzindustrie arbeiten, sind Einwanderer für Sie nicht zuletzt Anbieter billiger hausnaher Dienstleistungen, sie putzen Ihre Wohnung oder pflegen den Garten. Außer-

dem leben Migranten nicht in Ihrer Nachbarschaft und konkurrieren mit Ihnen nicht um Wohnungen, Jobs oder die Plätze in Eliteschulen. Wenn Sie hingegen ein Amerikaner mit niedrigem Bildungsniveau in New York sind, der Schwierigkeiten hat, eine bezahlbare Wohnung zu finden, nehmen Sie Einwanderer eher als Wettbewerber wahr.

SPIEGEL: Hat sich die Linke zu sehr um die Bedürfnisse von Minderheiten und Einwanderern und zu wenig um die Beschäftigten gekümmert?

Acemoglu: Für die USA und Großbritannien trifft das absolut zu. Wenn ich Denkfabriken der linken Mitte besuche, wird nur selten über Probleme der Arbeiterschaft gesprochen. Stattdessen geht es häufig um Rassenungleichheit, Geschlechterfragen, Diskriminierung. Verstehen Sie mich nicht falsch: Das sind wichtige Themen, besonders für Parteien der linken Mitte. Aber wenn man diese Fragen zum Hauptthema der Politik macht, wird es gefährlich, weil es sich um Themen handelt, mit denen viele gering verdienende und weniger gebildete Wähler fremdeln. Die amerikanische Gesetzgebung in diesem Bereich hat der Linken häufig geschadet, weil sie eine Menge Gegenreaktionen hervorgerufen hat.

SPIEGEL: Bei den Europawahlen waren auch linkere Parteien häufig dann erfolgreich, wenn

»Autokraten treffen manchmal besser die Stimmung in Teilen der Arbeiterschaft.«



Brian Snyder / Reuters

Ex-Präsident Trump: »Gewinnt er, könnten die US-Institutionen zusammenbrechen«

sie eine harte Linie bei der Einwanderung vertreten haben, wie in Schweden oder Dänemark. Ist das der richtige Weg für die europäische Sozialdemokratie?

Acemoglu: Parteien der linken Mitte müssen bei der Einwanderung ihre eigene unverwechselbare Linie finden. In Dänemark haben die Sozialdemokraten die Politik der rechten Mitte weitgehend übernommen. Das hat dort funktioniert, aber ich bin kein Anhänger dieser Politik. In einer Demokratie sind die Parteien nicht verpflichtet, genau die Politik zu machen, die von einer Mehrheit befürwortet wird. Aber sie sind verpflichtet, die Themen anzugehen, die die Bevölkerung bewegen.

SPIEGEL: Ein anderes Thema ist der Klimaschutz. Viele Beschäftigte haben die Sorge, dass ihre traditionellen Industrien durch die Dekarbonisierung aus dem Markt gedrängt werden. Erklärt das einen Teil der Unzufriedenheit?

Acemoglu: Ich bin für ein entschlossenes Vorgehen gegen die Erderwärmung, aber das muss mit der richtigen Rhetorik und dem richtigen politischen Maßnahmenbündel einhergehen. In dieser Hinsicht hat Biden mit seinem Inflation Reduction Act das Richtige getan. Es ist das umfassendste Gesetz zur Klimapolitik in den Vereinigten Staaten, viel-

leicht sogar in der gesamten industrialisierten Welt. Zugleich weist es einen Weg, den Schutz der Erdatmosphäre mit dem Schaffen von grünen Arbeitsplätzen zu verbinden. Das ist der richtige Ansatz, um den Beschäftigten Klimapolitik schmackhaft zu machen.

SPIEGEL: Die neuen Autokratien etwa in Ungarn oder der Türkei hofieren die Arbeiterklasse auf andere Weise. Sie inszenieren sich als Vertreter des kleinen Mannes gegen die Interessen einer abgehobenen globalen Elite. Ist das mehr als ein Propagandatricks?

Acemoglu: In Ungarn blüht die Korruption, aber die Regierung verfolgt eine strenge Einwanderungspolitik, und die Wirtschaft steht nicht allzu schlecht da. In der Türkei hat Präsident Recep Tayyip Erdoğan zu Beginn seiner Amtszeit den ärmeren Teilen der Gesellschaft eine Stimme gegeben, Arbeitsplätze geschaffen und Wohnungen gebaut. Auf der anderen Seite hat die Ungleichheit zugenommen, und Geschäftsleute mit Verbindungen haben große Vermögen angehäuft. Dennoch gibt es einige Teile der türkischen Bevölkerung, die trotz vieler autoritärer Rückschritte immer noch zu Erdoğan halten.

SPIEGEL: Wie haben die Autokraten die Beschäftigten auf ihre Seite gebracht?

Acemoglu: Kein Autokrat kann sich heute nur mit eiserner Faust und Panzern an der Macht

halten, mit Ausnahme von Nordkorea vielleicht. Autokraten brauchen den Rückhalt des Publikums. Erdoğan zum Beispiel hat die Institutionen in der Türkei systematisch geschwächt, er kontrolliert die Medien und die Justiz, aber er muss trotzdem die Wahlen gewinnen. Und bei den jüngsten Kommunalwahlen hat er verloren. Um populär zu bleiben, vertreten Autokraten skrupellos nationalistische Ideologien oder polemisieren gegen Einwanderer, wie Orbán, wie Trump. In solchen Fragen treffen sie deshalb manchmal besser die Stimmung in Teilen der Arbeiterschaft.

SPIEGEL: Sie haben vorausgesagt, dass die Demokratien sterben werden, wenn sie nicht Politik im Interesse der Beschäftigten machen. Was raten Sie dem linksliberalen Lager, damit es nicht so weit kommt?

Acemoglu: Ich hoffe, dass es noch nicht zu spät ist. Die Parteien der Mitte müssen sich viel stärker für die Arbeiter einsetzen. Sie müssen für höhere Löhne, geringere Ungleichheit und mehr Jobs eintreten. Und sie müssen den Arbeitern in einer Reihe von Fragen besser zuhören, einschließlich Einwanderung und internationalen Handels. Was die demokratischen Institutionen in den vergangenen Jahren aber in besonderer Weise untergraben hat, war die technokratische Methode, von oben nach unten durchzuregieren.

SPIEGEL: Was würde eine Trump-Präsidentschaft für die amerikanischen Arbeiter bedeuten?

Acemoglu: Das Erste ist die reale Gefahr, dass die US-Institutionen nach einem Wahlsieg Trumps völlig zusammenbrechen könnten. Und wenn sie das tun, wird das für alle schmerzlich sein, auch für die Arbeiter.

SPIEGEL: Glauben Sie wirklich, Trump könnte eine Diktatur errichten, wenn er gewählt wird?

Acemoglu: Ich bin sehr besorgt. Schon in seiner ersten Amtszeit war Trump eine Gefahr für die Demokratie. Jetzt könnte es noch viel schlimmer werden als vor acht Jahren.

SPIEGEL: In den USA gibt es starke Institutionen: die Justiz, die Medien, die Parlamente. Können sie die amerikanische Demokratie schützen?

Acemoglu: Nein, dem widerspreche ich entschieden. Der Kongress ist vollständig polarisiert. Die Republikanische Partei ist zur Partei Trumps geworden. Die Gerichte sind besetzt mit Richtern, die er ernannt hat. Die Zivilgesellschaft wird sich gegen ihn wehren, aber auch die Trump-Anhänger haben sich radikalisiert. Das alles ist ein Rezept für Chaos.

SPIEGEL: Sollte Biden kandidieren?

Acemoglu: Er wird kandidieren. Wenn die Presse eine Titelgeschichte nach der anderen bringt, wonach Biden für die Präsidentschaft angeblich nicht mehr geeignet sei, hilft sie Trump. Das eigentliche Thema ist: Trump bedroht die Demokratie. Worum es jetzt gehen muss, ist Einigkeit.

SPIEGEL: Herr Acemoglu, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Lokführer Zwamborn,
Güterzug 40203

Schleichfahrt durch Deutschland

GÜTERTRANSPORT Unterwegs mit Menschen, für die kaputte Straßen, Brücken, Schienen zum Berufsalltag gehören. Von David Böcking und Serafin Reiber

In einer kühlen Mondnacht im März, kurz nach halb neun, schaltet Lokführer Zeebert Zwamborn auf seiner Güterzuglok das Fernlicht an. Vor ein paar Minuten hat er Zug 40203 beim Ort Elten aus den Niederlanden nach Deutschland rollen lassen. Gleich hinter der Grenze verdunkelt sich die Sicht. Bäume und Sträucher ragen ins Gleis, im Schotter wuchert das Grün. »Jetzt kommt der Urwald«, sagt Zwamborn. »Das also ist Deutschland.«

Bis zum Bahnhof Emmerich wären es nur wenige Kilometer. Doch es geht nicht voran. Zwamborn muss bremsen, ein Signal zeigt Rot. Der Fahrdienstleiter im Stellwerk in Emmerich hat die Strecke noch nicht freigegeben. Zwamborn hält seinen 644 Meter langen und rund 1700 Tonnen schweren Zug an, zum ersten Mal seit der Abfahrt in Rotterdam. Durch das leicht geöffnete Fenster rumpelt und quietscht es. Dann ein Ruck, die Lok steht.

Güterzug 40203 ist auf dem Weg nach Gallarate bei Mailand, hinter der blauen Güterlok (Name: »Rotterdam«) hängen 28 Containerwagen, beladen mit Metallbauteilen, Chemieprodukten, Solarpanels, Schrott, Müll und mehr als 28 Tonnen Malz für Guinness-Bier.

In 20 Stunden wird die Ladung in Norditalien erwartet, um dann per Lastwagen zu

Industriebetrieben gebracht zu werden. Lokführer Zwamborn, seit 34 Jahren im Geschäft, hält das für utopisch. »Mindestens 25 Stunden« dauere die Fahrt, schätzt er, inklusive Verspätung. Denn zwischen Rotterdam und Gallarate liegt Deutschland. Und das ist ein Problem.

Ein »Nadelöhr« sei die Bundesrepublik geworden, sagt Zwamborn. Ein Berufsleben lang fährt er Güterzüge. In den vergangenen

Jahren sei es »immer schlimmer geworden«. Züge aus Italien verspäteten sich, weil die deutschen Gleise überlastet oder kaputt seien. Züge aus Holland müssten an der Grenze warten, weil die Strecken in Deutschland deutlich weniger Platz für Güterzüge haben, die sich die Strecke häufig mit dem Personenverkehr teilen müssen.

Deutschland, so sieht es Lokführer Zwamborn, droht der Verkehrsinfarkt, und die Experten geben ihm recht: Die Infrastruktur verlottert. Schienen, Straßen, Brücken sind in einem desolaten Zustand, weil es über Jahrzehnte an Investitionen mangelte. Auf fast 130 Milliarden Euro beziffern das arbeitgebernahe Institut der deutschen Wirtschaft (IW) und das gewerkschaftsnahe Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung den Investitionsbedarf im Verkehrssektor in den kommenden zehn Jahren – allein knapp 60 Milliarden davon für die Schiene.

Vor allem die Bahn erregt die Gemüter. Deutsche Fahrgäste haben sich daran gewöhnt, dass auf Züge kaum Verlass ist. Während der Fußball-Europameisterschaft blamierte sich die Nation beim internationalen Publikum, weil ICEs stecken bleiben oder umgeleitet werden müssen.

Transitland

Streckenverlauf des **Güterzugs 40203** und des **Schwerlast-Lkw** von Fahrer Schramm



5 Grafik; Karte: OpenStreetMap

Zum Halbfinale in Dortmund reiste die niederländische Nationalmannschaft mit Verspätung an. Weil die Zugstrecke zwischen Wolfsburg und dem Ruhrgebiet gesperrt war, musste das Team auf das Flugzeug umsteigen. Das marode Bahnnetz entpuppte sich als harter Gegner für Reisende, hatte die »New York Times« zuvor gespottet.

Die Industrie leidet am meisten unter der Misere, nur wird das von der Öffentlichkeit seltener bemerkt. Unternehmen sind darauf angewiesen, dass Rohstoffe und Vorprodukte sie nach einem fein austarierten Zeitplan erreichen – und dass die Ware ein Werk pünktlich verlassen kann.

Durch Deutschland werden pro Jahr rund 360 Millionen Tonnen Güter auf der Schiene transportiert, mehr als 3 Milliarden Tonnen sind es auf der Straße. Und je schwerer und sperriger die Ladungen sind, desto komplizierter wird die Logistik, für solche Ladungen gibt es kaum Umleitungen und keinen Schienenersatzverkehr. Klemmt es auf der Strecke, müssen Unternehmen über Stunden, manchmal ganze Tage lang warten. Jede Bahn, jeder Lkw-Transport, die sich verzögern, können eine Kostenlawine auslösen.

Ein Beispiel: Über die Talbrücke Rahmede der A 45 bei Lüdenscheid fuhren früher täglich fast 16.000 Lkw. Ende 2021 wurde die Brücke gesperrt, nachdem Kontrolleure gefährliche Schäden entdeckt hatten, im vergangenen Jahr wurde sie gesprengt. Ein Neubau ist nicht vor 2026 fertig. Die Kosten, die über fünf Jahre durch die Sperrung der Autobahn entstehen, schätzt eine IW-Studie auf mindestens 1,8 Milliarden Euro.

Nicht nur die Wirtschaft in Deutschland ist betroffen, sondern ganz Europa. Die Bundesrepublik ist ein Transitland. Der direkte Weg von Skandinavien in den Süden oder von Osteuropa in den Westen führt meist über deutsche Bahnstrecken und Autobahnen, deren Zustand oft jämmerlich ist.

Mehr als 17.600 Kilometer Schienen, 7000 Kilometer Autobahn sowie 8000 Autobahn- und 1200 Eisenbahnbrücken müssen nach Angaben des Bundesverkehrsministeriums dringend saniert oder neu gebaut werden. Ansonsten, so die Befürchtung, drohe eine blockierte Republik.

Die Ampelregierung, einst als »Fortschrittskoalition« angetreten, hat sich ehrgeizige Ziele gesetzt, das Land und seine Verkehrswege zu modernisieren. Verkehrsminister Volker Wissing (FDP) will die Bahn mit dem größten Sanierungsprogramm ihrer Geschichte ertüchtigen, allein bis 2027 rechnet die Ampel mit einem Bedarf von 45 Milliarden Euro. Doch die Finanzierung wackelt.

Bundesfinanzminister Christian Lindner (FDP) will Zuschüsse an Bahn und Autobahn AG trickreich durch Darlehen ersetzen, um eine Milliardenlücke im Haushalt zu schließen – noch ist aber unsicher, ob das rechtlich auch geht. Die Bundesregierung drückt sich vor einem Konzept, wie Deutschlands teure

Infrastruktur langfristig ohne neue Schulden finanziert werden könnte.

Viele Probleme lassen sich mit Geld allein nicht lösen, sie liegen tiefer: Verkehrsprojekte verzögern sich, weil Genehmigungsverfahren in den Ämtern vor sich hin dümpeln oder weil es Bauunternehmen an Mitarbeitern fehlt. Viele Summen, die für Investitionen bereitgestellt wurden, werden gar nicht erst abgerufen.

In einer Mainacht um 22.02 Uhr fahren Uwe Schramm und René Wobst mit ihren Lastwagen auf die A 2 bei Hamm. Ihre Zugmaschinen befördern eine ungewöhnliche Ladung – fabrikneue Straßenbahnen. Schramm hat seine Ladung in Bautzen geholt, sie soll nach Duisburg gebracht werden. Die Straßenbahn auf dem Lkw von Wobst kommt aus Leipzig und wird künftig durch Dortmund fahren.

Schramms Gespann ist fast 43 Meter lang und wiegt mitsamt der Straßenbahn fast 100 Tonnen – jeweils mehr als das Doppelte eines normalen Lastwagens. Solche Schwerlasttransporte dürfen nur mit Begleitfahrzeugen und maximal 80 Kilometer pro Stunde auf die Autobahn. Drei Wagen folgen Schramm und Wobst, um andere Autos auf Abstand zu halten. Die großen Leuchttafeln auf ihren Dächern zeigen Warnungen wie ein Überholverbot an.

Gütertransporte bedeuten Stress, dafür sorgt auch die Uhr. Nur acht Stunden haben solche Schwerlasttransporte jede Nacht Zeit, um ihre Fracht in Richtung Ziel zu bringen. Um Punkt sechs Uhr ist Schluss, dann darf nicht weitergefahren werden. Diesmal ist der größte Teil der Strecke schon geschafft. Uwe Schramm hat trotzdem schlechte Laune. Der 61-Jährige ist in der Nacht zuvor in eine Vollsperrung geraten. Vier Stunden lang war er nicht vom Fleck gekommen.

Über der Autobahn scheint mittlerweile der Mond. Uwe Schramm, René Wobst und ihre drei Begleitfahrzeuge führen eine Art

Schwerlastballett auf. Über Funk geben die Begleiter Formationen durch, die der Konvoi fahren muss, um andere Autos auf Abstand zu halten oder auszubremsen. »Schrammi, links biste frei«, schallt es aus dem Funkgerät.

Schramms Weg führt durch vier Bundesländer, in jedem davon muss eine eigene Genehmigung für den Schwerlasttransport eingeholt werden. Seit zwei Jahren soll die Autobahn GmbH, die dem Bundesverkehrsministerium unterstellt ist, das Verfahren bündeln. Spediteure berichten, seither sei die Lage noch unübersichtlicher geworden. Sie klagen über mehr als Zehntausende Anträge, die zeitweise unbearbeitet bei der Autobahn GmbH lagen. Die Behörde hatte unter anderem einen Toleranzwert für den Sicherheitsabstand unter Autobahnbrücken um fünf Zentimeter gesenkt – wodurch zahlreiche Transporte plötzlich als zu hoch galten.

Schramm und Wobst arbeiten für Universal Transport, Firmenslogan: Don't worry, be heavy. Das Unternehmen gehört zur Südtiroler Spedition Gruber Logistics und fährt jede Nacht rund 300 Großraum- und Schwertransporte. Deutschland-Geschäftsführer Holger Dechant kann viel erzählen über Probleme mit der deutschen Infrastruktur. Etwa über das Manöver, zu dem ihn 2013 eine marode Brücke über den Nord-Ostsee-Kanal zwang: Weil die Windräder, die Universal transportieren wollte, zu schwer für das veraltete Bauwerk waren, ließ Dechant rund 100 Lkw-Ladungen per Fähre über den Kanal nach Dänemark bringen. Von dort schaffte er sie zurück nach Deutschland. Ein Umweg, der drei Tage dauerte. Die »New York Times« schrieb damals: »Auf den Sparweltmeister Deutschland kommen einige große Reparaturrechnungen zu.«

Der Bundesverband der Deutschen Industrie hat der Politik schriftlich gegeben, wie hoch diese Rechnungen ausfallen dürften. Auf rund 160 Milliarden Euro schätzt er den Investitionsbedarf im Verkehrssektor, inklusive



Lkw-Schwertransport mit Straßenbahn in Duisburg

David Klammer / DER SPIEGEL



Güterzug 40203 bei Bad Langenbrücken im Rheintal, überholende S-Bahn

Serain Rober / DER SPIEGEL

Ausgaben für Wasserstraßen, Häfen und die Sanierung von Brücken. Der Lobbyverband fordert ein schuldenfinanziertes, zweckgebundenes Sondervermögen, um die Infrastruktur zu retten. Dieser Haushaltstrick hätte den Vorteil, dass die Schuldenbremse formal eingehalten werden könnte.

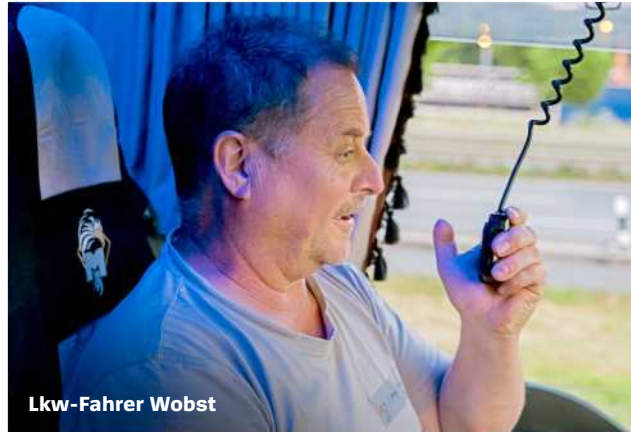
Wissing schwebt ein Infrastrukturfonds vor, um die Finanzierung langfristig abzusichern. So haben andere Länder wie Österreich und die Schweiz ihre Verkehrsprobleme gelöst. Doch absehbar wird daraus nichts. Lindner blockiert die Idee, heißt es aus dem Verkehrsministerium.

Das Finanzressort argumentiert auf Anfrage, zum einen gebe es die Schuldenbremse. Und zum anderen würden schon heute nicht alle bereitgestellten Mittel abgerufen. Tenor: Am staatlichen Geld allein liege es nicht. Besser sei es, private Investitionen zu fördern.

Speditionschef Dechant sieht die Sache so: »Wir haben's verschlafen, Freunde.« Für seine Transporte nutzt der Unternehmer auch Züge, wo es möglich ist. Die Kapazitäten der Bahn sind begrenzt, das von der Ampelkoalition angepeilte Ziel, 25 Prozent des Gütertransports bis 2030 auf die Schiene zu bringen, gilt als gescheitert.

Dabei braucht es die Bahn, um die Klimaziele einzuhalten. Anders als auf der Straße stößt Güterverkehr auf der Schiene kaum CO₂ aus. Um eine Alternative zu sein, müsste er allerdings funktionieren.

Gegen 21 Uhr erreicht Güterzug 40203 Emmerich am Rhein. Lokführer Zwamborn steigt ab. Er wird mit dem Auto nach Rotterdam zurückfahren, sein Kollege Philipp van Hoe-



Lkw-Fahrer Wobst

David Klammer / DER SPIEGEL

wijk, 29, übernimmt den Zug bis Mannheim. Anders als Lkw-Fahrer dürfen Lokführer nur Strecken fahren, auf denen sie vorher umfangreiche Streckenkenntnis erworben haben, »kundig« sind, wie van Hoewijk sagt. Die Schichtwechsel müssen deswegen penibel organisiert werden, damit der Zug nie still steht.

Anders als seine niederländischen Kollegen kommt van Hoewijk, der zwar einen holländischen Namen hat, aber Deutscher ist, mit viel Papier und einem Tabletcomputer auf die Lok. In den Niederlanden laufen alle Informationen zur Strecke automatisch auf dem Display des Führerstandes ein. In Deutschland müssen Lokführer die Fahrvorschriften auf Papier oder als PDF ablesen – seitenlange Listen über die maximal erlaubte Geschwindigkeit, Baustellen und Mängeln an den Gleisen.

Gleich nach Emmerich beginnt eine sogenannte Langsamfahrstelle. 21 Kilometer lang dürfen Züge dort nur mit 120 statt der eigentlich erlaubten 160 Kilometer pro Stunde fahren – seit mehr als drei Jahren.

Die Bahn will die Strecke demnächst »generalsanieren«, zusammen mit anderen besonders belasteten Strecken, den sogenannten Hochleistungskorridoren. Losgehen soll es jetzt nach der Fußball-Europameisterschaft auf der Riedbahn zwischen Mannheim und Frankfurt am Main. Kosten: mehr als 1,3 Milliarden Euro. Ganze Regionen werden für Monate vom Schienenverkehr abgehängt, Fern- und Güterzüge umgeleitet.

Zwischen Emmerich und Oberhausen können die Züge während der Bauarbeiten immerhin meist auf einem der beiden Gleise fahren. Danach, so das Versprechen der Bahn, soll es besser werden, weil dann nach jahrelangem Warten ein drittes Gleis in Betrieb geht. Bis dahin stehen van Hoewijk mühsame Jahre bevor.

Schon jetzt verläuft die Fahrt durchs Ruhrgebiet zäh. Immer wieder muss der Lokführer bremsen, weil Signale zu spät auf Grün springen oder nächtliche Personenzüge Vorfahrt haben. Eine »Museumseisenbahn« nennt van Hoewijk den Streckenabschnitt von Duisburg bis Düsseldorf.

In vielen Stellwerken werden noch von Hand Hebel umgelegt, auf der Güterzugstrecke nach Düsseldorf stehen mechanische Signale, »und das in der Landeshauptstadt!«. Immer wieder melden sich Fahrdienstleiter aus den Stellwerken, um den Lokführer auf längere Wartezeiten einzustimmen.

Dann die Hiobsbotschaft: Die linke Rheinstrecke hinter Bonn ist wegen kurzfristiger Bauarbeiten gesperrt, die Güterzüge stauen sich bis Köln. Schleichend geht die Fahrt weiter, in einer Kurve vor der Kölner Südbrücke geht nichts mehr. Mit Warnweste steigt van Hoewijk von der Lok – Pinkelpause.

Nach einer Stunde kann es weitergehen. Kurz nach Koblenz kommt die nächste Meldung: Auch rechtsrheinisch ist die Strecke in dieser Nacht bloß eingleisig befahrbar. Eine sogenannte Stopfmaschine, ein Gerät zum Auffüllen der Schotterbetten, blockiert ein Gleis. Entnervt bringt Lokführer van Hoewijk seinen Zug zum Stehen.

Zweieinhalb Stunden später, van Hoewijk kämpft bereits mit der Müdigkeit, ruft die Zugdisponentin aus der Betriebszentrale in Frankfurt an und informiert den Lokführer darüber, dass die Strecke wieder frei ist. Es ist drei Uhr morgens, um fünf sollte Zug 40203 in Mannheim sein. Van Hoewijk hat jetzt ein Problem. Wegen der Verspätung wird er nicht mehr bis nach Mannheim fahren kön-

Dominanz der Lkw

Beförderungsmengen des Güterverkehrs in Deutschland 2022, ausgewählte Verkehrsträger, in Millionen Tonnen

Straßenverkehr
inländischer
Lastwagen

3061

Eisenbahn

359

Binnenschiffahrt

182

Quelle: Destatis

nen, ohne die erlaubte Zeit im Führerstand zu überschreiten. Spätestens in Mainz muss er von der Lok. Van Hoewijk ruft seinen Kollegen Florian Holzapfel an, damit er den Zug dort übergeben kann.

Van Hoewijk und seine Kollegen fahren für SBB Cargo International, eine Tochter der staatlichen Schweizer Eisenbahngesellschaft. Privatunternehmen steuern etwa 60 Prozent des Güterverkehrs über Deutschlands Schienen.

Den Rest erledigt DB Cargo, eine hoch verschuldete und stark subventionierte Güterverkehrssparte des Bahnkonzerns. Theoretisch ist der Schienengüterverkehrsmarkt in Deutschland liberalisiert, so wie in allen anderen EU-Ländern.

In der Praxis aber leiden die privaten Güterverkehrsunternehmen nicht nur am schlechten Zustand der Infrastruktur, sondern auch darunter, dass die Bahn als Monopolkonzern sie unfair behandelt, so empfinden es jedenfalls die Privaten. Die Fahrdienstleiter, die in den Stellwerken darüber entscheiden, welcher Zug Vorfahrt hat, sind Teil des Deutsche-Bahn-Konzerns. Hin und wieder, so berichtet Lokführer van Hoewijk, komme es deswegen zu Konflikten, wenn der Personenverkehr vor den Güterzügen bevorzugt werde.

Finanziell wird das Geschäft im Güterverkehr schwieriger. Fährt ein Zug über deutsche Schienen, muss sein Betreiber Maut zahlen. Diese Trassenpreise werden im kommenden Jahr stark ansteigen, zudem ist der Strom für die Loks massiv teurer geworden. Das belastet nicht nur die Unternehmen, sondern macht die klimafreundlichen Transporte auf der Schiene unrentabel.

Um fünf Uhr morgens fährt van Hoewijk seinen Zug in den Güterbahnhof von Mainz-Bischofsheim. Nach mehr als neun Stunden hat er seinen Dienst auf der Lok getan, im ICE geht es zurück ins Ruhrgebiet. Kollege Holzapfel übernimmt jetzt bis Basel, und es



Lokführer Holzapfel vor seiner Lok

Serafin Reiber / DER SPIEGEL

ist nicht selbstverständlich, dass er bereitsteht.

Allein der Deutschen Bahn fehlen in den kommenden Jahren mindestens 18.700 Lokführerinnen und Lokführer, den Spediteuren bereits mindestens 70.000 Lkw-Fahrer. In zwei Jahren könnte Schwerlastfahrer Uwe Schramm in Rente gehen. Vor Jahren galten Brummifahrer wie er und sein Kollege René Wobst als Helden, die die Republik am Laufen hielten. »Früher war man geschätzter«, sagt Wobst. Heute werden sie und ihre Fahrzeuge oft als Ärgernis gesehen, die die Autobahn zusätzlich verstopfen.

Kurz vor Dortmund verabschiedet er sich per Funk und verlässt die A2. Für Schramm und seine Begleiter geht es weiter über die A42 und A59 bis nach Duisburg. Als der Konvoi die Autobahn verlässt, wird es noch einmal eng. Schramm muss unter einer Brücke hindurch, der Abstand zum Dach der brandneuen Straßenbahn auf seinem Transporter ist überschaubar.

Die letzten Meter fährt Schramm auf der Gegenfahrbahn. Direkt vor dem Depot der Duisburger Verkehrsgesellschaft muss er sein 43 Meter langes Gespann noch einmal zu-

rücksetzen: Ihm kommt eine Straßenbahn entgegen, ausgerechnet.

Güterzug 40203 hat inzwischen ein weiteres Nadelöhr umfahren – die Riedbahn zwischen Frankfurt und Mannheim. Statt der viel befahrenen Strecke, auf der in Spitzenzeiten alle drei Minuten ein Zug fährt, nutzt der Zug die Strecke über Darmstadt.

Lokführer Florian Holzapfel konnte damit sogar ein paar Minuten Verspätung »herausfahren«, wie er sagt. Richtig voran geht es auch im Rheintal nicht. Immer wieder muss er bremsen. »Ökologischer Irrsinn«, sagt Holzapfel und deutet auf die Stromverbrauchsanzeige im Führerstand. Den rund 1700 Tonnen schweren Zug nach einem Bremsmanöver wieder auf Höchstgeschwindigkeit anzufahren, verbraucht in etwa so viel Strom wie ein Zweipersonenhaushalt in einem Monat.

Ein Grund für die vielen Stopps liegt darin, dass Fern-, Regional- und Güterzüge sowie S-Bahnen häufig dasselbe Gleis nutzen. Weil diese Züge unterschiedlich schnell sind und aufeinander warten müssen, kommt es zum Stau. Der Bau neuer Strecken scheitert in Deutschland häufig am heftigen Widerstand vor Ort. Denn auch das ist paradox im Land. Die meisten Menschen wünschen sich eine schnellere Bahn. Aber bitte nicht vor ihrer Haustür.

Um die Mittagszeit erreicht Zug 40203 Basel. An der Landesgrenze endet die Schleichfahrt.

Der Zug rauscht durch den Tunnel unter den Schweizer Alpen hindurch, schlängelt sich am Lago Maggiore vorbei und erreicht am Abend Gallarate. Nach fast 25 Stunden, wie von Lokführer Zwamborn vorausgesagt. Mehr als fünf Stunden später als geplant.

Immerhin ist er heute noch angekommen. Anders als die rund 2160 Güterzüge von SBB Cargo International, die 2023 wegen maroder Infrastruktur ihr Ziel erst Tage später erreichten. ■



„Um Neues zu entwickeln, brauche ich eine sichere wirtschaftliche Basis. Die schaffe ich gemeinsam mit meiner Steuerberaterin.“

Armin Machhörndl, Kaffeerösterei Machhörndl

Als Unternehmer ist es nicht immer einfach, das Richtige zu entscheiden. Ihre Steuerberatung berät Sie kompetent und schafft gemeinsam mit Ihnen solide wirtschaftliche Grundlagen im Unternehmen.



gemeinsam-besser-machen.de





Zu Ehren des Heiligen Firmin haben sich sieben rot-weiß gekleidete Spanierinnen einen Logenplatz auf einem Balkon in der Altstadt von Pamplona gesichert. Von hier oben lässt sich die neuntägige Festwoche »Sanfermines« bestens beobachten und kommentieren: die Prozession mit der Firmin-Statue und die Stiertreiber in weißen Hemden und roten Halstüchern, die bis zu ein Dutzend Tiere durch die Gassen in die Stierkampfarena jagen. Sonntag Nacht ist das blutige Schauspiel vorbei – und Spanien vielleicht Europameister.

Susana Vera / REUTERS

Nur mit seinem Segen

ANALYSE Könnte US-Vizepräsidentin Kamala Harris eine Alternative für den 81-jährigen Joe Biden sein?

Die Zukunft von Joe Biden ist auch die Zukunft von Kamala Harris, der ersten schwarzen, zugleich asiatisch-amerikanischen Vizepräsidentin der US-Geschichte. Sollten die Demokraten den angeschlagenen 81-jährigen Biden aus Angst um ihre Wahlchancen im November doch noch ins Abseits drängen, wäre Harris, 59, wohl seine Erbin. Schon wird ihr Name in Parteikreisen als »viel bessere Kandidatin« zitiert, wie es der Kongressabgeordnete Adam Smith am Montag formulierte.

Vier Jahre lang stand Harris in Bidens Schatten, vier Jahre lang haben Kritiker sie abgetan, zu Recht oder Unrecht: Die Tochter einer indischen Mutter und eines jamaikanischen Vaters sei eine Konzession an Schwarze und Frauen, die letztlich gescheitert sei an den Ansprüchen des Amtes. Nun plötzlich wird Harris, sollte es denn wirklich noch so weit kommen, jedoch als Hoffnung einer panischen Partei gehandelt, als Bannerträgerin

in der heraufziehenden Schicksalsschlacht gegen Donald Trump. Zumal ihre Beförderung weiteres Chaos beim Wahlparteitag im August, auf dem die Kandidatur festgezurrert wird, vermeiden würde. Es ist eine erstaunliche Kehrtwende. Aber ist Harris wirklich über Nacht so viel besser geworden?

Tatsächlich hatte Harris seit 2021 einen schweren Stand. Sie blieb farblos und frei von Charisma, schien überfordert mit den unlösbaren Aufgaben, die man ihr aufbürdete: Abtreibung, Wahlrecht, Migration, Klimawandel, Waffengewalt. Sie konnte es niemandem recht machen. Ihr Büro galt als »Shitshow«, ihr Stab floh. Rassismus, Frauenfeindlichkeit, Inkompetenz: Die Gründe für ihr zumindest gefühltes Versagen sind komplex. Das Weiße Haus tat nichts, um den Eindruck zu ändern, dass Harris eine schlechte Managerin sei und eine noch schlechtere Politikerin. Die jüngsten Wahlumfragen sind nicht eindeutig, in einigen schneidet sie gegen Trump besser ab als Biden, in anderen nicht.

Und wie reagiert sie darauf? Sie bleibt Joe Biden treu. Begleitet ihn bei Terminen, winkt neben ihm vom Balkon des Weißen Hauses, zog am Dienstag in den Wahlkampf nach Las Vegas in Nevada, einem Staat, den Biden zu verlieren droht. »Wir wissen über Joe Biden, dass er ein Kämpfer ist«, rief sie dort. Wenn sie ihn beerben soll, dann nur mit seinem Segen. Marc Pitzke

Die Oberschicht hat abgedankt

GROSSBRITANNIEN Die Mitglieder der neuen Regierung im Vereinigten Königreich kommen eher aus einfachen Verhältnissen: Von den 25 Ministerinnen und Ministern im Kabinett absolvierte nur Transportministerin Louise Haigh durchgängig eine Privatschule. Der Rest, also rund 90 Prozent, ging auf öffentliche Schulen. In den Regierungen von Liz Truss und Rishi Sunak lag diese Quote ungleich niedriger, bei knapp 20 Prozent. Eine der wenigen Steuererhöhungen, die Starmer bisher angekündigt hat, betrifft dann



Rayner

auch Privatschulen. Die Gebühren sollen künftig nicht mehr von der Mehrwertsteuer befreit sein. Das so gewonnene Geld will Starmer in öffentliche Schulen stecken, deren Wände nach jahrelanger Sparpolitik vielerorts bröckeln. 20 von 58 britischen Premierministern und viele Minister sind in Eton unterrichtet worden, einer Eliteschule westlich von London, die pro Schuljahr mehr als 60.000 Euro kostet. Starmer hingegen berief vor allem Politiker, die nicht von Geburt an zur britischen Oberschicht gehörten. Seine Stellvertreterin Angela Rayner brach mit 16 Jahren die Schule ab, als Ministerin soll sie sich um den armen englischen Norden kümmern, teilweise in einem neuen Büro in Manchester. Schatzkanzlerin Rachel Reeves trat als Teenagerin der Labour-Partei bei, weil sie wollte, dass alle Kinder ausreichend Schulbücher bekämen. Starmer sagt, er sei stolz darauf, Leute am Kabinettsitz zu haben, die nicht den einfachsten Start ins Leben hatten. **slü**

Mauer im Grenzgebiet

NORDKOREA Diktator Kim Jong Un schickt Soldaten ins Grenzgebiet zwischen Nord- und Südkorea für umfangreiche Arbeiten an den Verteidigungslinien. Südkoreas Militär beobachtet, dass diese Trupps Wachposten befestigen und eine Brücke errichten. Auf Satellitenbildern ist nun zu erkennen, dass seit Ende April an sechs verschiedenen Stellen Vegetation gerodet und Straßen gebaut wurden. Hunderte Nordkoreaner sollen im Einsatz sein, oft tragen sie Schaufeln und Spitzhacken, manchmal schuf-



Nordkoreanischer Brückenbau

ten sie bis spät in die Nacht. Nach Erkenntnissen des südkoreanischen Militärs werden zudem Panzersperren aufgestellt, und nahe der Küste im Osten entsteht wohl eine Mauer. Nach Schätzungen von Experten könnte sie zwei bis drei Meter hoch sein. Das vier Kilometer breite Grenzgebiet wird zwar demilitarisierte Zone genannt, ist aber vermint und zu beiden Seiten stark gesichert. Daher sind die neuen Barrieren vor allem als politisches Signal an den »Hauptfeind« im Süden zu verstehen. So hat Kim Jong Un das Nachbarland jüngst genannt. Nord- und Südkorea befanden sich in einer »akuten Konfrontation«, eine Wiedervereinigung sei nicht mehr möglich. Wegen der rund zwei Millionen im Grenzgebiet vergrabenen Minen sind die Bauarbeiten lebensgefährlich. Einige Sprengkörper sollen bereits explodiert sein. Mehrfach übertraten die nordkoreanischen Arbeiter bereits die Grenze. Erst als südkoreanische Soldaten Warnschüsse abfeuerten, kehrten sie um. **KGP**



Medizinisches Personal vor zerstörtem Ochmatdyt-Krankenhaus

»Ich kann das nicht fassen«

UKRAINE Der Chirurg Serhij Klymenko über den Anschlag auf ein Kiewer Kinderkrankenhaus



Foto: Patrov / DER SPIEGEL

Klymenko, 37, leitet die Notaufnahme des Ochmatdyt-Krankenhauses, der größten Kinderklinik in der Ukraine.

SPIEGEL: Herr Klymenko, laut Uno war es ein russischer Kh-101-Marschflugkörper, der in die Klinik einschlug und zwei Menschen tötete. Was sind Ihre Gedanken dazu?

Klymenko: Ich kann das nicht fassen. Wir haben größere Stromgeneratoren und Geräte auf dem Gelände, aber eine Kinderklinik kann doch kein legitimes Ziel für einen Angriff sein!

SPIEGEL: Wie erlebten Sie ihn?

Klymenko: Ich stand im OP-Saal im Erdgeschoss, es war Montag Morgen. Wir operierten gerade ein Mädchen mit Leistenbruch, als die Erde unter uns bebte. Teile der Decke fielen herunter, es wurde staubig. So etwas darf in einem sterilen OP-Raum nie passieren. Dann ging noch das Licht aus. Ich beschloss, die Operation abbrechen.

SPIEGEL: Was sahen Sie nach Verlassen des OP-Saals?

Klymenko: Wir begegneten einer blutverschmierten Krankenschwester, und aus dem Fenster sah ich in den rauchenden Innenhof voller Trümmer, aber nirgendwo Menschen. Mir wurde klar, dass es ein schlimmer Angriff gewesen sein muss.

SPIEGEL: Was geschah mit den Patienten?

Klymenko: Die Kinder brachte man zu uns in die Notaufnahme, um sie sofort zu versorgen, aber auch verwundete Erwachsene, Personal und Eltern. Wir fühlten uns völlig überfordert; ich schätze, dass etwa 100 Menschen gleichzeitig behandelt werden mussten. Danach half ich bei der Suche nach Verwundeten unter den Trümmern im Innenhof.

SPIEGEL: Es kamen auch Hunderte Freiwillige mit Wasser und Medikamenten ins Krankenhaus. Haben Sie diese Unterstützung gespürt?

Klymenko: Für mich war es ein totales Déjà-vu vom Februar 2022. Damals brachten uns Freiwillige alles, was sie in den Läden der Stadt kaufen konnten. Genau so eine Stimmung der Zusammengehörigkeit erlebten wir jetzt.

SPIEGEL: Seit mehr als zwei Jahren arbeiten Sie im Kriegsgebiet. Sind Sie müde?

Klymenko: Wir haben uns leider an den Krieg gewöhnt. Am Anfang der Invasion floh die Hälfte unserer Mitarbeiter in den Westen. Nach dem Angriff am Montag kein einziger.

SPIEGEL: Wie werden Sie weitermachen?

Klymenko: Wir haben aufgeräumt, und ich hoffe, dass wir unsere Arbeit bald fortsetzen können. Meine Patientin mit dem Leistenbruch wartet auf ihre Operation. **RED**

A portrait of a middle-aged man with short, graying hair, looking directly at the camera with a serious expression. He is wearing a dark gray corduroy blazer over a light-colored, vertically striped button-down shirt. He is seated at a dark wooden table, with his left arm resting on it. The background is a textured, deep red wall. In the bottom right corner, there is a small arrangement of dried white flowers.

»Niemand versteht Macron«

Meinungsforscher
Fourquet

Julien Daniel / DER SPIEGEL

SPIEGEL-GESPRÄCH Jérôme Fourquet, einer der bekanntesten politischen Analysten Frankreichs, hält den Präsidenten für schwer angeschlagen und das Land nach der Parlamentswahl für unregierbar. Wie geht es nun weiter?

Fourquet, 51, aufgewachsen in der westfranzösischen Provinz, ist Chefdemoskop des großen Umfrageinstituts Ifop. Mit Bestsellern wie »Der französische Archipel« avancierte er zu einem der prominentesten politischen Beobachter seines Landes. Fourquets Analysen reichen vom schwindenden Kalbsfrikassee-Konsum bis zum Wahlverhalten im Umland von Atomkraftwerken – immer wieder beschreibt er dabei die zunehmende Zersplitterung der Gesellschaft. Bei der vorgezogenen Parlamentswahl Anfang Juli äußerte sich diese Fragmentierung deutlich. Nach dem ersten Wahlgang lag der rechtsradikale Rassemblement National (RN) klar vorn, nach dem zweiten stellt er nur die drittstärkste Fraktion. Grund dafür war, dass das Mitte-Lager von Präsident Emmanuel Macron (Ensemble) und die Linke (Nouveau Front Populaire) Wahlallianzen gegen den RN gebildet hatten. Manchmal lädt Präsident Macron den Beobachter Fourquet in den Élysée-Palast und bittet ihn um seine Gesellschaftsdiagnosen.

SPIEGEL: Monsieur Fourquet, die Entschlossenheit, mit der die Franzosen und Französinen den RN im zweiten Wahlgang abgewehrt haben, war beeindruckend. Kaum jemand hatte vorhergesehen, dass die republikanische Front gegen die Rechtspopulisten so stark sein würde. Wie ist sie zu erklären?

Fourquet: Angst war ein entscheidender Faktor. Zum ersten Mal schien möglich, dass der RN an die Regierung kommt. Und zwar nicht erst in drei Jahren, wie bisher alle immer dachten, sondern schon übermorgen. Es gab eine reale Gefahr. Sie ging einher mit moralischen Bedenken und mit Befürchtungen vor dem Einbruch der Wirtschaft. Diese Befürchtungen waren umso stärker, da sich nach dem ersten Wahlgang mehrere RN-Kandidaten mit rassistischen und deplatzierten Bemerkungen disqualifiziert hatten.

SPIEGEL: Das Linksbündnis Nouveau Front Populaire (NFP) fand innerhalb von 24 Stunden nach der Europawahl zusammen und wurde am vergangenen Sonntag zum Überraschungssieger. Könnten die Linken zu einem ernst zu nehmenden Konkurrenten des RN werden?

Fourquet: Dagegen spricht, dass dieses Lager sehr gespalten ist. Andernfalls hätte es schnell einen gemeinsamen Kandidaten für den Posten des Premierministers benannt. Innerhalb

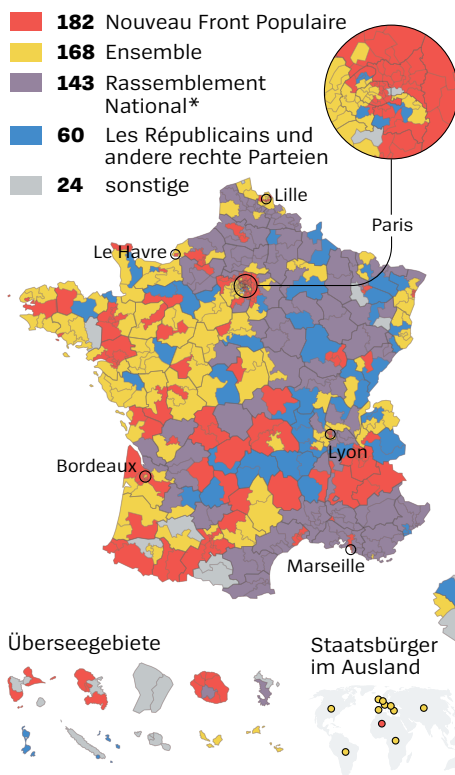
der neuen Volksfront gibt es klare Bestrebungen, sich von der radikalen Linkspartei La France Insoumise (LFI) von Jean-Luc Mélenchon abzusetzen. Auch weil so viele Themen sie trennen: der Antisemitismus bei LFI, Fragen des Laizismus, der Respekt vor den politischen Institutionen.

SPIEGEL: Was passiert da gerade? Ist es das Ende des Frankreich, wie wir es seit Jahrzehnten kennen, eines Landes mit klaren Mehrheiten?

Fourquet: Wir wohnen einem Prozess der politischen Zersetzung bei, der 2017 begann, als Emmanuel Macron zum Präsidenten gewählt wurde. Damals wurde die politische Landschaft umgewälzt. Die sozialistische Partei erlitt eine große Niederlage. Später trug Macron mit seiner liberalen Bewegung der politischen Mitte dazu bei, dass die konservativen Republikaner entscheidend geschwächt wurden. Heute wirkt Macrons Mitte-Lager extrem angegriffen.

Linksruck

Sitzverteilung nach der Parlamentswahl 2024 in Frankreich



* darunter abtrünnige Republikaner

5 Quellen: Le Monde, Französisches Innenministerium

SPIEGEL: Und wie geht es jetzt weiter?

Fourquet: Statt klaren Mehrheiten haben wir drei Blöcke. Der linke Block ist überraschend stark, jedoch zerstritten. Das Macron-Lager geschwächt, und der RN hat nicht gewonnen, aber als Einzelpartei die meisten Sitze im Parlament. Aber wir sehen noch nicht, worauf das Ganze hinauslaufen, welche Konstellation die notwendige Stabilität garantieren könnte. Ist dies das Ende unseres politischen Systems, wie es die Verfassung von 1958 vorsah? Auch das werden wir erst in einigen Wochen oder Monaten wissen.

SPIEGEL: Die Rechtspopulisten, die sich der Macht schon ganz nah fühlten, werden immerhin nicht die Regierung stellen.

Fourquet: Das stimmt. Im Ergebnis schafft aber auch das Probleme bei der nun anstehenden Regierungsbildung. Keine Partei kann von sich sagen, dass die Wähler sich explizit für ihr Programm entschieden hätten – sie haben gegen den RN gestimmt. Auch das bringt das bestehende System durcheinander.

SPIEGEL: Diese Wahl hat gezeigt, wie gespalten die französische Gesellschaft ist, wie unterschiedlich in Paris, in ländlichen Gebieten und kleineren Städten gewählt wird. Es wirkt, als gäbe es mehrere Frankreichs.

Fourquet: Das liegt zum einen am Zentralismus. Die Gräben zwischen der Hauptstadt, größeren Städten und der Provinz sind tief. Der Buchautor Christophe Guilluy hat diesen Teil des Landes das »Frankreich der Peripherie« genannt. Und dabei reden wir nicht nur über Dörfer, sondern auch über kleinere Städte mit 30.000 Einwohnern. In Paris wohnen und arbeiten all jene, die auf Eliteschulen gingen, viel reisen, hohe Gehälter beziehen. Die in den Kopfberufen arbeiten, so nenne ich das. Es sind Menschen, denen die Globalisierung keine Angst macht.

SPIEGEL: Während jene im Rest Frankreichs sie fürchten?

Fourquet: Im peripheren Frankreich verdienen die Menschen weniger, reisen weniger, arbeiten mehr mit den Händen als mit dem Kopf. Sie arbeiten und haben dennoch das Gefühl, dass es ihnen wirtschaftlich schlechter geht als zuvor. Auch weil sie sich das Leben, das ihnen in den sozialen Netzwerken und der Werbung gezeigt wird, nicht leisten können – im Gegensatz zu denen da oben in Paris.

SPIEGEL: Sind sie tatsächlich ärmer als zuvor?

Fourquet: Nein, vielen geht es nicht schlechter als vor 20 Jahren, trotzdem fühlen sie sich abgehängt. Wir produzieren sehr viel weniger als Deutschland, unsere Wirtschaft lebt vom

Das Gespräch führte das SPIEGEL-Team Britta Sandberg und Leo Klimm in Paris.

Konsum. Unser Wachstumsmotor ist der Verbrauch. Ich vergleiche das gern mit der Tour de France: Wenn man nicht in die Pedale tritt, fällt man runter. Seit 30 Jahren sagt man uns, wir müssten jedes Jahr um zwei bis drei Stundenkilometer schneller werden, also zwei bis drei Punkte mehr Wirtschaftswachstum schaffen, um das Konsummodell aufrechtzuerhalten. Daher strampeln alle und fahren schneller, aber irgendwann ist die Radfahrertruppe in zwei Teile zerfallen. Vorn sind jene, die sich zwei iPhones, Fernreisen und Restaurantbesuche leisten können. Hinten jene, die auch schneller fahren, deren Lebensstandard sich in den vergangenen Jahrzehnten zwar verbessert hat, aber die sehen, dass der Abstand zu der vorderen Gruppe immer größer wird. Das empfinden sie als ungerecht.

SPIEGEL: Warum fühlt sich diese Gruppe so sehr zu den Rechtspopulisten hingezogen? Sie könnte ja auch links wählen.

Fourquet: Dem Rassemblement National ist es gelungen, etwas herzustellen, das ich als glaubwürdige Empathie bezeichne. Im Europawahlkampf hat ihr Spitzenkandidat Jordan Bardella klargemacht, dass ihm die Lebenswelt dieser Franzosen vertraut ist, dass er sie kennt und versteht. Das ist nicht allen Politikern gegeben. Man kann das an einem einfachen Beispiel festmachen, am Auto.

SPIEGEL: Viele Pariser haben keines mehr.

Fourquet: Nur noch 30 Prozent der Pariser besitzen eines, während der nationale Durchschnitt bei 82 Prozent liegt. Fahrzeugreparaturen und die gestiegenen Benzinkosten sind bei den Menschen außerhalb der Metropolen ein zentrales Thema. RN-Kandidat Bardella hat das bewusst genutzt, er hat das E-Auto zu einem zentralen Thema seiner Kampagne gemacht. »Ihr werdet euch in naher Zukunft nie ein E-Auto leisten können«, sagte er ihnen, »das ist wieder mal so eine Idee, die aus Brüssel und Paris kommt.« Jeder im politischen Paris spricht mittlerweile zu seinem Frankreich. Der RN spricht zu denen, die sich abgehängt fühlen.

SPIEGEL: Das versuchen andere auch, aber es funktioniert nicht unbedingt.

Fourquet: Dem RN gelingt es, weil er die Zurücksetzung von Französischen und Franzosen mit Einwanderung in Zusammenhang bringt: Euch geht es schlechter, weil die Einwanderer uns Geld kosten und Jobs wegnehmen. Aber es gelingt ihm auch, weil RN-Kandidaten teilweise aus derselben



sozialen Klasse wie ihre Wähler stammen. Jordan Bardella beispielsweise. Der Nachname steht für italienische Einwanderung, der Vorname für den Erfolg englischer Vornamen in bestimmten Milieus. Wir haben das untersucht: Beim RN gibt es überdurchschnittlich viele Kevins und Kimberleys. In den gehobeneren Pariser Vierteln nennt niemand sein Kind so. Da lachen alle über solche Namen.

SPIEGEL: Wie hoch ist der Anteil euroskeptischer Wähler beim RN?

Fourquet: Im Verhältnis der Franzosen zu Europa hat sich etwas Entscheidendes verändert in den vergangenen Jahren. Marine Le Pen traut sich nicht mehr, mit dem Frexit zu locken. Nach dem Brexit-Referendum 2016 lobte sie noch die Briten als Vorbild. Davon ist nichts mehr zu hören, weil die Leute inzwischen gesehen haben, wie sehr Großbritannien sich mit dieser Entscheidung selbst geschadet hat.

SPIEGEL: Für den RN, aber auch für Teile der Konservativen und Teile der Linken muss dennoch Brüssel oft herhalten, wenn in Frankreich etwas nicht gut läuft.

Fourquet: Für eine Mehrheit in diesem Land ist die EU etwas, das erduldet wird, das mit Zwang verbunden ist. Bis in die Neunzigerjahre hinein haben die Menschen den europäischen Traum geträumt. Dann haben sie festgestellt, dass die Sache auch mit Nachteilen verbunden war, dass die Euromitgliedschaft finanzpolitisch Freiheit kostet. Es ist, als ob Sie einen Zug besteigen, der Sie nicht ans erwartete Ziel bringt. Vom fahrenden Zug zu springen wäre die noch schlechtere Option. Gerade in den vergangenen Jahren gab es Momente, in denen für fast alle erkennbar wurde, wie gut es ist, nicht allein dazustehen. Zum Beispiel als während der Pandemie die EU die Versorgung mit Impfstoffen übernahm. Oder als die Ukraine überfallen wurde.

Präsident Macron:

»Er hat den Leuten nicht wirklich zugehört«

**10,1
Millionen
Stimmen**

**hat der rechts-
radikale
Rassemble-
ment National
geholt.**

SPIEGEL: Trotzdem spiegelt sich in dieser Parlamentswahl die alte Neigung Frankreichs, den Rest der Welt auszublenden. Erstaunlich für ein hoch verschuldetes Land, das zum guten Teil von ausländischen Kreditgebern abhängt.

Fourquet: Das wissen viele Franzosen schlicht nicht. Es ist ihnen auch egal. Die linksradikale LFI hat jüngst erklärt, die Schulden aus dem Corona-Wiederaufbaufonds der EU nicht begleichen zu wollen. Das kann man machen – aber dann leiht uns in Zukunft keiner mehr etwas. Die Versuchung, sich abzuschotten, lässt sich in vielen westlichen Ländern beobachten. Die Globalisierung hat den Menschen Orientierungspunkte geraubt. Heute bestimmen Weltkonzerne ihr Leben mehr als der Staat. Und der Chef ist irgendein kanadischer Pensionsfonds. Brüssel wird als Teil dieser gesichtslosen Fremdbestimmung empfunden. Insbesondere in einem Land, in dem die Menschen an einen starken, omnipräsenten Staat gewöhnt waren.

SPIEGEL: Es gibt also doch eine spezifische französische Angst vor der Globalisierung?

Fourquet: Es gibt vor allem eine tiefe Spaltung zwischen jenen, die noch mitkommen, und denen, die sich abgehängt fühlen. Die zweite Kategorie ist zahlenmäßig größer. Sie sucht Halt und Identität. Das konnte man 2018/19 beobachten, als die Gelbwesten die Kreisverkehre besetzten. Die Leute standen dort mit den Flaggen ihrer Region, auf ihre Warnwesten hatten sie die Ordnungsnummern ihrer Départements geschrieben: die 45 für das Loiret, die 72 für die Sarthe. Demgegenüber standen die Bewohner der Großstädte, der Kern der Macron-Wähler. Es gibt dazu eine bezeichnende Anekdote.

SPIEGEL: Eine Geschichte aus der Macron-Welt? Erzählen Sie.

Fourquet: Die Gelbwestenproteste begannen mit einem Facebook-Post einer Frau aus der Bretagne. Unter der Überschrift »Was macht ihr mit der ganzen Kohle?« klagte sie über zu hohe Steuern. Der Post ging viral. In der Regierung sollte darauf eine Staatssekretärin reagieren. In einer TV-Sendung erklärte sie später, sie habe ihre Antwort auf dem Smartphone geschrieben, während sie ihren in London studierenden Sohn besuchte. Sie begriff nicht, wie sehr sie damit alle Klischees über die abgehobene Pariser Kaste bestätigte: Ein Regierungsmitglied, das sich eine Wohnung für den Sohn in London leistet, antwortet nebenbei auf dem Smartphone einer Frau aus der bretonischen Provinz.

SPIEGEL: Ist es Macron nie gelungen, sich an dieses andere Frankreich zu wenden?

Fourquet: Macron hat den Leuten nicht wirklich zugehört. Er verkörpert die technokratische Elite. Die ist proeuropäisch, reformorientiert und der Meinung, dass es zu viele lokale Würdenträger und Verbände gibt, die die nötige Veränderung des Landes sabotieren. Dabei braucht man zum guten Regieren all diese Bindeglieder, zu denen auch in der Region verankerte Unternehmer und Funktionäre gehören. Macron ist viel durchs Land gereist, aber er hat diese Leute gering geschätzt. Als die Gelbwesten wüteten, hätten die Bürgermeister die Lage an den Kreisverkehren beruhigen können. Aber sie haben keinen Finger gerührt für Macron, weil er sie zuvor gedemütigt hatte.

SPIEGEL: Sie gehen hart ins Gericht mit dem Präsidenten.

Fourquet: Mit seiner Besserwisserei hat Macron viel Schaden angerichtet. »Wir wissen, was gut fürs Land ist, wir sind oben, wir sind in Paris« – das ist auch die Haltung vieler seiner Abgeordneten in der Nationalversammlung. Sie nennen sich selbst »Start-up-Nation«, sie sind Entwickler, Manager, Unternehmer. Ich habe ihre Arroganz bei Bürgermeisterkongressen erlebt. Da gibt es ein Festbankett, die freiwillige Feuerwehr ist da, es werden Reden gehalten. Die Abgeordneten müssen dort zum Beispiel zuhören, wenn jemand einen Funkmast in seiner Gemeinde verhindern will. Macrons Leute gaben zu verstehen, dass sie sich für so was zu gut sind. Sie waren ja da, um das Land umzukrempeln!

SPIEGEL: Nun hat der Präsident Anfang Juni die Nationalversammlung aufgelöst, weil er die Europawahl gegen den RN verloren hatte. Wie sehr hat er sich damit geschadet – und ist das noch zu reparieren?

Fourquet: Ich glaube kaum, dass noch etwas zu reparieren ist. Macrons Beliebtheitswerte waren zum Zeitpunkt der Parlamentsauflösung schon sehr niedrig. Jetzt hat er nicht nur die Wut derer gesteigert, die ihn sowieso nie gewählt haben. Er hat es sich auch mit seinen Anhängern verschert. Niemand versteht Macron noch. Selbst Unternehmer, die dankbar waren für Steuersenkungen und für seinen Ehrgeiz, wirtschaftlich zu Deutschland aufzuschließen, fragen ihn: »Was hast du da angestellt?«

SPIEGEL: Macrons Lager in der Nationalversammlung ist von 250 auf 168 Abgeordnete geschrumpft – auch das hat er selbst herbeigeführt mit seiner Entscheidung.

Fourquet: Die Autorität eines jeden Präsidenten schwindet im Lauf der zweiten Amtszeit. Das ist eine Gesetzmäßigkeit, weil der Staatsoberhaupt nur zwei Amtszeiten aneinanderreihen kann. Macron allerdings hat seine Autorität selbst auf null reduziert, drei Jahre vor Ende der Amtszeit. Jetzt wird schon erkennbar, dass ein Teil seiner Abgeordneten, die die Neuwahl überstanden haben, eine eigene, sozialdemokratisch orientierte Fraktion gründen wollen. Womöglich ist sogar der

»Macron ist viel durchs Land gereist, aber er hat die Leute gering geschätzt.«

bisherige Premier Gabriel Attal bei dieser Abspaltung dabei.

SPIEGEL: Liegt in der politischen Fragmentierung vielleicht die Chance, dass sich eine echte parlamentarische Kultur entwickelt?

Fourquet: Das Mehrheitswahlsystem führt dazu, dass man für das geringere Übel stimmen muss. Viele haben Macron nur gewählt, weil sie nicht Marine Le Pen wollten. Wer diese Logik ändern will, muss das Wahlsystem ändern. Macron hat jahrelang von der Einführung des Verhältniswahlrechts geredet. Den Worten sind keine Taten gefolgt.

SPIEGEL: Braucht das Land eine neue Verfassung ohne dominanten Präsidenten?

Fourquet: In einer so zersplitterten Gesellschaft kann ein Einzelner nicht mehr die große Integrationsfigur sein, wie die Verfassung dies einst vorsah. Außerdem führt die Machtfülle des Präsidenten zu überzogenen Erwartungen. Trotzdem wollen die Bürger die Figur des dominanten Präsidenten behalten. Dessen Wahl ist der einzige politische Moment, in dem sie sich mächtig fühlen. Bei der Präsidentschaftswahl kann der Durchschnittsfranzose über den Chef richten. Und irgendwann wird dem König der Kopf abgehauen. Das ist unser kleines Privileg, das wollen wir nicht aufgeben.

SPIEGEL: Der RN ist jetzt nur drittstärkste Fraktion, hat aber die meisten Stimmen geholt, 10,1 Millionen. Das macht es Le Pen leicht, von einer gestohlenen Wahl zu sprechen. Steigert das ihre Chancen bei der Präsidentschaftswahl 2027?

Fourquet: Sicher ist, dass dies alles den Frust der RN-Wähler nährt. Ob Le Pen 2027 gewinnt, hängt von drei Unbekannten ab. Die erste ist, wen Macron demnächst mit der Regierung beauftragt und was diese Regierung dann für eine Politik macht. Kommt der Regierungschef eher von der Linken, wird das die RN-Wähler weiter aufstacheln. Kümmert sich diese Regierung mangels parlamentarischer Unterstützung nur um Themen, die als wenig dringlich wahrgenommen werden, etwa Sterbehilfe, passiert das Gleiche. Die zweite Unbekannte ist, ob sich der RN bis 2027 professionalisieren kann.

SPIEGEL: Was ist die dritte Unbekannte?

Fourquet: Sie betrifft die Psyche der RN-Wähler. Trauen sie Le Pen den Sieg wirklich noch zu? Sie sagt, der Triumph sei nur aufgeschoben. Nachdem ihr Vater 2002 in der Stichwahl um das Präsidentenamt gescheitert war, kam ein dynamischer Konservativer, der den rechten Wählern sagte: »Nehmt mich, ich bin etwas weniger radikal als Jean-Marie Le Pen, aber einen Teil eurer Forderungen nach Recht, Ordnung und weniger Einwanderern erfülle ich.« Dieser Mann war Nicolas Sarkozy. Seine Strategie ist aufgegangen. Es könnte gut sein, dass jemand versucht, dies zu wiederholen.

SPIEGEL: Monsieur Fourquet, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Politikerin Le Pen: »Viele haben Macron nur gewählt, weil sie nicht Marine Le Pen wollten«



Präsidentenskandidat González in Caracas: »Es könnte alles so einfach sein«

Leiser Erlöser

VENEZUELA Langzeitautokrat Nicolás Maduro hat sein Land ruiniert und die Opposition kaltgestellt. Nun fordert ihn ein nahezu unbekannter Rentner heraus. *Von Marian Blasberg*

Edmundo González ist gerade dabei, Worte für die Last zu suchen, die er seit ein paar Wochen schultert, als ihn das Rufen eines Papageis aus den Gedanken reißt. González hebt sich aus dem Stuhl und schlurft mit den gemächlichen Bewegungen eines 74 Jahre alten Mannes in eine Ecke seines in den grünen Hügeln über Caracas gelegenen Balkons; er greift in ein Regal, angelt sich eine Dose und streut einige Sonnenblumenkerne auf die Brüstung. Dann rasselt er mit der Dose und blinzelt in das Licht der Abendsonne.

González wartet nur ein paar Sekunden, ehe ein mächtiger, blau gefiederter Ara auf der Brüstung landet und beginnt, das Futter aufzupicken.

González redet mit dem Papagei.

»Was ist denn los, mein Lieber«, murmelt er. »Warum kreischst du so?«

»Nicht beißen!«, sagt er, als ihm das Tier einige Kerne aus der flachen Hand frisst.

Es ist, als wäre dieser Vogel wie ein Gruß aus seinem alten Leben in die Gegenwart geflattert. Bis vor Kurzem, sagt González, habe er jeden Morgen hier gesessen, Kaffee getrunken, Radio gehört, den Papageien zugehört. Nachmittags spielte er Domino oder fuhr die Enkel zum Friseur, aber dieses ruhige Rentnerdasein endete abrupt, als ihn ein paar Politiker der Opposition im April mit einer Bitte überrumpelten, die er kaum ausschlagen konnte.

Edmundo González, Botschafter a. D., ein Mann der Pflicht, der nie Mitglied in einer politischen Partei war, wird bei der Präsidentschaftswahl am letzten Juliwochenende Diktator Nicolás Maduro herausfordern. González, dessen Name zu Beginn des Wahlkampfs nicht mal 0,1 Prozent der Venezolaner ein Begriff war, soll nun ein autoritäres Regime stürzen, das sich seit mehr als zwei Jahrzehnten mit allen Mitteln an die Macht klammert.

Edmundo, der Antikandidat.

Edmundo, der leise Erlöser.

Auch wenn es leichtere Aufgaben gibt, der Anbruch einer neuen Zeit schien lange nicht so nah.

González lächelt sanft.

»Maduro hat Angst«, sagt er. »Er weiß, das Volk steht hinter mir.«

Der Präsident war angeschlagen, als sich seine Unterhändler im Oktober mit Politikern der Opposition darauf verständigt haben, in diesem Sommer Wahlen abzuhalten. In den elf Jahren, die Maduro jetzt regiert, hat er den Traum des Revolutionsführers Hugo Chávez von einem Sozialismus des 21. Jahrhunderts nachhaltig gegen die Wand gefahren. Venezuela ist heute nicht mehr bloß ein Krisenstaat, der in eine bessere, gerechtere Zukunft stolpert. Es ist eine abgewirtschaftete Ruine, ein Albtraum, aus dem knapp acht Millionen Menschen flüchteten – ein Viertel der Bevöl-

kerung –, weil sie an diese Zukunft nicht mehr glaubten. Weil ihnen die Armut unerträglich wurde, der Hunger, das Fehlen lebenswichtiger Medikamente.

Die willkürliche Gewalt des Apparats.

Maduro, der mal gesagt hat, dass ihm der tote Chávez als Vögelchen erschienen sei, um ihm seinen Segen ins Ohr zu zwitschern, führt heute ein Land, das nach Jahren der Miswirtschaft, der Korruption und der Enteignung Tausender Betriebe kaum noch etwas produziert. Seit die USA 2019 Sanktionen auf venezolanisches Öl erhoben haben, fehlt Maduro der Zugang zu Devisen, die er dringend braucht, um Lebensmittel zu importieren oder die Sozialprogramme zu finanzieren, die die größten Härten abfedern.

Mit jedem Barrel, das nicht auf den Markt kam, verschlimmerte sich die Not. Schwand sein Ansehen. Verschärfte er die Repression. Hunderte Oppositionelle, Regierungskritiker und Journalisten landeten in Haft, während Maduro kurz vor der Pandemie in einem letzten Schwenk die Rettung im Kapitalismus suchte. Er hob Preiskontrollen auf, lockerte die Importsteuern und ließ zu, dass Dollarnoten anstelle des wertlosen Bolivar zirkulierten, aber all die bunten Waren, die nun in Containern aus Miami kamen, konnte sich nur eine kleine staatsnahe Elite leisten.

Der Aufschwung war eine Illusion.

Maduro war ein mittelloser Mann, der seinen Kredit verspielt hat. Der Internationale Strafgerichtshof in Den Haag ermittelt gegen seine Regime wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Das Washingtoner Justizministerium hat ihn zur Fahndung ausgeschrieben, der Vorwurf: Verwicklungen in den Drogenschmuggel. Als ihm US-amerikanische Vermittler schließlich anboten, die Sanktionen aufzuheben, wenn er sein Amt zur Wahl stellt, willigte Maduro ein.

Es war der Ausweg, der ihm blieb. Die Frage ist, wie frei und fair die Abstimmung am 28. Juli sein wird.

Würde tatsächlich das Volk entscheiden, hätte Maduro wohl keine Chance. Die meisten Umfragen sehen González mit Abstand vorn, manchmal sind es 20 Prozent Vorsprung, manchmal 30, aber in die Sehnsucht, endlich den Abspann dieses Horrorfilms zu sehen, mischt sich bei vielen die Furcht, dass wie bei einer Netflix-Serie gleich die nächste Episode anspringt.

Ganz egal mit wem man gerade spricht, niemand glaubt daran, dass Maduros Statthalter bei der Nationalen Wahlbehörde am »day after« vor die Kameras tritt und verkündet, dass der alte Papageienflüsterer González ausgerechnet an Chávez' Geburtstag die Revolution beerdigt hat.

Die Vorstellung ist surreal.

»Es könnte alles so einfach sein«, sagt González, der immer noch nicht ganz begriffen hat, in was er da hineingeraten ist. Er kontrolliert, ob noch genügend Wasser in dem Trinknapf am Balkongeländer ist, dann setzt er sich wieder an den Tisch. Sein Blick schweift über das

Labyrinth der Hauptstadt unten im Tal, über die Hochhäuser und Parks, in denen sie ihm jetzt Bühnen aufbauen, auf denen er zu großen Menschenmengen sprechen muss. Auf seinen Botschaftsposten in El Salvador, in Belgien oder Argentinien war er das nicht gewohnt.

Als ihm ein Freund kürzlich per WhatsApp die Worte »Edmundo Presidente« schickte, antwortete er mit drei grimmigen Emojis.

González hat es sich nicht ausgesucht.

Eigentlich hatten sich die unter dem Dach der »Einheitlichen Demokratischen Plattform« organisierten Oppositionsparteien längst auf eine andere Kandidatin festgelegt. Im Oktober, kurz nach dem Wahlabkommen, war die Konservative María Corina Machado, die seit Jahren durch die Provinzen tourt und mit ihrem Ruf nach Freiheit die Massen elektrisiert, als klare Siegerin aus einer internen Vorwahl hervorgegangen. Machado trat dort an, obwohl Maduro bereits Monate zuvor versucht hatte, sie aus dem Weg zu räumen. Mit dem Verweis auf »finanzielle Ungereimtheiten« während ihrer mehr als zehn Jahre zurückliegenden Abgeordnetenzeit untersagte ihr die Wahlbehörde das Ausüben öffentlicher Ämter.

Im Januar bestätigte das Oberste Gericht dieses Verbot. Ende März, als die Einschreibefrist für die Kandidaten ablief, funktionierte das Onlineportal der Wahlbehörde nicht, über das Machado eine 80-jährige Philosophin registrieren lassen wollte, die sie vertreten sollte. Der einzige Oppositionskandidat, dem die Einschreibung gelang, war Gouverneur Manuel Rosales, ein Mann, den viele für ein U-Boot halten, das im Auftrag des Regimes den Widerstand zersetzt.

González sagt, er habe nicht mitbekommen, was in diesen Tagen dort unten in der Stadt besprochen wurde. Dass Washington damit drohte, die Sanktionen auf das Öl wieder in Kraft zu setzen. Dass Maduro der Opposition 24 Stunden gab, um doch noch einen eigenen Kandidaten aufzustellen. Er saß vor dem Fernseher, als ihn ein Bekannter bat, so

schnell wie möglich ins Parteibüro zu kommen, um ein Formular zu unterschreiben. González zuckte kurz, als er begriff, was dieser Wisch bedeutete, aber sie beruhigten ihn. Nur provisorisch, sagten sie. Er sei bloß der Platzhalter für einen anderen Präsidentschaftskandidaten.

Als sie Tage später wieder anriefen, erfuhr er, dass man diesen anderen nicht gefunden habe. Auch Gouverneur Rosales, hieß es, sei zurückgetreten.

Dann war Stille in der Leitung.

Seit seinem Ausscheiden aus dem diplomatischen Dienst hat González losen Kontakt zur Opposition gehalten. Hin und wieder beriet er die Parteien in außenpolitischen Fragen, aber er suchte nie das Rampenlicht der Politik. Dieser Unbekannte war, wenn man so will, ein Kandidat, wie ihn Maduro sich geschnitzt hätte. Ein Mann ohne Eigenschaften, ohne Charisma, ohne politische Agenda. Leichte Beute.

Aber Maduro könnte sich getäuscht haben.

In der Vergangenheit haben sich die Parteien der Opposition darüber zerstritten, ob sie mit einem chancenlosen Kandidaten in die Wahl ziehen sollten, diesmal aber schlossen sie die Reihen. Machado tourt jetzt nicht mehr in eigener Sache durchs Land, sie macht Wahlkampf für González. Bei ihren Auftritten hält sie Plakate in die Luft, auf denen sein Gesicht zu sehen ist. Dann ruft sie ihren neuen Slogan: »Todo el mundo con Edmundo«, alle für Edmundo, und es scheint zu funktionieren. Die Leute vertrauen ihr so sehr, dass aus González' Nachteil schnell ein Vorteil wurde. Seine Farblosigkeit wirkt heute wie ein Ausdruck seiner Seriosität. Sie ist ein Zeichen jenes alten, von Chávez und Maduro abgeschafften Rechtsstaats, in dem die Treue zur Verfassung wichtiger war als die zu einem Führer.

Welche Euphorie González jetzt begleitet, wird an einem dieser Tage sichtbar, an denen er in seine neue, öffentliche Rolle schlüpft. An einem Junimorgen steigt er auf dem Cam-



Diktator Maduro auf Wahlkampfveranstaltung: Seinen Kredit verspielt

pus der Zentraluniversität aus einem SUV, hakt sich bei seiner Frau unter und betritt das »Haus der Professoren«, wo ihn im zweiten Stock mehrere Dutzend weiß gekleidete Ärzte und Krankenschwestern erwarten, die im öffentlichen Dienst arbeiten. González lehnt den Aufzug ab und nimmt die Freitreppe, als ginge es darum, Maduro keine Vorlage zu liefern für Vergleiche mit dem gebrechlichen US-Präsidenten Joe Biden.

Stufe für Stufe schleppt er sich hinauf. Je höher er kommt, desto lauter wird der Jubel. »Edmundo Presidente«, rufen die Leute, und González hebt langsam den Arm zum Gruß. Er erinnert an eine Schildkröte, die ihren Kopf vorsichtig aus dem Panzer eines blauen Bürokratsakkos streckt.

González nimmt vorn auf dem Podium Platz, er lächelt verlegen. Dann faltet er die Hände auf dem Bauch und hört ein paar Rednern zu, die einen Blick in die Ruine des Gesundheitssystems werfen.

Es hat sich etwas angestaut.

Ein Drittel des gesamten Klinikpersonals, ruft einer der Ärzte, habe das Land verlassen, weil es nicht möglich sei, vom öffentlichen Lohn eine Familie zu ernähren. Knapp die Hälfte aller Dagebliebenen sei auf Lebensmittelspenden angewiesen. Die Kindersterblichkeit, sagt einer, sei in den vergangenen Jahren stark gestiegen. Jedes zweite Kind sei nicht geimpft, während auf den Stationen Betten fehlen, Schmerzmittel, Generatoren. »Venezuela ist krank«, ruft eine Schwester, ehe González vorn ans Pult tritt und sich mit leiser Stimme für den Einblick in »dieses staatliche Massaker« bedankt.

Er räuspert sich. Dann verspricht er, in 40 Tagen mit dem Wiederaufbau anzufangen.

Viel mehr sagt er nicht.

Nach drei bis vier Minuten schieben ihn seine Mitarbeiter aus dem Saal. González ist kein Bühnenredner. Sein Outfit ist nicht Instagramtauglich. Er wird sich nie daran gewöhnen, dass ihm Fremde ungefragt ans Bein fassen, aber das alles ist nicht wichtig. Es geht in diesem Wahlkampf nicht um ihn. Er ist der Sidekick auf Machados Mission.

Wenn sie gemeinsam auf der Bühne stehen, führt sie das Wort. Sie spricht in Pamphleten, er fügt ein paar Zwischentöne an. Sie knipst nach ihrer Rede ein selbstbewusstes Lächeln an, er blickt stirnrunzelnd zu ihr hinüber, wie ein Schüler, der nicht sicher ist, ob er einen Fehler eingestreut hat.

An einem drückend heißen Morgen, an dem González ein paar ruhi-

»Anders als Maduro habe ich nichts mehr zu verlieren.«

María Corina Machado, Politikerin

Plakat mit Oppositionellen Machado, Guaidó, Konservative Machado, Rentner González mit Unterstützern:

Sie spricht in Pamphleten, er fügt Zwischentöne ein

gere »Salontermine« in der Hauptstadt hat, sitzt sie auf dem Beifahrersitz eines SUV, der an der Spitze eines kleinen Konvois über die unebenen Landstraßen des Bundesstaats Guárico brettert. Gelbe Schmetterlinge, die zu dieser Jahreszeit nach Süden schwärmen, zerplatzen auf dem Panzerglas der Windschutzscheibe, das an ein paar Stellen aufgesplittert ist, weil Anhänger Maduros regelmäßige Steine auf den Wagen schleudern. Es geht vorbei an grünen Feldern, dünnen Rindern, stillgelegten Zucker- und Zementfabriken. Machado trägt ihre Uniform, Bluejeans und ein enges weißes T-Shirt. Sie ist jetzt 56, aber das Adrenalin verwandelt sie in eine aufgekratzte Jugendliche.

Immer wieder müssen sie die Route ändern, um plötzlich errichtete Straßensperren, Checkpoints oder abgesägte Baumstämme zu umfahren, die ihre Durchfahrt blockieren. Das Regime weiß immer, wo Machado gerade ist. In den beiden hinteren der vier Wagen rollen Agenten des Geheimdiensts mit, die Maduro angeblich abgestellt hat, um für Machados Sicherheit zu sorgen.

Diese Männer aber scheinen nicht die Einzigen zu sein, die die Koordinaten der Kolonne weitergeben. In

wundersamem Tempo verbreitet sich die Nachricht, dass Machado in der Nähe sei. Immer wieder drosseln sie das Tempo, weil sich in den Dörfern Menschen zum Spalier aufstellen. Viele halten Schilder in die Höhe, auf die sie eilig ihre Botschaften gepinselt haben: »Der Hunger ist kein Traum, wir brauchen Schulen, María Corina, wir beten für dich.« Wenn es so viele sind, dass der Wagen nicht mehr durchkommt, steigt sie aus und redet mit den Leuten. Sie fragt nach ihren Namen, nimmt Kinder auf den Arm und stapft mit ihren weißen Sneakern durch die rote Erde, um irgendwo in einer Hütte die Hände eines zahnlosen Dorfältesten zu schütteln.

Manche hängen ihr Rosenkränze um den Hals. Andere werfen sich ihr an die Brust und brechen in Tränen aus. Eine Frau berichtet aufgelöst, dass sie einen Uniabschluss habe, aber seit zehn Jahren keine Arbeit finde, und in solchen Augenblicken spendet Machado Trost, ein Wort der Hoffnung, die Aufmerksamkeit eines Selfies.

»María Corina Presidente«, rufen die Leute.

»Todo el mundo con Edmundo«, ruft Machado.

»Wahnsinn«, sagt sie später. »Dieser Fluss von Menschen. Und Maduro lässt sie bei seinen Auftritten mit Bussen ankarren.«

Es ist ein Fluss, der mit jeder Reise anschwillt, der lauter wird und mutiger, ähnlich wie bei Chávez, der in den Neunzigerjahren durchs Land zog und aus der Wut der armen Leute die Bewegung schuf, die ihn später in den Präsidentenpalast trug. Es sind die gleichen Menschen, die jetzt wieder an der Straße stehen, und es ist nicht ohne Ironie, dass sie ausgerechnet einer Angehörigen der alten Oberschicht zjubeln, deren Familie von Chávez enteignet wurde.

Machados Vater war ein Stahlbaron. Nach ihrem Studium an einer katholischen Eliteuni arbeitete sie selbst für den Konzern. Dass Chávez ihn sich einfach nahm, sagen viele, sei der Bruch gewesen, der Machados Kompass nordete, ihren Wunsch nach einem Staat, der nicht zu tief ins Leben seiner Bürger dringt. Ihre Verehrung für die frühere britische Premierministerin Margaret Thatcher rührt daher und ist auch der Grund, weshalb sie neuerdings mit Libertären wie dem argentinischen Präsidenten Javier Milei flirtet, der wie sie den Plan verfolgt, die von den Vorgängern verstaatlichten Konzerne wieder zu privatisieren.

Die anderen Parteien, die am Tisch des Oppositionsbündnisses sitzen,



Andrés Hernández Briceno / DER SPIEGEL



Gabriela Oja / AFP

Sozialdemokraten, Grüne und moderate Konservative, mögen andere Ideen haben, aber in diesen Wochen verschwinden programmatische Debatten hinter dem einigenden Ziel, die Demokratie wiederherzustellen. Jeder Knüppel, den Maduro ihr zwischen die Beine wirft, schafft mehr Identifikation. 2013, als Machado zu Protesten aufrief, schlug ihr ein Madurista im Plenarsaal auf die Nase. Wenig später wurde ihr Mandat kassiert, mit der Begründung, sie habe das Vaterland verraten, als sie bei der Organisation Amerikanischer Staaten als zeitweilige Vertreterin Panamas die Lage in Venezuela kritisierte.

Seit ihrem Sieg bei den Vorwahlen wurde ein Dutzend ihrer Mitarbeiter festgenommen. Andere suchten Zuflucht in der argentinischen Botschaft, wo sie darauf warteten, dass Maduro ihre Ausreise genehmigt. Restaurants, in denen Machado nach ihren Auftritten aß, sind von den Behörden ebenso geschlossen worden wie Hotels, die ihr ein Bett anboten. Würde sie in die USA reisen, um ihre erwachsenen Kinder zu besuchen, ließe Maduro sie nicht mehr zurück.

»Ich habe keine Angst«, sagt sie. »Anders als er habe ich nichts mehr zu verlieren.«

Altagracia, der erste von drei Orten, wo sie im Laufe dieses Tages auftritt, erreicht sie mit drei Stunden Verspätung. Hunderte Motorräder, die sich auf den letzten Kilometern angeschlossen haben, ließen die Kolonne zu einem langen, hupenden Zug anwachsen. Im Stadtkern geht es kaum vorwärts. Tausende Menschen drängen von den Bürgersteigen auf die Straße. Sie stehen auf Dächern, Autos oder Zäunen, sie sitzen auf Bäumen, Eseln oder Pferden.

»Ein Fluss der Liebe«, ruft Machado, als sie schließlich mit einem Megafon in der Hand auf der Ladefläche eines Trucks steht. Dann erzählt sie von ihrem Mitarbeiter Gabriel, der Tage zuvor auf dem Weg zum Mittagessen festgenommen wurde und jetzt in einer Zelle des Geheimdiensts hockt.

»Lasst ihn uns befreien«, ruft Machado. »Lasst uns alle befreien, die wegen ihrer politischen Ideen einsitzen!«

»Libertad«, ruft die Menge. Freiheit.

Es ist eines der wiederkehrenden Motive ihrer Reden, wie auch das Versprechen, die in der Welt verstreuten Familien wiederzuvereinen. Wie die Arbeitsplätze, die Investoren schaffen würden, wenn sie dem Rechtsstaat erst wieder vertrauten. Wie die Würde, die sie den Frauen zurückgeben will, die sich nie wieder bücken müssen sollen, um aus den Händen der Regierung eine Mahlzeit für ihre Kinder zu empfangen.

Machado weiß, dass dies Hiebe sind, die Maduro treffen. Die Leute kreischen bei ihren Worten, und sie geraten in Ekstase, wenn ein Einpeitscher sie gegen Ende zu einem göttlichen Geschöpf verklärt.

»María Corina, geschaffen aus Gottes Hand«, ruft der Mann. Edmundo, geschaffen aus der Hand María Corinas.

Spät am Abend sitzt sie im Städtchen Tucupido frisch geduscht auf einer Dachterrasse.



Bedürftige bei Suppenküche in Maracaibo: »Der Hunger ist kein Traum«

Ein Grill verrauchte die Luft, während jemand unten vor dem Haus die Nummernschilder der Kolonne fotografiert, die im vorigen Ort mit Farbbeuteln beworfen wurde, Machado atmet durch. Der Wein hilft ihr beim Runterkommen. Sie denkt an die Rosenkränze, die ihr die Leute schenken. 4000, sagt sie, habe sie zu Hause. Sie bewahre alle auf, mit einem Etikett, auf das sie Ort und Datum schreibt.

Wenn man sie fragt, ob González nur den Auftrag habe, Neuwahlen zu organisieren, um sie ins Amt zu bringen, lächelt sie wie eine dieser Jungfrauenstatuen.

»Egal was am 28. passiert«, sagt sie, »wir haben dieses Land schon jetzt verändert.«

Egal was passiert.

Das ist der Gedanke, der wie ein Schatten an Machado und González haftet. Alles, was sie tun, steht unter Vorbehalt. Alles wird begleitet von der Ahnung, dass Maduro irgendwann erkennen könnte, dass die Prognosen stimmen; dass ihm das Risiko zu groß wird.

Niemand weiß, was dann geschieht.

Wann zieht er die Reißleine?

Natürlich, sagt González auf seinem Balkon, könnte Maduro seine Kandidatur jederzeit canceln lassen. Gründe dafür ließen sich leicht finden, wie bei Machados Bann. Es würde reichen, dass die Wahlbehörde zu dem nicht ganz abwegigen Schluss kommt, dass er bloß eine Marionette ist, die den Weg freimachen soll für eine Frau, die eigentlich nicht kandidieren darf. Ebenso, sagt González, ließe sich ein Vorwand finden, mit dem Maduro die Wahl auf unbestimmte Zeit verschieben könnte. Oder er könnte sich wie 2018 einfach zum Sieger erklären, auch wenn dies zur Folge hatte, dass ihm der Präsident der Nationalversammlung, Juan Guaidó, später die Legitimität absprach und sich selbst zum Interimspräsidenten ausrief.

Guaidó, der heute im Exil lebt, kam mit seinem von Europa und den USA unterstützten Umsturzversuch nicht durch. Die Gene-

räle wichen nicht von Maduros Seite, sie haben selbst viel zu verlieren.

Warum sollte es diesmal anders sein?

Wie sollte González einen Betrug beweisen, ohne Zugang zu den Wahlberichten? Ohne internationale Wahlbeobachter?

»Ich hoffe nicht«, sagt er nach langem Schweigen, »dass wieder Gewalt ausbricht.«

Hinter den Kulissen, hört man nun, würden Exitstrategien diskutiert, die Maduro das Loslassen erleichtern könnten. Nach außen lässt er sich nichts anmerken. Auch Maduro ist im Wahlkampf. Caracas ist zugepflastert mit Plakaten, die unter anderem das Fehlen von Insulin auf die Sanktionen der Amerikaner zurückführen. Auf vielen dieser metergroßen Werbeflächen sieht man das Gesicht Machados, die die Strafen damals unterstützte.

Im Mai hat Maduro erstmals seit längerer Zeit die Bezüge der öffentlichen Angestellten angehoben. Während er durchs Land reist, um Rollschuhbahnen oder Tennisplätze einzuweihen, arbeiten seine Spindoktoren an einer Imagekorrektur. Maduro soll lockerer rüberkommen. Im Staatsfernsehen lief kürzlich der Gesangscontest »Factor M«, bei dem hippe Musiker darum konkurrierten, wessen Lied zum Jingle seiner Wahlkampagne würde. Die Zeichentrickserie »Súper Bigote« handelt von einem schnurrbärtigen Superhelden, der Venezuela vor den Angriffen des amerikanischen Imperiums schützt.

Maduro ist allgegenwärtig, selbst auf González' Wohnungstür. Dort hängt ein Ausdruck jener Karte, die die Wähler auf dem Bildschirm der elektronischen Wahltafel sehen werden. Es ist ein verwirrendes, aus 38 Passfotos bestehendes Mosaik. Weil Maduro nicht nur von der Revolutionspartei PSUV als Kandidat aufgestellt wurde, sondern auch von diversen Kleinstparteien, belegt er 13 dieser Kacheln. Von González gibt es gerade einmal drei. Das ist das Bild, das González beim Verlassen seiner Wohnung mitnimmt: Da draußen wartet eine Hydra. ■

Die Teilzeitkrieger

ISRAEL Rund 300.000 israelische Reservisten waren zuletzt im Einsatz in Gaza – viele stecken heute in der Krise. Bei einem Workshop nahe Tel Aviv sollen sie ihre Erlebnisse verarbeiten. *Von Katrin Kuntz*

In einem weitläufigen Saal, in einer Stadt im Zentrum von Israel, läuft der Soldat Eran Gilead auf Strümpfen umher. Jedes Mal, wenn er einen seiner Kameraden kreuzt, hebt er seinen Fuß und berührt den Fuß des Gegenübers. Dann berühren die Soldaten einander mit den Knien, schließlich sind die Ellbogen dran. Der Workshop-Leiter hat sich diese Übung zum Warmwerden ausgedacht. Gilead soll den anderen Soldaten dabei in die Augen schauen und darauf achten, was er im Körper spürt. Welche Gefühle aufsteigen.

Gilead arbeitet als Chirurg in einem israelischen Krankenhaus, er ist auch Soldat in Gaza. Am 7. Oktober 2023 war er mit seiner Familie campen, als ein Anruf des Militärs ihn erreichte. Wenig später fuhr er in den Kibbuz Kfar Azar in die Nähe des Gazastreifens und behandelte Zivilisten, die den brutalen Überfall der Hamas überlebt hatten. Dann meldete er sich als Reservist zum Dienst.

Rund 300.000 israelische Männer und Frauen dienen als Reservisten im Gazakrieg. Die meisten sind in den vergangenen Mona-

ten zwischen Familie und Schlachtfeld gependelt, ein paar Wochen hier, ein paar Wochen dort. Mal unterstützen sie in Gaza die Sprengung eines Gebäudekomplexes und verbringen die Nacht in einem Haus, das geflüchteten Palästinensern gehört. Kurz darauf sitzen sie in Israel mit der Familie beim Abendbrot. Vielen Reservisten geht es nicht gut. Sie leiden an Depressionen, Erschöpfung, haben Eheprobleme.

38 dieser Reservisten treffen sich bei einem privat organisierten Workshop in Gadera, einer Kleinstadt südlich von Tel Aviv. Es sind Unternehmensberater, Psychologen, Kommunikationswissenschaftler. Linke und Rechte. Viele wollten nie in einen Krieg ziehen, jetzt sind sie dort und stellen ihn infrage.

Das Retreatzentrum liegt etwa 50 Kilometer vom Gazastreifen entfernt. Es ist von hohen Mauern umgeben, dahinter tut sich eine Oase mit Orangenbäumen auf. Zwischen Speisesaal und Arbeitsräumen bietet ein Massseur seine Dienste an. Die Ruhe bricht nur das Donnern tieffliegender Jets.

Mehr als 50 Jahre nach dem Jom-Kippur-Krieg, der viele Soldaten traumatisiert hat, erlebt Israel einen Wandel. Damals schien der Staat überfordert zu sein mit der Behandlung der Verletzten. Heute sei die Zahl der vom Krieg betroffenen Familien so hoch, dass jeder jemanden kenne, der traumatisiert sei, sagt Elad Hadad, der leitende Psychologe des Workshops, der selbst Kriegserfahrung hat. Etliche Initiativen sind seit dem 7. Oktober entstanden: von pferdegestützter Therapie für die Überlebenden des Nova-Festivals über Gesprächskreise für Eltern ermordeter Kinder bis zu diesem Seminar in Gadera, das die Organisatoren »Dorf der Veränderung« nennen.

Auch das israelische Militär erweitert sein Angebot. Jeder Kommandeur wird von einem Offizier für mentale Gesundheit gebrieft. Wenn der Kommandeur im Feld Anzeichen einer massiveren Belastung bei einem Soldaten sieht, sendet er ihn in eines der zwei sogenannten Erholungszentren an der Grenze zu Gaza. Dort können sich Soldaten für einige Stunden oder wenige Tage ausruhen und von Spezialisten betreuen lassen, bevor sie zurück in den Kampf ziehen. Schnell wieder in Funktion zu gehen soll verhindern, dass die Symptome chronisch werden. Reicht eine Behandlung in einem der grenznahen Zentren nicht aus, stehen drei größere Rehabilitationszentren bereit. Dort kümmern sich Traumaspezialisten ambulant um die Soldaten. Wenn das nicht reicht, gibt es eine Einrichtung, in der Verletzte stationär behandelt werden.

»Der Krieg wird nicht mehr nur als Schlacht betrachtet, sondern als Ereignis, das etwas mit der Psyche macht«, sagt Hadad.

Die Reservisten, die in Gadera durch den Raum gehen, sehen müde aus. Die meisten



Kursteilnehmer bei Entspannungsübung



Symbolische Darstellung vom Einsatz in Gaza

Fotos: Ofir Berman / DER SPIEGEL

haben krumme Rücken, kleine Bäuche. Einige sind vom Bürostuhl in den Krieg gesprungen. »Ihr habt Ja zu diesem Krieg gesagt, jetzt seid ihr nicht mehr die Menschen, die ihr wart«, sagt ein Arzt nach dem Aufwärmspiel. »Ihr habt extreme Anspannung in euch.« Die Soldaten sollen in den folgenden Stunden tun, was ihr Körper ihnen signalisiert. »Vielleicht schläft ihr ein und wacht mit Fieber wieder auf. Das ist okay.«

36 Stunden lang soll es um den Übergang zwischen Krieg und zivilem Leben gehen. Wie ist er zu bewältigen?

Die israelischen Ärzte und Psychologen, die das Seminar organisieren, stehen dem andauernden Krieg kritisch gegenüber. Doch darüber werden sie mit den Teilnehmern nicht sprechen. Elad Hadad sagt, er mache Friedensarbeit. »Wir wollen verhindern, dass die Spaltung der Gesellschaft noch tiefer wird.« Die Männer sollen lernen, ihre Stresssymptome zu erkennen und sich selbst zu beruhigen. Dann richteten sie in der israelischen Gesellschaft weniger Schaden an.

Im Saal geht es um die Regulation des Nervensystems. Psychologe Hadad erzählt die fiktive Geschichte eines Soldaten, der in verschiedenen Situationen seines Alltags aus der Fassung gerät. Einmal durch ein nahendes Polizeiauto, dann durch seinen Vater, zu dem er ein schlechtes Verhältnis hat. Mal reagiert er aggressiv, mal steht er neben sich. »Ein gesundes System weiß, wie es durch diese verschiedenen Stadien navigieren kann«, sagt der Psychologe. »Ihr habt gerade mehrere Monate lang gekämpft, euer System spürt nur noch Gefahr.« Statt in einem grünen, entspannten Zustand, so der Psychologe, seien die Soldaten nach den Einsätzen auf Gelb

oder Rot. Was sie hier lernen sollen: sich eigenständig zurück auf Grün zu bewegen.

Eran Gilead, 43, der Chirurg, schaut bedrückt. »Ich reagiere automatisch mit Wut, wenn etwas nicht gut läuft«, erzählt er. »Ich brülle meine Kinder an.« Bei der Fahrt hierher habe ihn ein Autofahrer geschnitten. Er sagt, er hätte ihn am liebsten umgebracht. Der Therapeut fordert ihn auf, sich auf einen roten Kreis in die Saalmitte zu stellen. Er fordert Gilead auf, seine geballten Fäuste zu spüren. Der Soldat soll verstehen, was der Stress körperlich mit ihm macht. Und: dass diese Reaktion automatisch geschieht.

Jetzt melden sich andere Reservisten. Einer erzählt von einem Streit mit seiner Frau, die ihm sagte: Ich liebe dich – und ihm dann vorwarf, er habe abwesend gewirkt. Ein anderer wollte sich nach seinem Einsatz wieder in die Kindererziehung einbringen, was seine Frau nicht in Ordnung fand. Ein dritter Mann kann keine entspannten Telefonate mehr mit seiner Mutter führen. Ein vierter berichtet, dass er lieber in Gaza als bei der Familie sei – »dort ist es wenigstens still«.

»Kriegszitterer« nannte man in Deutschland die Männer, die im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten. Jene, die aufgrund ihrer erkrankten Psyche im Zweiten Weltkrieg kampfunfähig wurden, drohte sogar das Konzentrationslager. Erst Vietnam änderte den Blick auf Kriegstraumata. Seit den Achtzigerjahren ist die posttraumatische Belastungsstörung ein anerkanntes medizinisches Leiden. Heute hat auch die Bundeswehr eine »Trauma-Hotline«.

Israel ist auf dem Feld der Psychologie sehr stark. Zugleich gilt die Wehrpflicht – Frauen werden für zwei Jahre, Männer für zwei Jah-

re und acht Monate verpflichtet. Das Militär kann knapp eine halbe Million Menschen einziehen, die in der Regel im zivilen Leben stehen, keine trainierten Kämpfer sind. Dass auch sie mentale Unterstützung bekommen, liegt nah.

Die Reservisten sollten spüren, wenn der Stress hochsteige, sagt der Psychologe in Gadera. Danach bringt er den Männern gängige sogenannte Regulationsübungen bei – Atemfolgen oder Abklopfen der Gliedmaßen zur Entspannung. Gegen Mittag kommt eine Therapeutin, die Eisbaden anbietet. Zwei Zuber stehen im Hof. Einer nach dem anderen steigt in das eisige Wasser. Einige atmen heftig, andere beißen die Zähne zusammen. Wenige lassen Schmerzlaute raus. Die Lektion hier: Ihr könnt üben, wie ihr auf Stress reagiert.

Mit geröteter Haut sitzt Eran Gilead im Hof. Druck ist er gewohnt. »Ich habe vier Kinder, ich stehe im OP-Saal«, sagt er. Dass er als Vater in einen Krieg ziehe, sei nicht selbstverständlich. Politisch komme er von links, habe immer an eine Zweistaatenlösung geglaubt. Doch die Realität des 7. Oktober, die er im Kibbuz Kfar Azar gesehen habe, habe alles verändert.

Gilead ging als Chirurg in einer Spezialeinheit nach Gaza, seine Aufgabe ist es, verletzte israelische Soldaten zu versorgen. Am Anfang sei er von seinem Einsatz überzeugt gewesen. Inzwischen führe er einen »schrecklichen inneren Dialog«. Die von Netanyahu definierten Kriegsziele hält er für unrealistisch. »Es ist schwierig, für ein unklares Ziel mein Leben zu riskieren.« Gilead wünscht sich, dass der Krieg endet. Hinschmeißen werde er nicht, solange nicht alle Geiseln befreit seien. Von den 116 Geiseln, die sich nach



Soldaten bei Gruppentherapie

offiziellen israelischen Angaben noch in der Gewalt der Hamas befinden, sollen 41 bereits tot sein. Die anderen im Stich zu lassen empfände Gilead als »Verrat«.

Viele Reservisten, die bei dem Workshop sind, kämpfen nicht aktiv mit der Waffe, sondern haben organisatorische Aufgaben. Wenn nichts zu tun ist, sitzen sie ihre Zeit ab. Einer erzählt, dass er während seines Einsatzes in Gaza für eine Unipröfung lerne. Ein anderer sagt, er habe eine wissenschaftliche Arbeit fertig geschrieben. Ein Dritter zeigt auf seinem Handy Fotos aus Gaza: Man sieht ihn mit Kameraden vor einem in die Luft gesprengten Luxushotel. Bei einer Chanukkafeier in einem verlassenen Haus in Chan Junis. Einen Sonnenuntergang über Trümmern. 40 Tage sei er dort stationiert gewesen, er habe mit anderen ein Viertel überwacht.

Einige Erzählungen aus dem Krieg irritieren. Er zeigt noch mehr Fotos: Man sieht ihn in voller Kampfmontur in einem Wohnhaus in Gaza, er liegt auf einer Matratze, auf der vor Kurzem Palästinenser geschlafen haben. Der Mann sagt, dass er sich in Gaza am wohlsten fühle, wenn er sich in einem der verlassenen Häuser ein »Nest einrichte«. Inzwischen wisse er innerhalb weniger Sekunden, wo die Küche sei, und fange an zu kochen. Er habe viel »Siedler von Catan« gespielt und die Serie »Das Damengambit« geschaut. Manchmal lasse er zurückgebliebene Parfüms aus den Schränken mitgehen.

Kontakt mit palästinensischen Zivilisten habe der Reservist nicht gehabt. »Man sieht sie vorbeiziehen, von A nach B.« Und, dass es »oft nicht möglich sei, zwischen einem Terroristen und einem Zivilisten zu unterscheiden.« Auch ihm sei am wichtigsten, die israelischen Geiseln rauszuholen. »Der Tag danach interessiert mich nicht.«

Ein anderer, der danebensteht, hält es für falsch, eine Frage nach dem Hunger in Gaza zu stellen. »Muss ich mich um die Ernährung meiner Feinde kümmern?«

Zwei Männer rauchen draußen, während die anderen bei einem sogenannten Soundbad sind, bei dem die Teilnehmer den Klang eines Gongs auf sich wirken lassen. Das ganze Reflektieren, das Aufarbeiten, die Meditation, das alles ist den beiden zu viel. Der eine ist 28 und habe vor dem Krieg als Ingenieur gearbeitet, in Gaza sei er Fahrer. Er fahre nachts ohne Licht, unter Feuer, um Material oder Verletzte zu transportieren, erzählt er. »Ein sechsjähriges Kind, das seine Familie verloren hat, wird sich zum Terroristen entwickeln. Wir vernichten, vernichten und vernichten sie. Aber wir werden sie alle wiedersehen.«

Sein Freund nickt. Nach seinem letzten Einsatz habe er Ängste entwickelt. Seine Arbeit in einer Firma fühle sich bedeutungslos an, seine Gefühle für seine Freundin veränderten sich. Zu Beginn des Kriegs sei es wie ein Rausch gewesen. »Als wir mit Uniform durch Tel Aviv gelaufen sind, haben die Leute Süßigkeiten auf uns geworfen.« Doch das sei vorbei. Netanyahu habe alle getäuscht. »Sein Kriegsziel, die Hamas zu vernichten, geht nicht auf.«

»Von zu Hause in den Krieg und zurück« heißt die Übung, mit der der zweite Tag beginnt. Mit Gegenständen sollen die Soldaten symbolisch jene Orte aufbauen, zwischen denen sie pendeln. Da ist das Zuhause auf der einen Seite des Raums – mit Büchern, Kissen, Kuscheltieren. Und Gaza auf der anderen – mit einem Sturmgewehr, einer Schutzweste. »Was verbindet ihr mit den Orten?«, fragt der Psychologe. »Ruhe«, »Spiel«, »Erholung«, sagen die Männer. »Und Gaza?« »Aufopferung«, »Männlichkeit«, »Gemeinschaft«.

Die Reservisten sollen vom Zuhause in die Kriegszone gehen. Vor dem symbolischen Gaza bleiben die Männer stehen. »Ich denke, dies ist der Moment, um einmal über die Menschen zu sprechen, die wir getötet haben«, sagt einer. Stille. »Wir können die Familien, die wir zerstört haben, nicht zählen«, fährt

er fort. Niemand spricht. Schließlich schaltet sich der Kommandeur der Einheit ein: »Wir sind abgespalten von den Dingen, die wir getan haben.« Nach zwei Minuten ist die Nachdenklichkeit vorbei. Niemand scheint bereit oder in der Lage zu sein, über das Leid der anderen zu sprechen.

Unter einem Orangenbaum sitzt später Adam, der die Toten von Gaza angesprochen hat. Ein 35-Jähriger aus Jerusalem, der in einer Familie von Psychologen aufgewachsen ist. »Der menschliche Geist ist wunderbar, da er sich von allem abspalten kann«, sagt Adam, der dieses Pseudonym für sich gewählt hat, weil er seinen echten Namen nicht veröffentlichen will. Niemals habe er sich vorstellen können, unter einem Premier Netanyahu in den Krieg zu ziehen. Sein Bruder habe wegen Wehrdienstverweigerung in Haft gesessen. Im Oktober habe er das Gefühl gehabt, dass es um alles gehe. »Die Juden standen auf, um sich zu verteidigen«, sagt er. »Je mehr Zeit vergeht, desto mehr Dinge tue ich, die ich nicht für möglich gehalten hätte.«

Adam erzählt von einem Greis, der angeblich für die Hamas auf einem Späherposten gesessen habe. Er sei Zeuge gewesen, wie israelische Spezialkräfte ihn verhört hätten. Der Mann sei alt und hilflos gewesen, die Soldaten hätten ihm beim Verhör die Augen verbunden. Es sei schrecklich gewesen. Im Hinblick aufs große Ganze aber richtig, da der Mann eine Gefahr gewesen sei.

In Gaza koordiniert Adam Informationen, empfängt, sammelt und gewichtet sie, gibt sie weiter. Ein israelischer Mann habe kaum eine Wahl, als sich dem Krieg anzuschließen, wenn er einen Platz in der Gesellschaft haben wolle. »Niemand kann mir vorwerfen, dass ich ein linker Schmarotzer bin, der sich drückt.«

Als er kürzlich in Gaza in den Himmel blickte, glaubte er, einen riesigen, scheinbar tanzenden Schwarm Vögel zu sehen. »Surreal in seiner Schönheit.« Doch dann realisierte Adam, dass es Flyer waren. Die israelische Armee warnte Zivilisten vor dem nächsten Bombardement.

Nach einem Einsatz hatte Adam eine Therapiesitzung bei seinem Vater. Er sei währenddessen sehr aggressiv gewesen, weil die ganze Familie ihn so behandelt habe, als wäre er traumatisiert. Anders als in den vergangenen Kriegen sei die israelische Gesellschaft inzwischen hypersensibel bei diesem Thema.

Nun gehe es nicht mehr darum, schreckliche Dinge wegzupacken, um weiterzuleben. Sondern der Appell laute: »Heile dich, und zwar schnell.« Wer nicht funktioniere, verliere seinen Platz in Israel.

Adam sagt, er sei in einem Dilemma gefangen. Nach dem 7. Oktober sei es stimmig für ihn gewesen, in den Kampf zu ziehen. »Inzwischen weiß ich nicht mehr, was ich da tue.« Er sei kein Zionist, keiner, der gegen die Idee eines palästinensischen Staates kämpfe. »Ich fange langsam an zu verstehen, dass ich Teil einer riesigen Tötungsmaschine bin.« Noch zögert er auszusteigen. ■



Reservist, Therapeut bei Eisbad

OTIR BERTMAN / DER SPIEGEL

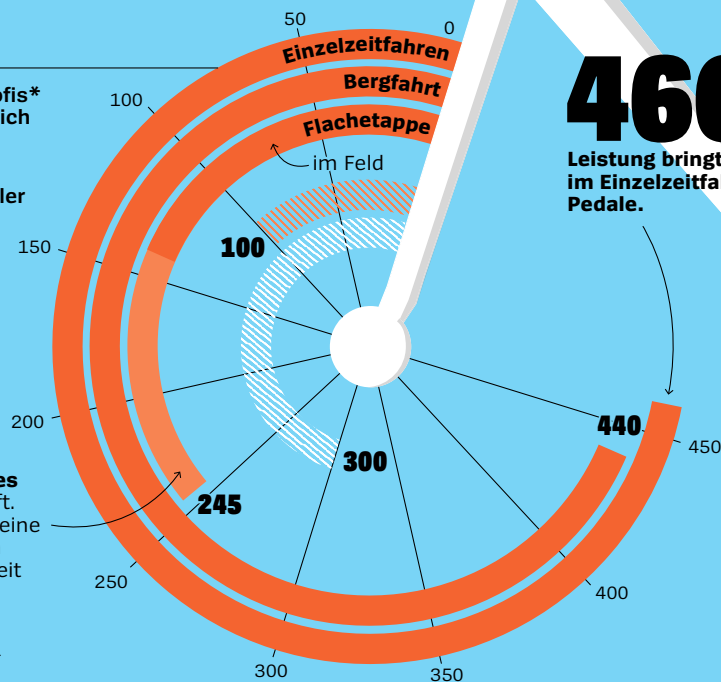
Volle Beinkraft

Wattleistungen von Radsportprofis* bei der Tour de France im Vergleich

- Etappenprofile im Radsport
- gesunder, untrainierter Radler
- Ochse bei der Landarbeit

An der **Spitze des Feldes** benötigt man mehr Kraft. Die Fahrer dort bringen eine höhere Leistung, lassen sich aber nach kurzer Zeit wieder zurückfallen.

* 1,80 Meter groß und 70 Kilogramm schwer
S • Grafik



460 Watt
Leistung bringt ein Radprofi im Einzelzeitfahren in die Pedale.

Am Sonntag in einer Woche endet die 111. Tour de France. Sie startete in diesem Jahr erstmals im italienischen Florenz; wegen der Vorbereitungen auf die Olympischen Sommerspiele in Paris wird sie zum ersten Mal seit 1905 auch nicht mit einer Triumphfahrt in der französischen Hauptstadt enden, sondern in Nizza an der Côte d'Azur. In einem kraftraubenden Einzelzeitfahren müssen die Fahrer auf der 34 Kilometer langen Etappe zeitweise mehr leisten als ein Ochse vor einem Ackerpflug.

HALL OF FAME

Andy Macdonald, Skateboarder

Wenn Andy Macdonald am 31. Juli im Zug nach Paris sitzt, wird er auf dem Weg zu seinen ersten Olympischen Spielen sein – und Geburtstag feiern. Er wird an jenem Tag 51; älter als der US-Amerikaner mit britischem Pass war bislang kein Skateboarder bei Olympia. All seine Kollegen im Team Großbritannien sind Teenager, jünger als die ältesten seiner eigenen drei Kinder. Er sagt: »Skaten mit diesen Kids ist mein Jungbrunnen.«

Mit der Teilnahme an Olympia hatte Macdonald gar nicht gerechnet. Bei der Qualifikationsrunde in Budapest im Juni stürzte er zweimal, trium-

phierte erst knapp im letzten Versuch. »Es muss eine Kombination aus Glück und der richtigen Planetenkonstellation sein«, sagte er hinterher.

Macdonald ist eine Legende seines Sports. Er gewann achtmal Gold bei den berühmten X Games, erfand Tricks, die jugendliche Skater bis heute aufzuführen. Jüngst zeigte er sein Können an der Seite von Tony Hawk, dem berühmtesten Skater der Welt, der auch schon 56 ist. Zusammen begeisterten die beiden in einer Arena Tausende Zuschauer.

In Paris, im Herzen der Stadt, wird Macdonald in einem Skatpool versuchen,

besser zu sein als Jungs, die fast seine Enkel sein könnten. »Als ich mit zwölf mit dem Skaten anfang, war das ein normales Einstiegsalter. Heute fangen die Kids mit fünf oder sechs an.«

Den Olympiamachern, die sich als Vertreter der Weltjugend sehen, kommt der Trend entgegen. Sie wollen ein junges Publikum anlocken. Macdonalds Teilnahme steht ein wenig quer zur Verjüngungsstrategie des Internationalen Olympischen Komitees.



Skateboarden umweht ein Hauch von Anarchie und Risiko. Macdonald liebt das Risiko, Anarchist war er nie. Er rauchte nicht, er trank nicht. 1999 skatete er durchs Weiße Haus, hielt auf Einladung des damaligen US-Präsidenten Bill Clinton eine Rede gegen Drogen.

Die Skaterszene verspottete ihn als Streber, der nur trainierte. Es kümmerte ihn nicht. Ebenso wenig kümmerte ihn, dass man ihn einen Verräter nannte, weil er sich von einer Getränkemarkte sponsern ließ.

Macdonald sagt, bis auf seine grauen Haare unterscheidet ihn wenig von den Kids, mit denen er skatet. »Ich spreche ihre Sprache, trage ihre Klamotten.« Nur in einem Punkt merke er, dass er viel älter ist: »Sie fallen hin und stehen wieder auf. Ich falle hin und bin eine Woche außer Gefecht.« MAF



Deutschland gewinnt 1:1

FUSSBALL-EM Die Europameisterschaft war kein Märchen wie 2006, aber immerhin ein Fest. Unterwegs in einem Land, das dringend eine Auszeit brauchte, auch von sich selbst. *Von Marc Hujer*

Grünwald bei München, Lang's Cafésérie, vor dem dritten Gruppenspiel

Oliver Kahn steht vor Lang's Cafésérie in Grünwald, seinem Stammlokal, in dem er eigentlich frühstücken wollte, bevor er nach Frankfurt aufbricht zum dritten Gruppenspiel der deutschen Nationalmannschaft gegen die Schweiz. Es ist Sonntag, zehn Uhr. Das Café ist geschlossen, es öffnet erst um elf.

Kahn hat zuletzt immer wieder Klagen gehört, dass Arbeitskräfte fehlen, auch im Café Lang. Sie fänden niemanden mehr, der die Eismaschine bedienen könne. Es bestätigte einmal mehr das gegenwärtige Deutschlandbild von einem überforderten Land, in dem vieles nicht mehr wie gewohnt funktioniert. Das Gesundheitssystem überlastet, das Bildungssystem überfordert, die Bahn unpünktlich, das sowieso. Was soll man da machen?

»Fahr'n mer«, sagt Oliver Kahn.

Er hat noch einiges vor, bevor es ins Stadion geht. In Heilbronn muss er einen alten Freund abholen, den er zum Spiel mitnehmen will, danach hat er noch einen Termin beim DFB, ein Ehemaligentreffen der Europameistermannschaft von 1996, was ihn an seine Zeit erinnert, als er Ersatztorhüter war, ein junger Mann, der sich beweisen musste, ebenso wie zehn Jahre später bei der WM 2006 in Deutschland, als ihn Jürgen Klinsmann nach acht Jahren als Nummer eins im deutschen Tor zum Ersatztorwart degradiert hatte. Ein bisschen ähnelte er damals seinem Land, das ebenfalls mit sich kämpfte und 2006 unbedingt beweisen wollte, wie brasilianisch es feiern und Fußball spielen kann.

Kahns Erfahrung von 2006 gehört zu den wichtigsten seiner Karriere. Wie er anfangs mit seiner Rolle kämpfte, wie er dann aber vor dem Elfmeterschießen im Viertelfinale

den er gerade Probe fährt, mit dem er aber nur bedingt zufrieden ist, weil er ein bisschen langsam ist, behäbig, unsportlich, schwer. »Ein bisschen wie ein Bus«, sagt er. Aber dafür sei er »superbequem«. Altersgerecht.

Kahn stellt den Radiosender ein, Bayern 3. Für einen wie ihn, der sich früher mit Songs von Van Halen »hochgepusht« hat, ist das Entspannungsmusik. Dann fährt er los. Einmal durch Deutschland, in Zeiten der EM.

Wie fühlt sich das an? Und was hat sich verändert? Wenn das Sommermärchen 2006 eine Zäsur in der deutschen Geschichte war: Was ist dann die EM 2024?



Duisburg, Krisenzentrum der Bahn

In Duisburg, am Ende eines langen Gangs in der Betriebszentrale der DB InfraGO, einer Tochter der Deutschen Bahn, befindet sich das Lagezentrum für Nordrhein-Westfalen, erste Etage, Zimmer E 1.27.

Ein Raum, neun mal fünf Meter, ein langer Konferenztisch in U-Form, eine Wand aus Monitoren, auf denen man die Positionen aller Züge im Schienennetz von Nordrhein-Westfalen sehen kann. Hier trifft sich normalerweise der Krisenstab, wenn es kritische Wetterlagen gibt, Sturmtiefs, Eishagel, Hochwasser und andere Katastrophen, die den Bahnverkehr einschränken können.

Es ist ein Raum, der nur im Ausnahmezustand genutzt wird. Seit Mitte Juni, seit dem Beginn der Fußball-Europameisterschaft, kommt hier regelmäßig der EM-Stab zusammen, ein eigens gegründetes Expertengremium, das hier ab vier Stunden vor bis vier Stunden nach jedem EM-Spiel sitzt. »Wir haben gesagt, lass uns das so aufsetzen, dass wir mit der Stabsorganisation die Regelorganisation bestmöglich unterstützen«, sagt Dirk Staymann, der in Duisburg die Abteilung Netzdistribution leitet und Chef des EM-Stabes ist.

Staymann hat in der Küche Kaffee geholt. Auf den Monitoren sieht man Kurven, Linien und Zahlen, ein wenig wie auf den Bildschirmen, die in den Arbeitsnischen von Brokern auf dem Börsenparkett stehen. Nur dass es hier nicht um Kurse von Aktien geht, sondern um Verspätungen von Zügen, um die Mangelverwaltung der Deutschen Bahn.

Das Schienennetz Nordrhein-Westfalens ist, verkehrstechnisch gesehen, das Epizen-

trum dieser EM. Mit Gelsenkirchen, Dortmund, Köln und Düsseldorf liegen vier der zehn Austragungsorte in NRW. 14 der 36 Vorrundenspiele wurden hier ausgetragen, dazu vier Achtelfinals, ein Viertelfinale, ein Halbfinale. Kein anderes Bundesland war so oft Gastgeber wie NRW, keine der anderen sechs Betriebszentralen in Deutschland musste so viel EM-Verkehr steuern wie Duisburg.

Staymann nennt die Zahlen, die seinen Zuständigkeitsbereich beschreiben, den gesamten Zugverkehr Nordrhein-Westfalens: 4500 Streckenkilometer, rund 8000 Zugfahrten täglich, davon etwa 6000 »Nahverkehrsprodukte«, Regionalbahnen, S-Bahnen. Jede Fahrt müsse täglich rund um die Uhr »infrastrukturseitig« überwacht und gesteuert werden. »Das machen wir 24/7«, sagt Staymann, »365 Tage, im Dreischichtbetrieb.« Schon in normalen Zeiten ist das eine Herausforderung. »Auf unserem Hauptkorridor zwischen Köln und Dortmund«, sagt Staymann, »haben wir eine Auslastung von durchschnittlich 140 Prozent.« Eine permanente Überlastung, die von der Bundesnetzagentur vorgegeben ist und mit der die Zentrale in Duisburg klarkommen muss. Klar, dass sie die »Topqualität«, Staymann nennt es »den Fahrplan immer sauber abfahren«, nicht immer garantieren können.

Während der EM werden Zusatzzüge eingesetzt. »Alles, was rollen kann, ist auch wirklich gerollt«, sagt Staymann. Das hilft den Fans, es macht das System aber auch fehleranfälliger als ohnehin. Schon kleine Verspätungen können große Verspätungen nach sich ziehen, sogenannte Sekundärverspätungen, die sich wie Staus auf der Autobahn exponentiell aufbauen können. Ein Fan, der einem Kumpel die Tür aufhalten will und damit die Abfahrt verzögert. Ein Lokführer, der sich krankmeldet und ersetzt werden muss. Ein Notarzteeinsatz am Gleis. Türstörungen, Signalstörungen, Stellwerkstörungen. »Es gibt einen ganzen Blumenstrauß an Ursachen von Verspätungen«, sagt Staymann.

In Dortmund, vor dem Gruppenspiel Türkei gegen Portugal, musste die Eingangshalle des Bahnhofs evakuiert werden, wegen eines herrenlosen Gepäckstücks, das ein Fan im Regal eines Drogeriemarkts deponiert hatte. Später stellte sich heraus, dass der Besitzer kein freies Schließfach gefunden hatte und den Rucksack hatte loswerden wollen, um ihn nach dem Spiel wieder abzuholen. Eigentlich eine Lappalie. »Aber wir sind da locker auf

Deutschlandfans vor dem Viertelfinalspiel

gegen Spanien in Stuttgart

der deutschen Mannschaft gegen Argentinien auf Jens Lehmann zugeht und dem Mann, der ihn aus dem Tor verdrängt hatte, die Hand reichte. Wie er danach gefeiert wurde und begriff, dass man auch gewinnen kann, wenn man nicht die Nummer eins ist und nicht um jeden Preis der Beste sein will, vielleicht auch gerade dann.

Kahn setzt sich in sein Auto, das er vor dem Café geparkt hat, einen Geländewagen,

1000 Verspätungsminuten gekommen«, sagt Staymann.

Er ist seit 24 Jahren bei der Deutschen Bahn, auch bei der Heim-WM 2006 war er dabei. Seither habe allein der bundesweite Fernverkehr um 50 Prozent zugenommen, sagt Staymann. Und die Infrastruktur, die Schienen, Stellwerke und Weichen waren in viel besserem Zustand als heute. Die Bahn ist störanfälliger geworden. Was soll man da machen?

Autobahn, kurz hinter München

»Um was geht es heute eigentlich?«, fragt Oliver Kahn in seinem Geländewagen.

Für Deutschland geht es an diesem Sonntag gegen die Schweiz um den Gruppensieg. Das Achtelfinale, das Minimalziel, ist erreicht, der Druck ist nicht mehr so groß wie noch zu Beginn des Turniers. Zu viel Druck, das weiß Oliver Kahn, kann schädlich sein.

Er erinnert sich noch an 2002, an die Schlagzeile vom »kicker« vor dem WM-Halbfinale gegen Südkorea, nachdem er im Viertelfinale gegen die USA überragend gehalten hatte: »Kann ein Mann Weltmeister werden?«

»Irgendwann wird's dann too much«, sagt Kahn. »Die enorme Positivität kann auch umschlagen, wenn es nicht gelingt, der enormen Erwartungshaltung mit der nötigen Gelassenheit gegenüberzutreten.« Im Finale gegen Brasilien griff Kahn daneben, ein Fehler, der Deutschland den WM-Titel kostete. Er wollte sich noch einmal beweisen, 2006 bei der nächsten WM. Aber durfte dann nicht.

Dabei ging es damals um so viel, nicht nur für ihn, sondern das ganze Land. Um Selbstfindung, Selbstbestätigung. Und um die Frage: Was ist eigentlich deutsch?

Deutschland wollte die alten Klischees hinter sich lassen, jenes Deutschsein, das sich in Fleiß, Pünktlichkeit und Siegen im Elfmeterschießen erschöpfte. Das Land suchte nach Zeichen dafür, was das neue Deutschland sein könnte.

Fahnen wurden aufgehängt, Seitenspiegeln übergezogen, schwarz-rot-goldene Trikots gekauft. »Schwarz rot geil!«, titelte die »Bild«, und die Nation erfreute sich an der herrlich halbstarken Sprache von Jürgen Klinsmann, der seine Mannschaft in der Kabine mit einem »affengeil« nach einem Sieg empfing und mit der Mannschaft nach Berlin zog, mitten hinein in den größten Rummel.

Kahn sagt, er könne gut ohne Rummel auskommen, nicht zuletzt ohne die aufgeregten Reporter, die jedes beliebige Tor als Tor der Tore abfeiern. Auf YouTube hat er sich vor Kurzem alte Fernsehkommentare aus den Achtzigerjahren angeschaut, von Eberhard Figgemeier und anderen. »Du schläfst direkt weg«, sagt Oliver Kahn: »Wahnsinn!« Aber warum nicht? Spricht der Fußball für sich?

»Ich habe immer gern in einem Hotel gewohnt, irgendwo abgeschieden, wo ich das Gefühl von Ruhe spürte«, sagt Oliver Kahn. Er sei da ganz anders als Jürgen Klinsmann, der gesagt habe, »ich geh nur in Hotels, die



mitten in der Stadt sind. Ich möchte auch mal aus dem Hotel raus und einen Cappuccino trinken.« Klinsmann war einer, der Maximalziele vorgab, für den es damals entscheidend war, dass sich sein Land selbst übertrifft.

Die EM 2024 dagegen kommt ohne ehrgeizige Vorgaben aus, ohne ehrgeizige Symbolik, nur das Minimalziel Achtelfinale galt als gesetzt. Nachhaltig will sie sein, freundlich, bescheiden, ein wenig wie Philipp Lahm, der Turnierrichter, der sich ins Vorabendprogramm geschlichen hat, wo er gefühlt vor jedem Spiel mit dem orangefarbenen ZDF-Mikrofon steht und einfach nur da ist, um mit allem zufrieden zu sein. Zufrieden mit dieser EM, zufrieden mit den Deutschen. Und meistens sogar zufrieden mit der Deutschen Bahn.

Herzogenaurach, Adidas-Zentrale

Es ist der Donnerstag vor dem Spiel der deutschen Nationalmannschaft gegen Dänemark, das Achtelfinale in Dortmund. Außer an Spieltagen lädt der Deutsche Fußball-Bund hier zu einer täglichen Pressekonferenz ein, zu der immer jemand anderes erscheint, mal Bundestrainer Julian Nagelsmann, mal Sportdirektor Rudi Völler, mal einer aus der Mannschaft. An diesem Tag ist es der Abwehrspieler Nico Schlotterbeck, der vom DFB angekündigt ist, der sich auf Pressekonferenzen so trocken, so unaufgeregt anhört wie früher Eberhard Figgemeier in seinen Reportagen.

Es klingt dann so:

Frage: Warum bist du heute hier?

Schlotterbeck: Ich wurde dazu gezwungen.

Frage: Was ist das Ziel gegen Dänemark?

Schlotterbeck: Ein Tor mehr zu schießen, dann hast du gewonnen.

Zwei Stunden vor der Pressekonferenz mit Schlotterbeck betritt Björn Gulden einen

für Deutschland gewesen, selbst in Spielen gegen Italien.

Aber natürlich sind die Deutschen für ihn auch ein großes Geschäft.

Vor allem die Deutschlandtrikots hätten sich blendend verkauft, mindestens so gut wie 2006. Die Nachfrage sei direkt nach dem Eröffnungsspiel »explodiert«, was schon deshalb bemerkenswert sei, weil die Nachfrage nach Nationaltrikots seit 2006 weltweit zurückgehe und die Leute sich lieber Trikots ihrer Heimatvereine kauften, die sie das ganze Jahr lang tragen könnten. Aber noch ein eher ungewöhnlicher Trend: Das Auswärtstrikot, bei dem der DFB, anders als 2006, ganz auf die Nationalfarben verzichtet und sich stattdessen für Pink entschieden hat, war in diesem Jahr beliebt wie nie.

Inoffiziell heißt es, Heim- und Auswärtstrikot würden sich normalerweise im Verhältnis 80 zu 20 verkaufen, in dieser Saison sei das Verhältnis 50:50 gewesen. »Das Trikot war sehr mutig«, sagt Gulden. »Dass ein Nationalspieler, der als Kraftpaket gesehen wird, als Maschine, in einem pinken Trikot herumläuft, ist ja schon mutig. Aber dass sich ausgerechnet Deutschland dazu entscheidet, scheint erst einmal nicht zur deutschen Mentalität zu passen. Aber die Deutschen sind ein sehr freundliches erlebnishungriges Volk. Das siehst du beim Karneval oder auf dem Oktoberfest.«

Gulden wendet sich seinem Pressesprecher zu. »Wer ist heute bei der Pressekonferenz?«

»Schlotterbeck«, sagt der Sprecher.

Autobahn, kurz vor Heilbronn

»Ich bin immer für Deutschland«, sagt Kahn in seinem Geländewagen, das Spanien-Spiel ist noch zwei Wochen entfernt, die Stimmung im Land wird von Tag zu Tag besser. »Aber

Spätestens seit dem Sommermärchen 2006 liegen in Deutschland Tierorakel im Trend, die vor allem die Spiele der deutschen Mannschaft voraussagen. 2006 war es das Stachelschwein Leon aus dem Chemnitzer Tierpark, 2010 der Krake Paul aus dem Oberhausener Aquarium. Beide mussten sich beim Fressen zwischen zwei Optionen entscheiden.

Mehr als 600 Tierarten gibt es im Leipziger Zoo, und im Prinzip eignen sie sich alle für ein Orakel, solange sie Hunger haben. Aber Tiere, die einfach nur Hunger haben, reichen heute nicht mehr. Als der Leipziger Zoo, dessen Direktor EM-Botschafter ist, über ein Tierorakel für die EM diskutierte, war sofort klar, dass es einerseits »edukativ« sein sollte, dass also auch Kinder und nicht fußballinteressierte Menschen etwas davon »mitnehmen« sollten, andererseits aber auch die Tiere nicht überfordert werden dürften.

»Wir haben uns am Ende für die kalifornischen Seelöwinnen entschieden, weil sie so verspielt und lernfähig sind und es für unsere Tiere zugleich eine starke Bereicherung ist, wenn sie mal was anderes machen können«, sagt Hurgitsch. Gleich mehrere Orakelübungen haben sie einstudiert: »Torschuss mit Flosse« oder »Anstupsen von Hochbällen« oder aber, die vielleicht liebste Übung, »Plastikball aus dem Wasser in einen von zwei Eimern am Beckenrand befördern«. Das Schöne ist, sagt Hurgitsch, dass sie zugleich ein aktuelles Thema berühre: »Die Plastikverschmutzung der Meere.«

Neckarsulm bei Heilbronn

Kurz nach Mittag kommt Oliver Kahn in Neckarsulm an, einer Nachbarstadt von Heilbronn, wo er seinen alten Freund abholen soll. Er ist drei Stunden ohne Pause gefahren, nicht einmal hat er angehalten. Er muss dringend auf die Toilette. Sehr dringend.

Er hält nach einer Tankstelle in der Nähe des vereinbarten Treffpunkts Ausschau. Nur ein paar Hundert Meter noch. Aber die Ampel vor ihm zeigt Rot. »Werd jetzt grün!«, ruft Oliver Kahn der Ampel zu.

Als er an der Tankstelle ankommt, ruft sein schwäbischer Kumpel an, der wissen will, wo Kahn bleibt. »Bischt du beim Autohaus?« Als er aussteigt, entdecken ihn zwei Fußballfans, die ein Selfie mit Kahn aufnehmen wollen. Kahn lächelt. Er macht alles mit. Dass es um Sekunden geht, merkt man ihm nicht an.

Schließlich, als er sich auf den Weg gemacht hat, den Toilettenschlüssel zu holen, wollen die Fans noch von ihm wissen, wie das Spiel heute Abend ausgehen werde. Deutschland gegen die Schweiz. Sein Tipp?

Oliver Kahn dreht sich noch einmal um. Es geht jetzt darum, wie man wieder eine Benchmark wird und gleichzeitig ein guter Gastgeber bleibt.

»Eins zu eins«, ruft er. »Das reicht dann für beide.«

Merchandising-Produkte, Ex-Torwart Kahn, Ordner, Fans in Stuttgart,

Orakel-Seelöwin Hilla im Leipziger Zoo, Fan vor Viertelfinale in Stuttgart

Konferenzraum in der Adidas-Zentrale. Gulden ist der CEO von Adidas, dem Trikotausstatter der deutschen Mannschaft. Seine Leute hatten die Aufgabe, für ein vages Gefühl ein Design zu finden, einen Stil. Ein Trikot zu entwerfen, das für dieses Deutschland steht.

Gulden erzählt, wie schön es sei, die Mannschaft auf dem Campus von Adidas zu Gast zu haben, sie hier täglich rumlaufen zu sehen, Thomas Müller, Manuel Neuer, Toni Kroos. Es gebe spezielle Trainingseinheiten, bei denen Adidas-Mitarbeiter exklusiv zuschauen durften, er selbst, sagt Gulden, sei jeden Tag bei der Mannschaft. »Bisschen Scherze machen, ab und zu beim Training zugucken. Ich glaube, sie fühlen sich sehr wohl bei uns.«

»Ich bin ein Deutschlandfan«, sagt Gulden, obwohl er ja Norweger ist. Und er versichert, dass das nichts damit zu tun habe, dass er als Chef von Adidas auch Geschäftspartner der deutschen Nationalmannschaft sei. Auch früher, als er noch CEO von Puma war und damit unter anderem auch Ausrüster der italienischen Nationalmannschaft, sei er

dieses Mal ist es schon sehr wichtig, wie Deutschland abschneidet. Wir brauchen wieder einen Erfolg der Nationalmannschaft, der dann auch auf die Bundesliga abstrahlen wird.«

Kahn war mal Fußballer, aber er denkt längst wie ein Manager. Deutschland, sagt er, müsse wieder eine »Benchmark« im Fußball werden. Und dafür sei auch die Nationalmannschaft wichtig. »Die Nationalmannschaft verkörpert den deutschen Fußball pur«, sagt Kahn.

Leipzig, Zoologischer Garten

Im Leipziger Zoo sind die kalifornischen Seelöwinnen in der Erlebniswelt »Feuerland« untergebracht, nicht weit vom Eingang entfernt. Sie heißen Hilla, Sissi, Lio und Alice und werden von der Tierpflegerin Bettina Hurgitsch betreut. Sie trainieren jeden Tag um halb elf, Ballspiele, Springspiele, Suchspiele, sie sind »super verspielt«, wie Hurgitsch sagt, sie würden sogar spielen, wenn sie keinen Hunger hätten, das sei »das Coole an denen«.

»Schön ist, dass jeder denkt, er würde es besser wissen«

KARRIEREN Bundesligaprofi Christoph Kramer, 33, ist bei der EM unter den vielen Fernsehexperten zum Star geworden. Er spricht über Vorbilder und seine Beziehung zu Per Mertesacker.

SPIEGEL: Herr Kramer, Sie haben mal erzählt, Sie würden an einem Roman sitzen. Wie geht es damit voran?

Kramer: Haha, ja, der Roman. Der ist tatsächlich fertig. Da stecken anderthalb Jahre mit viel Herzblut drin, und ich bin jetzt sehr glücklich, dass ich das gemacht habe. Es gibt noch kein Cover, es wird alles noch dauern. Aber das Schreiben ist abgeschlossen.

SPIEGEL: In dem Roman soll es nicht um Fußball gehen, sondern um die wirklich wichtigen Dinge: die Liebe zum Beispiel. Bietet der Fußball nicht genug Erzählstoff für einen Roman?

Kramer: Doch, aber es wäre ein anderes Buch geworden. Mit viel zu viel biografischen Zügen. Außerdem will ich, wenn ich schon ein Buch schreibe, nicht zwingend als Fußballer wahrgenommen werden, der da ein paar Anekdoten aus seinem Profilleben unterbringt. Ich wollte etwas Klassisches schreiben, das war immer ein kleiner Lebenstraum von mir. Ich hatte das Gefühl, mich auf eine andere Ebene begeben zu müssen als auf die des Fußballs.

SPIEGEL: Im Fernsehen erzählen Sie sehr populär über Fußball, bei der EM sind Sie zu einer Art Star unter den TV-Experten aufgestiegen. Wann haben Sie gemerkt, dass Sie das gut können: den Fußball erklären?

Kramer: Man kann vorher gar nicht wissen, ob man das gut kann. Ich habe es mir aber von Beginn an zugetraut, Dinge über den Fußball möglichst unterhaltsam rüberzubringen. 2018 hatte mich Jochen Breyer vom ZDF gefragt, nachdem ich mit ihm zusammen einen »Sportstudio«-Auftritt hatte, der ganz gut lief. Ich hatte den Eindruck, dass das für mich eine Riesenchance sein könnte. Dass das dann so gut ankommt, darüber freue ich mich natürlich sehr.

SPIEGEL: Bekamen Sie vorher Medientraining, oder hat das ZDF Sie ins kalte Wasser geworfen?

Kramer: Die Trainings wurden mir angeboten, aber ich wollte das nicht. Ich möchte auch im Vorhinein keine Fragen wissen. Wenn ich mir etwas zurechtlegen kann, tut mir das nicht gut. Ich bin kein guter Schauspieler. Ich möchte mich hinsetzen und auf das antworten, was ich gefragt werde. Ich will auch keinen, der mir sagt: Mach mal mehr

mit deinen Händen oder so einen Unsinn. Es gibt sicher bei mir noch einiges zu kritisieren, ich sage wahrscheinlich zu häufig Scheiße und geil, und ich rede auch gern in übertriebener Sprache. Aber ich mache das auch, weil ich möchte, dass der Punkt klar wird. Ich möchte, dass eine Meinung deutlich rüberkommt.

SPIEGEL: Was macht einen guten Fußballexperten im Fernsehen aus?

Kramer: Bei den großen Turnieren gibt es ja ein besonderes Fußballpublikum. Da schauen viele Leute zu, die sonst nie so intensiv Fußball gucken. Da geht es dann für mich nicht so krass um Fußballexpertise, sondern darum, ein paar Kernthemen rund um den Fußball unters Volk zu bringen. Und der Rest ist, wenn man ehrlich ist, eher Unterhaltungsfernsehen als reines Expertentum.

SPIEGEL: Besteht die Kunst darin, das komplizierte Spiel Fußball einfach zu erklären – oder zu vermitteln, dass das einfache Spiel Fußball viel komplexer ist, als viele denken?

Kramer: Immer wenn Fußball einfach aussieht, ist er gut. Schauen Sie sich Bayer Leverkusen in dieser Saison an oder den FC Barcelona in seiner goldenen Zeit. Deutschland bei dieser EM sah auch leicht aus. Wenn es gut ist, sieht es leicht aus und macht eine komplizierte Sportart einfacher. Was den Fußball hingegen so kompliziert macht, sind die vielen Faktoren, die auf ihn einwirken. Der Faktor Glück, das Momentum, der Zufall, das sind Dinge, die einen Rieseneinfluss haben. Das will niemand hören, das ist unpopulär, weil man immer glaubt, derjenige mit dem besseren Matchplan würde gewinnen.

SPIEGEL: Ist das nicht so?

Kramer: Ich sage Ihnen: Wenn man bei dieser EM ein Spiel zehnmal hintereinander spielen würde, mit denselben Mannschaften, derselben Tagesform, demselben Wetter, dann

»Immer wenn Fußball einfach aussieht, ist er gut.«

bekommt man vermutlich sieben- oder achtmal ein unterschiedliches Ergebnis. Aber: Fußball ist eine Sportart der Wahrscheinlichkeit. Es ist eine Sportart, in der man Prinzipien haben und denen man treu bleiben muss, das erhöht die Wahrscheinlichkeit des Sieges, und das macht gute Trainer aus.

SPIEGEL: Beim Fußball glaubt jeder, mitreden zu können. Wie machen Sie sich als Experte davon frei?

Kramer: Das ist doch gar nicht schlimm. Ich habe mit meinem Vater ein sehr präsent Beispiel, der auf der Couch sitzt und der vollsten Überzeugung ist, dass er es besser weiß. Das ist doch das Schöne am Fußball, dass jeder denkt, er würde es besser wissen. Das kann man den Leuten auch nicht nehmen. Weil die Sportart dann eben doch so einfach wirkt, dass jeder der Meinung ist: Dann bring doch einfach den Füllkrug, der köpft das Ding schon rein. Und dann macht der das tatsächlich.

SPIEGEL: Wenn jeder zuschaut und mitredet, dann wird auch so eine kleine Unterhaltung im ZDF-Studio zum Begriff »Spielermaterial« zwischen Jochen Breyer, Per Mertesacker und Ihnen zum Aufregerthema. Denken Sie nicht manchmal: Irre, wie sehr die Leute beschäftigt, was wir bereden?

Kramer: Generell ist es schade, in welcher Überschriften- und Klickgesellschaft wir mittlerweile leben. Alles, was auffällt, wird geschrieben, und es funktioniert. Wenn man nur einmal alle Überschriften nimmt, die bei diesem Turnier über mich getextet wurden, demnach müsste ich ein furchtbarer Charakter sein. Und dann liest man anschließend den dazugehörigen Text und denkt: Der ist doch gar nicht so schlimm, der Typ. Ein solcher Journalismus geht nur danach, was am meisten klickt. Wir sind dahin gekommen, dass wir alle fallen sehen wollen, das ist megaschade. Das sind zudem ja auch keine schönen Texte, nichts, wo man nach dem Lesen denkt: Der hat mich jetzt weitergebracht.

SPIEGEL: Aber das Fernsehen, dessen Teil Sie sind, trägt doch genauso zu dieser Entwicklung bei.

Kramer: Natürlich. Ich probiere in meiner Berichterstattung aber zumindest Folgendes: Ich finde es furchtbar einfach, Leute zu kritisieren. Das ist doch viel zu offensichtlich, nur zu sagen: Der hat schlecht gespielt. Das sieht jeder auf der Welt, das weiß der Spieler auch selbst. Ich versuche stattdessen zu erklären. Es ist doch viel interessanter zu erfahren, warum jemand in einer Situation so gut spielt oder so schlecht. Es geht doch nie ums Was, es geht ums Wie und ums Warum.

SPIEGEL: Hat diese Zurückhaltung, Spieler zu kritisieren, auch mit Ihrer Doppelrolle als Experte und aktiver Fußballer zu tun?

Kramer: Nein. Das hat mehr mit meinem Charakter zu tun. Ich würde mir sehr dumm vorkommen, als Sechser des Bundesligisten Borussia Mönchengladbach einen spanischen Nationalspieler zu kritisieren. Ich habe zwar keine echte Hemmschwelle zu sagen, der hat



Fußballerklärer Kramer

schlecht gespielt. Ich hoffe aber, dass ich erklären kann, warum er gerade nicht seine beste Leistung zeigt. Und das werde ich auch in 20 oder 30 Jahren noch so handhaben. Das hat nichts damit zu tun, ob ich aktiv bin, fünfmal Weltmeister wurde oder nie Fußball gespielt habe. Es steht mir nicht zu, jemanden bloßzustellen oder zu attackieren.

SPIEGEL: Nach dem deutschen Achtelfinale gegen Dänemark wurden Sie am Spielfeldrand von DFB-Fans mit Sprechchören gefeiert. War Ihnen das eher peinlich, oder sehen Sie es als Bestätigung Ihrer Arbeit?

Kramer: Eher peinlich. Aber es ist natürlich auch voll schön, man fühlt sich geehrt. Im Grunde hat es mich auch gefreut, weil die

Leute nicht vergessen, dass ich 2014 Weltmeister geworden bin. Ich selbst vergesse das manchmal.

SPIEGEL: Witze über den Weltmeister Kramer und das Vergessen können Sie vermutlich nicht mehr hören. Im WM-Endspiel mussten Sie mit einer Gehirnerschütterung ausgewechselt werden, teilweise konnten Sie sich nicht mehr ans Geschehen erinnern.

Kramer: Medial war das im Nachhinein ja eine gute Sache für mich. Weil man mich damit bis heute mit dem WM-Finale in Verbindung bringt. Und was gibt es Besseres? Aber als Geschichte selbst ist das Ding auserzählt. Ich schildere es zwar gern zum millionsten Mal, denke mir aber mitunter: Boah, das interessiert doch keinen mehr.

SPIEGEL: Wie wichtig ist für Sie, dass die Dreierkombination mit Ihnen, Per Mertesacker und Jochen Breyer funktioniert? Brauchen Sie für Ihre Auftritte eine Wohlfühlzone?

Kramer: Ja, ich fühle mich mit den beiden mega-mega-wohl. Jochen und Per sind mittlerweile Freunde von mir. Es fällt mir viel leichter, Freunde zu kritisieren als Fremde. Weil ich dann kein Problem habe, Per auch mal aufzuziehen oder mit einem Spruch zu bedenken, und ich mich nicht fragen muss: Wie reagiert der jetzt? Weil er ja schon manchmal unterkühlt wirkt. Aber dadurch, dass wir Freunde sind und auch privat sehr viel miteinander unternehmen, fällt mir das leicht. Stellen Sie sich das mal vor: Ich kann im Fernsehen so sein, wie ich mit Freunden bin. Das ist doch toll.

SPIEGEL: Sie treten in dieser Runde gerade im Vergleich zu Per Mertesacker sehr dominant auf. Sind Sie sich selbst manchmal zu vorlaut? Oder ist das Teil des Rollenspiels?

Kramer: Da ist zumindest nichts abgesprochen. Aber Sie haben recht: Wenn ich zwei Fragen hintereinander beantwortet habe, denke ich schon: Ups, jetzt rede ich zu viel. Aber ein wenig sind die Rollen natürlich auch gewachsen.

SPIEGEL: Vermutlich gab es bei einem Turnier noch nie so viele TV-Experten. Gibt es welche, bei denen Sie sich etwas abschauen?

Kramer: Nein, es bringt mir gar nichts, das würde ich als zu künstlich empfinden. Aber wen ich als Experten immer sehr gut fand, das waren Matthias Sammer, Mehmet Scholl und Jürgen Klopp.

SPIEGEL: Warum?

Kramer: Allen dreien konnte ich immer gut zuhören. Sammer ist sicher nicht derjenige, der Fußballunterhaltung betreibt. Aber er hat die ganz große Fähigkeit, ein Spiel zu analysieren. Scholl hat auch mal ein paar lockere Sprüche parat gehabt, aber ich hatte immer den Eindruck: Er hat einen Plan. Und Jürgen Klopp ist eben Jürgen Klopp. Bei ihm hat man immer schon gern hingehört. Bis heute.

SPIEGEL: Der TV-Experte Christoph Kramer: Ist das ein zeitlich begrenztes Projekt oder langfristig angelegt?

Kramer: Schwer zu sagen. Da war jetzt mein viertes Turnier, und ich habe immer noch Lust. Aber es ist jetzt nichts, was mein Leben ausfüllen würde. Das sind im Jahr so 30 Tage, mit Bundesliga oder Europacup maximal 50, das ist für mich kein großer Deal. Da stelle ich mich hin, ohne große Vorbereitung, und rede. Ich brauche im Leben immer Herausforderungen, etwas, das mich herausfordert. Und bis 2060 jetzt jedes Turnier als Experte zu begleiten gehört nicht unbedingt dazu.

SPIEGEL: Vorher müssen Sie ja auch noch Meister mit Borussia Mönchengladbach werden.

Kramer: Das allerdings wäre eine echte Challenge.

Interview: Peter Ahrens

Die Auserwählten

ESSAY Diese Fußball-EM war ein Turnier der Stars. Kylian Mbappé gewann sein größtes Spiel. Cristiano Ronaldo kämpfte seine Titanenschlacht gegen das Altern. Und mit Lamine Yamal gab die Zukunft des Fußballs ihre Visitenkarte ab. *Von Florian Haupt*

Haupt, 49, schreibt aus Barcelona über den internationalen Fußball. Seit Cristiano Ronaldos Turnierdebüt bei der Euro 2004 hat auch er jede WM und EM bereist.

Da saß er also, kurz nach Mitternacht, große, noch kindliche Augen, enges Teamshirt, nicht allzu viele Muskeln darunter: Fitnessstudio mag er nicht, soll man in seinem Alter ja sowieso nicht übertreiben. Lamine Yamal ist 16.

Er saß da also bei seinem ersten richtig großen Auftritt vor der Weltpresse. Im EM-Halbfinale zwischen Spanien und Frankreich hatte er ein traumhaftes Tor geschossen, später war er deswegen zum Mann des Spiels gewählt worden. Mann? Bursche. Jüngster Spieler der europäischen Turniergeschichte, jüngster Torschütze, jüngster Finalteilnehmer am Sonntagabend, einen Tag vorher wird er 17. Und vielleicht jüngster Titelgewinner.

Der erste Auftritt, eine Visitenkarte, ein Zauber, viele sehen ihn zum ersten Mal. Ein Reporter will eine Frage stellen, aber seine Stimme stockt, vielleicht vor Aufregung. Der Reporter entschuldigt sich.

»Tranquilo«, sagt Yamal. Kein Problem. Kein Stress.

Sein Auftritt wirkt in diesem Moment so ungezwungen wie sein Spiel. Der Planet Fußball hyperventiliert, über die Stadionleinwände ist immer wieder sein Gesicht mit der Zahnsperre eingeblendet worden, es ist der Abend seiner Starwerdung. Der Moment, in dem er die Erwachsenen beruhigen muss, nicht umgekehrt.

Woher kommt diese Aura? Weiß so jemand eigentlich, was er da anrichtet?

Als sein Ball im Tor einschlug, oben links, konnte man glauben, dass das Schicksal diesen Tag ausgesucht hatte. Es war der Ausgleich zum 1:1, Spanien hatte bis dahin gelitten gegen die konterstarken Franzosen, aber von jetzt an würde es nicht mehr zurückschauen müssen. Während die Radioreporter kreischten und die Zuschauer in München bei der Zeitlupenwiederholung über

die Stadionleinwände die Luft anhielten, stellte sich Lamine Yamal wieder auf seinem Platz an der rechten Außenlinie auf.

Aus der anderen Spielhälfte zeigten Bilder, wie Kylian Mbappé einmal tief durchatmete und die Augen nach oben verdrehte. Auch der Franzose spürte die Wucht des Torres. Hatte es nicht sein Abend werden sollen, seine EM?

Seine EM, die des ewigen Portugiesen Cristiano Ronaldo oder die des Engländers Jude Bellingham: So war das Turnier angekündigt worden. Doch sportlich haben sie teilweise grandios enttäuscht. Mbappé traf in 24 Abschlussversuchen – den meisten aller Spieler – nur einmal per Elfmeter, Ronaldo bei 23 Versuchen überhaupt nicht. Bellingham immerhin lieferte eine denkwürdige Szene, als er sein Team in der Nachspielzeit gegen die Slowakei im Turnier hielt, mit einem Fallrückzieher, der schwersten und glamourösesten Übung dieses Sports. Ansonsten wollten viele Experten auch ihn lieber auf der Bank sehen.

Und doch: Es war auch ihr Turnier, das von Mbappé, Ronaldo und Bellingham. Mbappés Gesichtsmaske nach seinem Nasenbruch im Auftaktspiel gegen Österreich und sein dramatischer Appell zu den französischen Parlamentswahlen. Ronaldos Selfie mit einem Kinderflitzer und seine Tränen nach einem verschossenen Elfmeter gegen Slowenien. Bellinghams obszöner Griff ans Gemächt im Spiel gegen die Slowakei. Es war auch ihr Turnier, nur eben nach ganz anderen Parametern.

Fußball ist längst mehr als 90 oder 120 Minuten Leistung. Er ist auch alles, was in seinem Umfeld passiert. Fans, Flitzer, Frisuren. Manchmal ist er dabei vielleicht tatsächlich eine Metapher für die Gesellschaft, wie manche Haupt-

darsteller gern betonen. Vor allem aber ist er eine Seifenoper.

Seine Episoden spielen sich in verschiedenen Öffentlichkeiten ab. Den nationalen, die sich um ihr jeweiliges Team drehen und sich für den Rest so wenig interessieren wie der Rest für sie. Und der globalen Öffentlichkeit, die sich vor allem über Social Media austauscht und am besten über kleinste gemeinsame Nenner funktioniert. Das können Kuriositäten sein, die sich ohne viel Kontext von selbst erklären. Oder eben Figuren, die alle kennen. Stars, deren Ruhm und Charisma die Schlagbäume passieren.

Jeder Atemzug, den sie nehmen, jeder Schritt, den sie gehen: Wir beobachten sie.

Und sie wissen es.

Mbappé wird am Dienstag als neuer Spieler von Real Madrid vorgestellt, erwartet wird die größte Präsentation der Fußballgeschichte. Angesichts dieses Wechsels stand er bei der EM noch mehr im Blickfeld. Aber vorher hatte er zu Hause etwas zu erledigen.

Fünf Tage vor Turnierbeginn sandte das Ergebnis der Europawahlen mit dem Sieg der Rechtsextremen von Marine Le Pen eine Schockwelle durch das französische Team. Einen Tag vor Frankreichs Auftakt meldete sich Mbappé zu Wort. In einer Pressekonferenz bat er die Franzosen und konkret seine Generation, »diese Leute zu verhindern«.

Mbappé verließ dadurch die Komfortzone eines Spitzensportlers, er betrat die politische Arena. Er erhöhte den Einsatz, er griff an, machte sich dadurch aber auch angreifbar.

Diese Furchtlosigkeit für einen staatsbürgerlichen Zweck beeindruckte. Von vielen Stars kannte man sie nur bei persönlichen Moti-

ven. Sie erhöhen dann den Druck auf sich selbst, sie ergreifen das Risiko, grandios zu scheitern, weil es sie motiviert, umso grandioser zu triumphieren. Für ihre Fans unterstreicht das ihren messianischen Charakter: Nagelt mich ruhig ans Kreuz, im nächsten Spiel werde ich auferstehen.

So wie es Bellingham im Spiel gegen die Slowakei tat. Seinen Tref-fer feierte er, wie er es gern tut, in Erlöserpose, mit ausgebreiteten Armen – und dann mit dem Griff in den Schritt. Quasi der Cliffhanger für die nächsten Tage, damit kam er erst recht nicht raus aus den Schlagzeilen. Und womöglich war ihm das ganz recht.

Instagram-Weltrekordler Ronaldo (634 Millionen Follower) war immer der Archetyp des Überstars, der in seinem maßlosen Ehrgeiz über Wasser zu gehen scheint. Gegenüber seinem ewigen Rivalen Lionel Messi glich er die Nachteile in der Veranlagung durch einen umso größeren Glauben an sich selbst aus. Kritik und Spott waren sein Benzin für Höchstleistungen.

Bei der EM 2024 nahm sich Ronaldo allerdings einen mächtigen Gegner vor. Diesmal wollte er das Alter besiegen. Heraus kam ein Schauspiel, das an eine antike Tragödie erinnerte. Die Fußballgötter bestraften ihn mit hilflosen Zweikämpfen, verlorenen Laufduellen und demütigend schlechten Torabschlüssen in den Himmel über Deutschland.

Doch ein Titan darf nicht aufgeben, und so kündigt sich das ganze Drama für die WM 2026 ein

weiteres Mal an. Dann wird er noch älter sein, die Bühne noch größer, der Einsatz noch höher. Und Ronaldo, dem eigenen Mythos verfallen, wird wohl immer noch daran glauben, die Gesetze der Natur brechen zu können.

Woher kommt diese Überzeugung, mit der Vorsehung im Bündnis zu sein? Manchmal ist die Antwort so einfach wie bei Tiger Woods, dann ist es die Erziehung. Über den sein Vater schon früh sagte: »Ich weiß noch nicht genau, welche Gestalt es annehmen wird. Aber er ist der Auserwählte. Er wird die Macht haben, Nationen zu beeinflussen.«

Über keinen der aktuellen Fußballstars sind ähnliche Prophezeiungen bekannt. Mbappé und Bellingham haben Väter, die auf niedrigem Level kickten, und Mütter, die sie heute managen. Ronaldo hatte weniger Glück: Der Vater war Alkoholiker, die Mutter voll damit beschäftigt, in einem Slum von Madeira irgendwie vier Kinder durchzubringen. Mit zwölf Jahren verließ er die Insel für die Akademie des Spitzenklubs Sporting im fernen Lissabon.

Vorbestimmt ist allenfalls Lamine Yamal – wenn auch durch den Zufall. Als er fünf Monate alt war, suchten die Zeitung »Sport«, der damalige FC-Barcelona-Sponsor Unicef und die vereinseigene Stiftung für einen Benefizkalender nach Kindern aus Vierteln, in denen die Hilfsorganisation aktiv war. Es war sein Vater, der Lamine für die entsprechende Verlosung in Rocafonda registrierte, einem Stadtteil in Mataró bei Barcelona, und tatsäch-

Wir beobachten sie. Und sie wissen es.

lich gewann er einen der Termine für ein Fotoshooting bei Barça. Am fraglichen Tag war ein Profi abgestellt, wie an anderen auch, Lamine wurde von ihm gebadet und in den Arm genommen. Herrliche Fotos entstanden, die nun wieder aufgetaucht sind. Der Spieler war Lionel Messi.

Mit sieben trat Lamine selbst in die Barça-Schule ein, mit 13 zog er dort ins Internat, nebenher kickte er weiter mit den Kumpels im nahen Rocafonda. Die Kindheit ist, so scheint es, auf natürliche Weise in das Fußballerleben eingeflossen. Yamal nennt sein Viertel immer noch als den einzigen Ort, an dem er entspannt durch die Straßen gehen kann, weil ihn dort ja sowieso alle kennen. Eine Entwurzelung wie bei Ronaldo hat er nicht kennengelernt und damit auch nicht dessen ewigen Antrieb, sich auf feindlichem Terrain gegen alles und jeden als der Beste durchzusetzen.

Kylian Mbappé wurde der frühe Wechsel in eine Akademie von seinen Eltern nachgerade untersagt. Er sollte in eine normale Schule gehen, eine normale Jugend erleben, die Realität der Pariser Banlieue erfahren, das war die Vorstellung. Er sollte ein Staatsbürger werden.

Wohl auch deshalb hat er jetzt zwar noch nicht Nationen verändert, aber seine eigene Nation schon mehr, als es Tiger Woods je getan hat.

Am Tag des zweiten Wahlgangs in Frankreich holte Marine Le Pen zur Gegenattacke aus: Das Land habe Mbappés Einmischungen satt, behauptete sie. Es war so etwas wie der Ritterschlag für den politischen Kylian Mbappé, das Eingeständnis von Le Pen, dass sie sein Engagement fürchtete, dass seine Einmischung Wirkung zeigte.

Tatsächlich verraten Analysen, dass vor allem die hohe Wahlbeteiligung und die Stimmen der Jungen eine Machtübernahme der Rechtsextremen verhinderten. Mbappé hat etwas Größeres erreicht als Tore und Titel, oder wie er selbst sagte: »Die aktuelle Situation ist wichtiger als ein EM-Spiel.«

Wer hätte es gedacht, als er vor zehn Jahren sein Profidebüt feierte? Und wer weiß, wo Lamine Yamal in zehn Jahren stehen wird. »Ich versuche, nicht zu viel darüber nachzudenken, eine Ikone zu sein«, sagte er nach seinem großen Abend im Halbfinale.

Was für ein Satz für einen 16-jährigen Jungen.

Nachwuchsstar Yamal bei einem Fotoshooting in Deutschland im Juni



Alexander Scheuber / UEFA / Getty Images

Großes Tennis, großes Geld

TRADITIONEN Das Turnier in Wimbledon steht für Sportgeschichte, britisches Understatement und erstaunliche Triumphe von Klein über Groß, an diesem Wochenende werden die Finals gespielt. Doch die Tenniswelt, wie man sie kannte, wird wohl untergehen. *Von Frauke Hunfeld*

Es wird aussehen, als wäre alles wie immer. Der Rasen so dicht und so grün und so kurz geraspelt wie immer und schon ein bisschen ramponiert an der Grundlinie, mit braunen Flecken trotz aller Pflege, nach zwei strapaziösen Wochen. Der Centre-Court voll besetzt, mit Fans, mit Celebrities, mit Sportlegenden, die Platzanweiser tragen weißes Hemd und Schirmmütze und sind von der Royal Navy. Tausende Leute davor auf dem sogenannten Hill, einer sanften Erhebung, von der aus all jene, die kein Ticket bekommen haben, die Spiele auf dem Boden sitzend auf großen Leinwänden verfolgen können. Es hat viel geregnet in den vergangenen Wochen, die Hosenböden werden feucht werden, vielleicht auch die Köpfe, aber das wird, wie immer, egal sein.

Jedes Wimbledon-Finale hat seine eigene Geschichte. Geschichten von Aufstieg und Fall, von erstaunlichen Triumpfen und nicht absehbaren Niederlagen, von Fünfsatzdramen, die keinen Verlierer verdienen und Stoff für Hollywood bieten. »Always like never before« ist das offizielle Wimbledon-Motto, »immer wie nie zuvor«, es hängt als riesiges Banner über der U-Bahn-Station Wimbledon, es klebt an den Bussen, es schwebt über den Monitoren und unter den grün- und lilafarbenen Blumenbouquets, mit denen kleine Geschäfte im Zentrum von Wimbledon ihre Schaufenster schmücken, und an der Wand, vor der sich die angereisten Promis fotografieren lassen.

Vielleicht muss man es bald ändern: »Never again like always before« – »nie mehr so wie immer«.

Wimbledon

Für Tennissfans weltweit ist »Wimbledon« gleichbedeutend mit dem berühmtesten Tennisturnier der Welt, auf dem Gelände des All England Lawn Tennis and Croquet Club, an dem die besten Männer und Frauen der Welt aufeinandertreffen. Viele wissen gar nicht, dass Wimbledon ein

ganz normaler Stadtteil von London ist, mit rund 70.000 Einwohnern, mit Gewerbegebieten, Autowerkstätten, Geschäftchen, Supermärkten, Pizzabuden und kleinen Restaurants, außer eben in diesen beiden Wimbledon-Wochen. Da pilgern rund eine halbe Million Menschen aus aller Welt durch abgesperrte Straßen vorbei an schmucken Häuschen und Villen zum Tennisklub, um die Spiele zu besuchen. Und Hunderte Millionen verfolgen die Matches am Bildschirm.

Der Rasen in Wimbledon gilt Tennisspielern als »heilig«, die Traditionen und Verhaltenskodexe ebenso. Gespielt werden muss überwiegend in Weiß, nur kleine Werbelogos sind zugelassen bei den Sportlerinnen und Sportlern, die anderswo manch-

Blick auf Court No. 1, Wimbledon-Zuschauer: Genug Sahne für alle ist auch noch da



Chris Gorman / Getty Images



Charlotte Wilson / Offside / Getty Images

mal aussehen wie laufende Litfaßsäulen. Roger Federer, den größten Tennisspieler der vergangenen 20 Jahre, hat man aufgefordert, andere Schuhe zu tragen, weil seine eine farbige Sohle hatten. Wimbledon leistet sich mehr als 300 Linienrichter, die bei anderen Grand-Slam-Turnieren längst durch Maschinen ersetzt worden sind. Auch Werbebanner gibt es nicht am Rand, und es wird auch im Fernsehen nichts eingeblendet, das kennt man fast gar nicht mehr im Weltsport, irgendeine Fläche ohne Werbung. Die Zuschauer stehen in Schlangen an den Eingängen an, sie drängeln nicht, sie schubsen nicht, und sie schweigen, wenn sich der Spieler zum Aufschlag konzentriert. Wie in der Oper, wenn der Dirigent den Taktstock hebt. So still kann ein mit 15.000 Leuten gefülltes Stadion nur in Wimbledon sein.

Über den Zaun, der das Gelände zur Church Road hin absperrt, sieht man in diesen Tagen palästinensische Flaggen wehen, man hört Trommeln und Rufe, »from the river to the sea«, und irgendwas gegen die Barclays Bank, die auch Wimbledon sponsert. Die Welt da draußen, wütend und laut und widersprüchlich, es gibt sie also doch noch. Aber sie scheint sehr weit weg zu sein.

Die Welt hier drinnen ist einfacher. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum Tennis beim Publikum so beliebt ist. Tennis hat klare Regeln, auf dem Platz und neben dem Platz. Außerhalb der Linie, egal wie weit: aus. Punkt für den anderen, auch wenn es nur ein Millimeter ist. An der Linie: drin. Auch wenn es nur ein Millimeter ist. 25 Sekunden bis zum Aufschlag. Alles ist messbar. Man trinkt Tee oder Pimm's. Man isst Erdbeeren mit Sahne. Ganz wichtig: Punkte kann man nicht kaufen, egal wie viel Geld man bietet. Nur der Knicks und die Verbeugung Richtung Royal Box sind abgeschafft. Wimbledon ist wie ein Gruß an eine Zeit, in der Tennis vor allem Sport war, ein bisschen Spek-



Djokovic-Fans mit Autogrammwunsch: Ein faszinierendes und zugleich seltsames Spiel

takel zwar und gesellschaftliches Ereignis, aber nicht vor allem Geschäft. Oder es zumindest so schien.

Die Deutschen

Jan-Lennard Struff aus Warstein hat es eilig beim Aufschlag. Er liegt 1:4 hinten an diesem ersten Wimbledon-Tag, gegen einen Ungarn namens Fábíán Marozsán. Struff serviert immer schon nach wenigen Sekunden. Kein rituelles Gezuppel am Shirt wie Alexander Zverev, keine ausgefeilte Choreografie aus Balltippen, Haarestreichen, Ohrkraulen wie bei Rafael Nadal. Die Ballkinder haben es nicht einfach, sie müssen ganz schön flitzen, um vor dem nächsten Aufschlag wieder auf ihrer Position zu sein.

Struff hat es auch nicht einfach. Er ist 34 Jahre alt, und er wird nicht mehr endlos viele Gelegenheiten haben, in Wimbledon anzutreten. Er hat eine Menge erreicht und ist in Deutschland die Nummer zwei. In seiner Karriere hat er rund 10,5 Millionen Dollar Preisgeld erspielt. Er ist entschlossen und immer positiv auf dem Platz, charmant neben dem Platz und bei Spielern und Publikum beliebt, auch weil er sich seine sauerländische Bodenständigkeit bewahrt hat, weil er nie ein Angeber war oder ein Streithansel und weil er seine Steuern in Deutschland zahlt. Während der Wimbledon-Zeit lebt er nicht im Luxushotel, sondern bei einer britischen Familie, nur ein paar Hundert Meter entfernt.

Er ist 1,93 Meter groß, aber hier in Wimbledon ist er ein Kleiner, Nummer 41 der Welt. Deswegen spielt er die erste Runde auf einem der Groundplätze, quasi im Publikum. Es gibt drei Sitzreihen auf der einen und ein paar Holzbänke auf der anderen Seite und eine Steinbegrenzung zu einem der Hauptfußwege durch die Anlage. Da lehnen die Leute sich dran oder stellen ihre Becher ab, schieben sich vorbei, entdecken Bekannte auf der anderen Platzseite. Man sieht es nicht im Fernsehen, aber das Geschiebe und Gerufe, das Gewinke und Getrinke, das muss man aushalten oder ausblenden können als Spieler und sich hochkämpfen auf die besseren Plätze, auch das ist Wimbledon.

Tennis ist ein faszinierendes und zugleich seltsames Spiel. Zwei Gegner, allein auf dem Platz. Tausend Entscheidungen. Rechts oder links, lang oder kurz, hoch oder flach? Kontrolle oder Angriff, was macht der andere?

Niemand weiß, wie lange ein Match dauert. Etwas unhandlich für die Vermarktung ist das. Der Seitenwechsel ist bei ungeradem Spielstand und unabhängig davon, ob das 7 Minuten dauert oder 37. Das viel beschworene Momentum macht, was es will. Sogar Hobbyspieler kennen die emotionalen Achterbahnfahrten: Gerade noch gelingt dir alles, und weil dir alles gelingt, glaubst du an dich, und weil du an dich glaubst, gelingt dir erst recht alles. Und dann klappt, von einer Sekunde

zur anderen, gar nichts mehr. Der Ball auf der Netzkante, er fällt auf deine Seite. Du fängst an nachzudenken. Zu zweifeln. Und weil du zweifelst, gelingt dir nichts mehr, und weil dir nichts mehr gelingt, zweifelst du noch mehr. Es kann alles passieren und auch das Gegenteil davon. Man kann sogar den Sieg davontragen, wenn man weniger Punkte erspielt.

Von ganz oben kann ein Spieler in der ersten Runde vom Thron stürzen. Aus den Tiefen der Weltrangliste kann es ein Spieler zum Champion schaffen. Menschen in aller Welt lieben das Spiel, vielleicht auch, weil es manchmal so ist, wie das Leben sein sollte.

Struff gewinnt sein Erstrundenmatch. Sein Aufschlag ist stark, seine Spielzüge sind schlau. Er zweifelt nicht, auch wenn ein spektakulärer Volley spektakulär ins Aus fliegt. Der nächste geht rein. Er kann weit kommen.

Die Milliarden

Treffen mit einem Turnierveranstalter in einem Café mit Terrasse und Blick auf die Plätze. Der groß gewachsene Mann trägt oben Jackett und unten Sportschuhe, als wollte er auch modisch Sport und Business vereinen, aber er beugt sich weit über den Tisch, mit dem Rücken zum Raum, fast wirkt es, als wollte er nicht gesehen werden.

Wimbledon ist ein wenig wie die Filmfestspiele in Cannes oder Berlin. Die Fans kommen, um Filme zu gucken, oder eben Tennis,

die Produzenten und ihre Finanziers, Veranstalter und Sponsoren werfen nur ab und zu einen Blick auf die Spielstände. Sie pflegen stattdessen Kontakte und machen Business, denn die globale Vermarktung von Tennis ist ein Riesengeschäft.

Die Stimmung in Wimbledon scheint angespannt.

Große Veränderungen stehen im Raum. Milliarden von Dollar sollen auf dem Tisch liegen, Milliarden aus Saudi-Arabien. Wofür genau und wer davon profitiert und was das mit dem Tennis macht, das wird in diesen Wochen ausgekämpft. Fest steht nur: Die Saudis wollen eines der großen Turniere für sich und vielleicht auch ein Grand-Slam-Turnier und vielleicht noch viel mehr. Sie sollen, so wurde durch Recherchen zuerst des britischen »Telegraph« bekannt, Anfang des Jahres ein Ultimatum gestellt haben, das klingt wie bei einer Geiselnahme: 90 Tage sollen die Spitzenverbände der Frauen (WTA) und der Herren (ATP) Zeit gehabt haben, das Angebot anzunehmen.

Und wenn nicht? Manche Drohungen muss man vielleicht nicht einmal aussprechen. Saudi-Arabien hat bereits die Übernahme des professionellen Golfsports eingeleitet, eine eigene Tour gegründet und einige der besten Sportler einfach weggekauft. Es hat Milliarden in den Weltfußball investiert und in die Formel 1. Es will eine Fußball-WM und irgendwann Olympische Spiele. Gerade versucht es, die besten Boxer der Welt in einer von Saudi-Arabien geführten Profiligena zusammenzubringen.

Tennis ist das nächste große Ding.

Messerwerfer

Bis jetzt ist es so: Es gibt eine Frauen- und eine Männertour aus den vier Grand-Slam- und größeren Turnieren, die verpflichtend sind, und eine Reihe kleinerer Turniere unterschiedlicher Wertungen, aus denen die Athletinnen und Athleten wählen können. Manche entscheiden sich bewusst für ein kleineres Turnier, auch wenn es da weniger zu verdienen gibt, Punkte und Geld: weil sie vielleicht Spielpraxis brauchen auf dem jeweiligen Belag oder gewinnen wollen oder mal ein Finale spielen oder weil sie es einfach mögen, den Turnierrichter kennen oder es gut erreichbar ist. Die Grand-Slam-Saison beginnt auf Hartplatz in Australien, es folgen die French Open auf Sand, Wimbledon auf Rasen, die US Open auf Hartplatz. Der Kalender ist voll, die Lizenzen sind vergeben, und auch ein Tennisjahr hat nur 52 Wochen. Ein weiteres

großes Pflichtturnier, das sich die Saudis wünschen, würde schwierig zu integrieren sein, sagen die einen. Eine Premium-Superstar-Top-100-Tour mit weniger und nur hochkarätigen Turnieren für die besten 100 als Gegenmodell würde den Tennissport in der Breite zerstören, sagen die anderen. Wie eine Zirkuskarawane würde die Tennistour dann durch die Welt ziehen, mit immer den gleichen Artisten. Echte Löwen und den dreifachen Salto mortale hätte nur die Premiumtour im Angebot, die anderen müssten die kleinen Clowns vermarkten und den Messerwerfer, der auch mal daneben wirft. Außenseitermärchen würde es nicht mehr geben, denn die ganz Kleinen würden auf die Großen gar nicht mehr treffen.

Dabei gäbe es weit mehr zu bedenken als Termin- oder Vermarktungsprobleme oder die etwas brachiale Art der Geschäftsanbahnung: Menschenrechte zum Beispiel, Frauenrechte. Meinungsfreiheit. Folter. Hinrichtungen. Ein in der Botschaft Saudi-Arabiens zerstückelter »Washington Post«-Journalist, noch gar nicht lange her. Die viel beschworenen Werte des Sports, Vielfalt und Respekt und Fairness und so.

Andererseits: Als sich die WTA das letzte Mal aus dem Fenster gelehnt

Manche Drohungen muss man gar nicht erst aussprechen.

Helferin am Turnierbaum aus Metallplättchen, Linienrichter: Ein Gruß an die Zeit, in der Tennis vor allem Sport war



Mark Greenwood / IPS / Shutterstock / IMAGO



Simon M Bruty / Getty Images

hat in Sachen Menschenrechte, ist es nicht gut ausgefallen für die Menschenrechte. Das war, als die chinesische Topspielerin Peng Shuai plötzlich verschwunden war, nachdem sie einem chinesischen Funktionär sexuellen Missbrauch vorgeworfen hatte. Die WTA setzte alle Turniere in China aus und bestand auf einem persönlichen Treffen mit der Sportlerin, um sich von ihrem Wohlergehen überzeugen zu können.

Das Treffen fand nicht statt. Von Peng Shuai hat man nichts mehr gehört. Die Turniere in China, die viel Geld in die Kasse spülen, finden wieder statt. Wenn man Turnierveranstalter fragt, zucken sie mit den Schultern, manche sprechen von »Gratismut«, weil man wegen Corona ohnehin in China nicht habe spielen können, wollen sich aber nicht zitieren lassen.

Ist die Sensation möglich?

Beim Treffen, das Wimbledon-Cheforganisatorin Sally Bolton auf der Medienterrasse abhält, geht es vor allem um die Erdbeeren. Es war kalt in diesem Jahr, gibt es überhaupt genug? Sind sie groß genug, sind sie rot genug, sind sie süß genug? Bolton, eine britische Lady in hellgrauem Jackett mit roten Schuhen, kann beruhigen. Für die rund 200.000 Portionen à zehn Erdbeeren reicht es. Die Bauern der Umgebung arbeiteten hart, jeden Morgen ab vier werde geerntet, jeden Morgen bis neun geliefert. Die Erdbeeren seien mittelgroß und mittelsüß, sie kosten seit anderthalb Jahrzehnten stabil 2,50 Pfund. Wenigstens etwas bleibt, wie es immer war. Und genug Sahne für alle ist auch da.

Wie knapp alles ist. Auf wenige Schläge kommt es an, auf wenige Punkte. Auf dem Centre-Court müht sich Carlos Alcaraz, aktuelle Nummer 3 der Welt, gerade mit einem Spieler aus Estland herum, der Nummer 269 der Welt, einem weißblonden Schlaks mit nach oben gebundenen Dreadlocks und rasierten Schläfen. Der spielt lustige Bälle, rechts, links, links, kurz, über Kopf, die Zuschauer jubeln, denn Außenseiter lieben sie hier, diese uralte Erzählung von No-names, die von ganz unten kommen und es bis nach ganz oben schaffen.

Alcaraz guckt, als hätte er sich das ganz anders vorgestellt. Er war selbst bis vor Kurzem ein solcher Außenseiter, ein sehr junges, unbekümmertes, verspieltes Riesentalent, das die Legenden herausfordert und auf dem Platz stets lächelt.

Er ist immer noch jung, gerade 21 Jahre alt. Aber er lächelt nicht mehr so viel. Er spüre den Druck, sagt



Daniel Kopatsch / Getty Images

Tennisprofi Struff: Warsteiner Bodenständigkeit und ein gewaltiger Aufschlag

er, die Erwartungen. 7:6 hat er den ersten Satz gewonnen, knapper geht es nicht. Ist die Sensation möglich?

Jan-Lennard Struff sitzt nach seinem gewonnenen Erstrundenmatch im Stuhlkreis in einem kleinen Interviewraum, das »Media-Theatre« ist für die Stars reserviert. Er trägt Wollsocken, eine blaue Sporthose und keine Kappe. Er sagt, was man so sagt: Das Spiel war unruhig anfangs, er hat seinen Rhythmus gefunden, die nächste Aufgabe wird schwerer.

Struffs Haare sind blondiert. Sie haben einen Gelbstich. Ob er eine Wette verloren habe, fragt einer, Struff kann man so was fragen, er antwortet auch, und er lacht sogar dabei. Es war nicht der Friseur von Robert Andrich, die Freundin hat seine Haare gefärbt. Sie mussten sogar einmal nachlegen, beim ersten Mal hat es nicht ganz funktioniert.

Barbara Rittner nimmt immer die Treppe, nicht den Lift. Sie muss ganz nach oben, wo Amazon Prime, das nach Deutschland überträgt, ein kleines Studio errichtet hat. Die Ex-Profispielerin und langjährige deutsche Tennisteamchefin ist als Expertin gebucht. Lori McNeil kommt ihr entgegen und winkt euphorisch. »It's thirty years today, Lori«, ruft Rittner beim Hochlaufen, 30 Jahre, seit McNeil eine amtierende Wimbledon-Titelträgerin in der ersten Runde aus dem Turnier warf, eine gewisse Stefanie Graf. Was Rittner zu den avisierten Milliarden aus Saudi-Arabien sagt? »Geld regiert die Welt«, sagt Rittner, und es hallt ein bisschen nach im Treppenhaus, »traurig für den Sport.« Ob man wenigstens sie damit zitieren darf? »Kein Problem«, sagt Rittner. Dann muss sie hoch.

Alexander Zverev spielt auf Platz 1, einem der beiden Courts mit Dach und mit 11.000 Sitzen. Nach dem ersten Satz gehen einige Zuschauer schon wieder raus. Nicht weil sie Zverev nicht mögen, aber der Tennisport lebt nun mal vom Drama. Ein an Position vier Gesetzter, der in der ersten Runde einem hoffnungslos Unterlegenen die Bälle um die Ohren fegt, das sind nicht die Begegnungen, für die die meisten hier sind.

Eine neue Dimension

Wie das Zwei-Milliarden-Ultimatum genau ausgegangen ist, ist öffentlich nicht bekannt. Rafael Nadal ist jetzt »Tennisbotschafter« von Saudi-Arabien. Die ATP-Weltrangliste der Männer heißt seit Neuestem PIF-ATP-Rangliste und die der Frauen PIF-WTA-Rangliste, der milliardenschwere saudische Staatsfonds PIF ist offizieller »Namenspartner«.

Die WTA-Finals der Damen, bei denen die besten acht Spielerinnen eine Art Weltmeisterschaft zum Saisonabschluss austragen, werden in diesem und in den nächsten Jahren in Riad stattfinden. Martina Navratilova, Tennislegende und vielfache Grand-Slam-Turniersiegerin, schien den Tränen nahe, als sie auf einer Pressekonferenz daran erinnerte, mit welchen Zielen die Frauentennisvereinigung einst gegründet wurde: Respekt. Frauenrechte. Gleichbehandlung.

Im Herbst, mitten in der Saison, wird Saudi-Arabien ein »Six Kings Slam« ausrichten, mit den sechs besten willigen Spielern. Carlos Alcaraz soll dabei sein und Novak Djokovic, Jannik Sinner und Daniil Medwedew, Holger Rune und Rafael Nadal. Es ist ein

Showturnier, Weltranglistenpunkte wird es nicht geben. Aber großes Geld und großes Tennis mit den Superstars, 6 Millionen Dollar für den Gewinner, doppelt so viel wie in Wimbledon, und 1,5 Millionen Antrittsgeld. Eine neue Dimension.

Saudi-Arabien selbst steuert keinen Spieler bei. Unter den ersten 1500 der Weltrangliste hat das Land keinen, weder bei den Männern noch bei den Frauen.

Saudi-Arabien hat ohnehin nur 20 Tennisvereine. Etwas weniger als Bielefeld. Man hoffe durch die Austragung hochkarätiger Turniere auf einen Tennisboom im Land, so die offizielle Aussage.

In Deutschland lösten Boris Becker und Steffi Graf einen Tennisboom aus, in der Schweiz Roger Federer, in Spanien Rafael Nadal, in Russland Maria Scharapowa. Das war in einer Zeit, in der großes Tennis mit kleinem Tennis begann, mit Jungs und Mädchen, die nach der Schule zum Spaß auf den Ascheplatz gingen und Bälle schlugen.

Der Turniervveranstalter aus dem Café sagt, man könne den Einstieg der Saudis nicht verhindern. Zu groß die Verlockung, zu zerstritten die Organisatoren, zu gespalten die Meinungen auch bei den Athleten.

Er sagt, die Saudis wollten das Tennis gar nicht kaufen, sie wollten ein Teil davon werden. Sie wollten einen Fuß in die Tür bekommen, und viele wollten wirklich Veränderung und setzten auf den Sport. Und wenn man sie nicht lässt? »Dann«, sagt er, »werden sie die Tür eintreten.«

Jan-Lennard Struff hat sich hochgekämpft und es bis in das kleine Stadion von Platz 2 geschafft. Dort ist er in der dritten Runde nach einer fantastischen Leistung knapp ausgeschieden gegen Daniil Medwedew. Er freut sich auf die Olympischen Spiele.

Am Wochenende ist also Endspielzeit in Wimbledon. Die Ballkinder werden gestreiftes Poloshirt tragen, die Linienrichter weiße Hosen und blaue Schiebermütze. Alle werden zu den grün gepolsterten Sitzen der mit hellem Holz umrandeten Royal Box blicken und auf einen Prinzen oder eine Prinzessin hoffen.

Bei den Herren standen Federer und Nadal, die in den vergangenen 20 Jahren mit wenigen Ausnahmen viele Titel gewonnen haben, gar nicht auf dem Platz. Lediglich der 37-jährige Novak Djokovic erreichte das Halbfinale. Ihr härtester Verfolger, der ebenfalls schon 37-jährige Andy Murray, Brite und Publikumsliebhaber, wurde nach seinem Erstrundenaus im Doppel tränenreich verabschiedet. Es schien, als weinte die Tenniswelt nicht nur um ihn.

Die Generation, die gehofft hatte, die Legenden abzulösen, die Tsitsipas, Medwedew und Zverevs in ihren besten Tennisjahren, ist ihrerseits schon fast wieder abgelöst, von einem italienischen Hünen namens Jannik Sinner, 22 Jahre alt und Nummer eins der Welt, und von Carlos Alcaraz, 21, vor Kurzem noch jüngste Nummer eins aller Zeiten. Tennis verändert sich schneller als gedacht. ■

Wunschprämie für Sie

Jetzt eine neue Leserin oder einen neuen Leser werben und Ihre Prämie sichern!



Thule Handgepäckkoffer »Subterra«

Für fast alle Airlines geeignet. Material: Nylon.
Maße: 55 × 23 × 35 cm. Ohne Zuzahlung.



Le-Creuset-Pfannenset, 2-teilig

Für alle Herdarten geeignet, mit großen Bratflächen.
Größen: 24 und 28 cm. Ohne Zuzahlung.



Apple iPad der 9. Generation, 64 GB

Mit 10,2“ Retina-Display, leistungsstarkem A13 Bionic Chip und iPadOS 15. Zuzahlung: €229,-.



€150,- Prämie

Erfüllen Sie sich selbst oder Ihren Lieben einen besonderen Wunsch!



Weich gebettet auf ein Kuscheltier wird das neugeborene Pangolin im Prager Zoo gewogen. Anfang 2023 kam dort das europaweit erste Exemplar zur Welt, nun legt der Tierpark mit einem zweiten nach, es ist wieder ein Weibchen. Die schuppigen Säuger leben natürlicherweise in Asien, die Elterntiere des Pangolin-Babys erhielt der Zoo aus Taiwan. Seine Artgenossen sind vom Aussterben bedroht – vor allem durch illegalen Handel mit ihren Schuppen. Sie gelten in der traditionellen chinesischen Medizin als heilkräftig.

Mehr Musk wagen

ANALYSE Europa hat wieder eine Rakete, die Satelliten ins All bringen kann, doch für langfristigen Erfolg fehlt der Mut zum Risiko.

Europas neue Rakete »Ariane 6« hat es ins All geschafft. Das ist ein Erfolg, auch wenn während des Jungfernflugs nicht alles geklappt hat. Die oberste Stufe der Rakete kann wiederholt zünden, um Satelliten in verschiedenen Höhen auszusetzen; die letzte Zündung zum Wiedereintritt in die Erdatmosphäre scheiterte allerdings. Ein solcher technischer Defekt lässt sich beheben, das grundsätzliche Problem der Vier-Milliarden-Euro-Rakete jedoch nicht. Sie ist nicht wiederverwertbar und wegen ihrer Feststoffantriebe umweltschädlicher, als es Raketen heute sein müssten. Das macht sie schon jetzt zum Auslaufmodell auf dem wachsenden Raumfahrtmarkt, was mancher bereits ahnte, als der Bau in Auftrag gegeben wurde. Der Markt soll Schätzungen zufolge bis zum Jahr 2040 mehr als eine Billion US-Dollar umfassen – auch weil private Firmen ins All streben.

Wenn Europa wettbewerbsfähig sein will, muss ein Kulturwandel her. Die Denkweise beim Bau von Raketen, bei kommerziellen Starts und der Vergabe von Aufträgen muss sich grundlegend ändern. Vorbild dafür könnte ein umstrittener, aber in der Branche sehr erfolgreicher Unternehmer sein: Elon Musk. 2002 gründete er SpaceX, dessen »Falcon 9«-Rakete seit Jahren am häufigsten gebucht wird. Fragt man Experten, was der SpaceX-Gründer richtig gemacht habe, lautet die Antwort oft: Er konnte junge, talentierte, ambitionierte Leute für seine Vision gewinnen. Fehler sind Teil der Firmenkultur, weil Rückschläge als Sprungbrett zum Erfolg betrachtet werden.

Die Europäische Weltraumagentur (Esa) dagegen scheint von zahllosen Komitees und endlosen Besprechungen beherrscht zu sein, die in langsamen, teuren Schritten technischen Fortschritt simulieren. Sie sollte agiler werden, weniger bürokratisch, einzelnen Projekten mehr Autonomie zugestehen und die Stärken Außenstehender nutzen.

Im Mai beauftragte die Esa unter anderem ein deutsches Start-up mit der Entwicklung eines kommerziellen Transportservice, der Fracht in den Weltraum bringen kann. Es ist ein Schritt in die richtige Richtung: Von Musk zu lernen kann heißen, sich von ihm unabhängig zu machen. Alina Schadwinkel

Nächster Halt Insolvenz

ZUGVERKEHR Das Deutschlandticket bringt den Verkehrsunternehmen mehr Fahrgäste – stürzt sie aber zugleich tiefer in die roten Zahlen. Die Branche klagt ohnehin über steigende Kosten für Personal und Energie, außerdem muss sie viel Geld für neue Fahrzeuge wie Elektro- oder Wasserstoffbusse ausgeben. Für das 49-Euro-Ticket ist noch immer keine langfristige Finanzierung beschlossen. Nordrhein-Westfalens grüner Verkehrsminister Oliver Krischer forderte in einem Brief, der Bund möge die zugesagten Mittel endlich zur Verfügung stellen. Kämen sie nicht, müsse man beim Angebot kürzen.

Für Carsten Sommer, Verkehrswissenschaftler an der Universität Kassel und Experte für die Finanzierung des öffentlichen Nahverkehrs, ist das keine leere Drohung: »Die Lage ist nun wirklich kritisch«, sagt

der Forscher. Viele Reisende bekommen die Geldnot der Unternehmen schon jetzt zu spüren. In Westfalen-Lippe hat der klamme Betreiber Eurobahn seinen Fahrplan drastisch reduziert, die Züge fahren auf manchen Strecken seltener, enden vor dem eigentlichen Ziel, oder die Linie wird gleich ganz gestrichen. Schleswig-Holstein kippt ab Mitte Dezember zwei Prozent des Zugangebots, auch Niedersachsen prüft Verträge, um gegebenenfalls weniger Züge fahren zu lassen. Dabei soll der öffentliche Nahverkehr eigentlich wachsen, er gilt als ein Ausweg aus der Klimakrise. Stattdessen legt er den Rückwärtsgang ein. »Das Finanzierungssystem insgesamt muss sich ändern«, sagt Wissenschaftler Sommer.

Das Problem beim Deutschlandticket: Selbst dem Marktführer der Branche, der Deutsche-Bahn-Tochter DB Regio, brachte es zwar 16 Prozent mehr Fahrgäste, aber praktisch keinen Gewinn. Viele Kunden er-

setzten ihre Zeitkarte einfach durch das günstigere Deutschlandticket. Die Rufe nach einer Preiserhöhung werden daher lauter. Die 49 Euro waren ohnehin als Einführungspreis gedacht. Selbst die Fahrgastvertreter von Pro Bahn erklärten vor Kurzem, dass sie eine Erhöhung um zehn Euro akzeptieren würden. LKI



Julian Stratzschulte / dpa

»Den Terror veranschaulichen«



BLD

Die Prähistorikerin Stefanie Berg, 58, Leiterin der Abteilung Bodendenkmalpflege am Bayerischen Landesamt für Denkmalschutz, erwartet Tausende neue Funde aus der Zeit des Nationalsozialismus.

SPIEGEL: Frau Berg, Sie wollen archäologischen Funden aus der NS-Zeit künftig größere Bedeutung beimessen, darauf haben Sie sich mit Kollegen und Kolleginnen vom Bayerischen Landesamt für Denkmalschutz, vom österreichischen Bundesdenkmalamt und von der Universität Wien geeinigt. Warum ist ein solches Vorhaben nötig?

Berg: Uns ist schon lange bewusst, wie wichtig die Funde aus ehemaligen NS-Lagern für das Verständnis der Nazi-diktatur sind. Derzeit werden viele Bauwerke, etwa Straßen und Plätze, erneuert, die nach dem Krieg oft einfach über solchen ehemaligen Arealen errichtet wurden. Dadurch kommen sehr viele Hinterlassenschaften der NS-Zeit ans Tageslicht, und die müssen wir genau dokumentieren und erhalten.

SPIEGEL: Wie viele Grabungen und Untersuchungen werden auf Sie zukommen?

Berg: Es gibt Schätzungen, dass das NS-Regime etwa 42.500 Ghettos sowie Arbeits- und

Zwangslager eingerichtet hat, viele davon in Osteuropa, aber auch rund 400 allein im Raum München. An etlichen dieser Orte werden die Nationalsozialisten Spuren hinterlassen haben, allerdings müssen wir die oft erst einmal finden. Viele wurden von den Nazis und auch nach dem Krieg getilgt, Überreste nicht selten vergraben. Eine meiner Kolleginnen hat daher zeitenössische Texte mit Luftbildaufnahmen der Alliierten abgeglichen, und so konnten wir in Bayern etliche Standorte lokalisieren. Hinzu kommen die Täterorte, beispielsweise Kasernen und Naziquartiere, die wir genauso im Blick haben müssen.

SPIEGEL: Es gibt etliche Berichte von Zeitzeugen. Wieso braucht es noch große archäologische Anstrengungen?

Berg: Archäologische Funde sind objektiv, sie irren sich nicht und fügen den schriftlichen und mündlichen Überlieferungen manchmal Unbekanntes und Überraschendes hinzu. Außerdem veranschaulichen sie den Terror und das Unrecht, das ist womöglich von größerer Bedeutung denn je. Es gibt immer weniger Zeitzeugen, und daher sind es nun vor allem die archäologischen Entdeckungen, die vom Wahnsinn des Nationalsozialismus erzählen. Ich denke an das, was kürzlich in der Tötungsanstalt Schloss Hartheim in Oberösterreich gefunden wurde, wo 30.000 Menschen umgebracht wurden, darunter behinderte und psychisch kranke Menschen sowie arbeitsunfähige KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter. Bei

archäologischen Untersuchungen sind dort Besitztümer der Opfer aufgetaucht, unter anderem eine Beinprothese, selbst graviertes Besteck und Spucknapfe für Tuberkulosekranke.

SPIEGEL: Gibt es ein Fundstück aus dem Schlossareal, das Sie besonders berührt?

Berg: Das Team hat einen roten Lippenstift aus der Kollektion »Helena Rubinstein« entdeckt, der einer der Getöteten gehört haben muss. Womöglich ist die Frau morgens in den Bus gestiegen, mit dem die Opfer abgeholt wurden. Vielleicht verstand sie das alles nicht und dachte, sie müsse sich noch schön machen. In Wahrheit ging sie wahrscheinlich nach der Ankunft direkt in die Gaskammer.

SPIEGEL: Sie und Ihre Kollegen werden Tausende weitere Stücke aus der NS-Zeit finden, und die archäologischen Depots sind schon jetzt oft randvoll. Muss man alles behalten, was aus der Zeit des Nationalsozialismus auftaucht?

Berg: Wenn wir an einem Ort 1000 Gasmasken finden, dann genügt es, wenn wir das dokumentieren und eine der Maske aufbewahren. Wenn es um Besitztümer von Opfern geht, tue ich mich schwer damit, sie zu entsorgen. Oft handelt es sich um die letzten Habseligkeiten und Erinnerungen an diese Menschen. Da tragen wir eine große ethische Verantwortung. GUI



Besteck vom NS-Wohnsitz Obersalzberg

Archäologie Hofmann & Heigermoser

»Einsamkeit kratzt nicht. Sie beißt nicht. Sie tut einfach im Herz weh«

GEFÜHLE In Deutschland fühlen sich mehr Menschen einsam als vor der Pandemie, junge Erwachsene sind verstärkt betroffen. Einsamkeit macht krank und kann eine Gefahr für die Demokratie sein. *Von Maik Großekathöfer*

Vor neun Wochen ist Julian in die Schön Klinik Roseneck gekommen, weil er so einsam war, dass er daran dachte, sich das Leben zu nehmen. Er ist im Mai 17 Jahre alt geworden, ein schmaler Junge mit Brille und rasierten Schläfen, er kommt aus einer Stadt in der Mitte Deutschlands. Niemand soll ihn erkennen, deshalb hat er eigentlich einen anderen Namen, als hier zu lesen ist.

Die Kinder- und Jugendstationen der Klinik in Prien am Chiemsee verfügen über 212 Plätze für Patientinnen und Patienten ab zwölf Jahren. Sie suchen unter anderem Hilfe bei Essstörungen, Ängsten, Depressionen. Die Warteliste ist lang, und »Einsamkeit« ist ein Wort, das die Ärzte, Psychiater, Psychologen und Therapeuten häufig hören, wenn

sie mit den Jungen und Mädchen über deren Beschwerden sprechen.

Julian sagt, Einsamkeit sei kein kleines Arschloch und auch kein großes. »Einsamkeit ist ein riesengroßes Arschloch!«

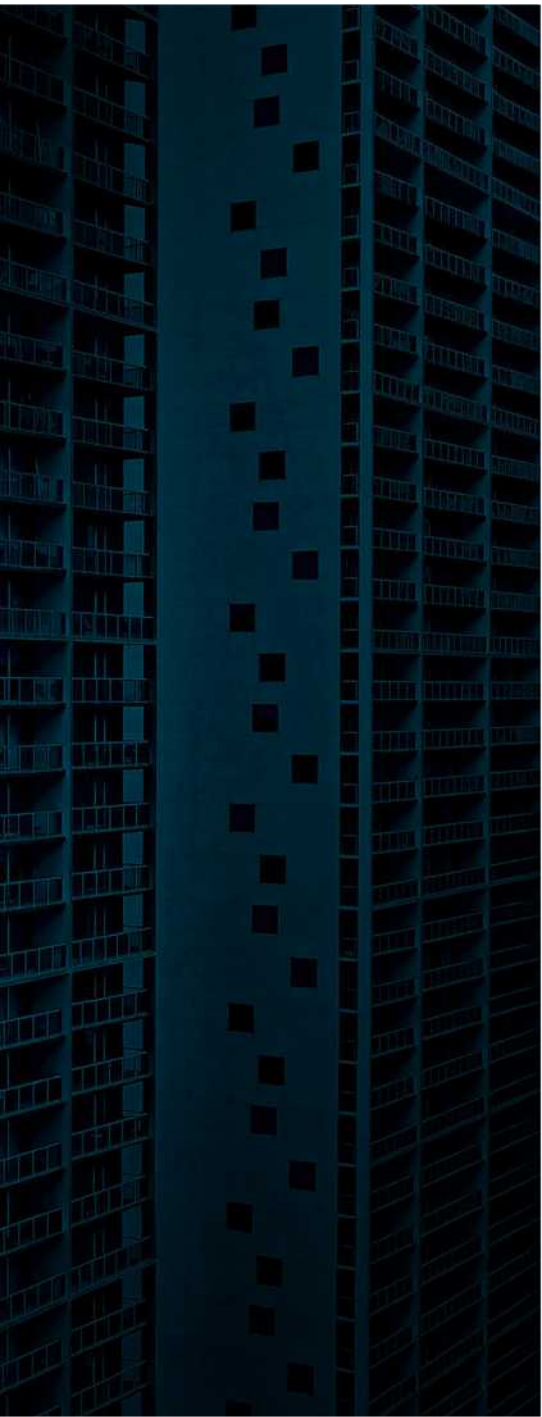
Franziska ist 44 und besucht seit vier Monaten einen Stammtisch für einsame Menschen. Sie lebt mit ihrem Partner in Frankfurt am Main, die beiden sind seit acht Jahren zusammen. Franziska redet von »meinem Mann«, obwohl die zwei nicht verheiratet sind. Dass Franziska sich einsam fühlt, liegt nicht an der Beziehung selbst, ihr fehlt ein Freundeskreis. »Mädels, die spontan auf einen Wein vorbeikommen, mit denen ich auf einen Flohmarkt oder ins Open-Air-Kino gehen kann. So was immer nur mit dem Lebens-

gefährten zu machen ist etwas anderes.« Aber da ist niemand außer ihm.

Wenn ihr Partner auf Geschäftsreise ist, spreche sie drei, vier Sätze am Tag. Sie habe das Gefühl, für andere Menschen unsichtbar zu sein. Wie sich Einsamkeit bei ihr bemerkbar mache? »Ich spüre Druck auf der Brust oder ein Gewicht auf meinen Schultern.«

Franziska versucht, mit dem Stammtisch die Einsamkeit aus eigener Kraft zu überwinden. Dort sprechen sich alle nur mit Vornamen an, darum trägt sie auch in diesem Text keinen Nachnamen. Franziska will bei den Treffen Kontakte schließen. Noch ist es ihr nicht gelungen.

Zwei Wochen ist es her, dass Marc, der 60 Jahre alt ist, in seinem Apartment eine Ta-



Aristotle Roufentis

Marc arbeitet für eine Bildungseinrichtung im Ruhrgebiet, seine Kolleginnen und Kollegen sollen nicht erfahren, wie es ihm geht. Er hat schon früher depressive Phasen durchlebt, in denen er einsam war. Einsamkeit hat sich in der Gesellschaft breitgemacht, aber Einsamkeit ist häufig ein Stigma. Er drückt es so aus: Einzugestehen, dass man einsam ist, komme einem »persönlichen Offenbarungseid« gleich.

Julian, Franziska und Marc: drei Menschen, die unter Einsamkeit leiden. Und die bereit sind, ihre Geschichte zu erzählen, weil sich darin die Nöte vieler anderer Jugendlicher, Frauen und Männer wiederfinden.

Einsamkeit ist keine Krankheit, sondern ein subjektives Empfinden, das Stress auslösen kann. Ein Signal, das etwas fehlt, so wie bei Hunger. Wissenschaftler verstehen Einsamkeit als ein schmerzhaftes Gefühl, das eintritt, wenn unsere Beziehungen nicht unseren Wünschen und Bedürfnissen entsprechen. Manchen fehlt ein enger Freund oder eine Partnerin; jemand, dem sie wirklich vertrauen können, zu dem sie eine intime Bindung haben. Sie sind emotional einsam. Andere fühlen sich einsam, weil sie weniger Freunde, weniger Kontakt zu Arbeitskollegen oder Nachbarn haben, als ihnen lieb wäre. Sie sind sozial einsam.

Wenn es um Einsamkeit geht, richtet sich der Blick oft auf ältere Menschen, auf Witwen oder Männer und Frauen in Alten- und Pflegeheimen, deren Freunde und Verwandte gestorben sind. Betrachtet man die vergangenen 30 Jahre, fühlen sich Menschen über 75 laut dem Einsamkeitsbarometer des Bundesfamilienministeriums am stärksten von Einsamkeit belastet.

Doch sie trifft auch die Jüngeren. Eine kürzlich veröffentlichte Untersuchung des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, kurz BiP, hat ergeben: Gut jeder dritte Erwachsene zwischen 18 und 53 Jahren fühlt sich mindestens teilweise einsam. Bei den Menschen unter 30 sind es 44 Prozent. Frauen sind eher emotional und Männer häufiger sozial einsam.

Während der Pandemie, in Zeiten von Abstandsregeln und Lockdowns, ist die Quote der einsamen Menschen sprunghaft gestiegen. Von knapp 15 Prozent im Jahr 2017 auf fast 47 Prozent vier Jahre später. Obwohl der Anteil wieder gefallen ist, besteht die Einsamkeit nach Analyse des BiP auf hohem Niveau fort. Ein Long Covid der Seele. Experten erkennen auch die Tendenz, dass das Gefühl intensiver wird: Inzwischen fühlen sich 17 Prozent der Menschen sehr einsam.

Die Jugendlichen und jungen Erwachsenen bilden die neue Risikogruppe. Die Coronajahre haben sie enorm belastet und prägen sie anscheinend bis jetzt. In einer Umfrage der Bertelsmann Stiftung gaben rund zehn Prozent der 16- bis 30-Jährigen an, sehr einsam zu sein. Weitere 35 Prozent fühlten sich moderat einsam. Es kam heraus, dass junge Menschen in der Stadt einsamer sind als jene, die auf dem Land leben.

Alleinerziehende, Erwerbslose und Singles sind besonders gefährdet, einsam zu werden. Außerdem Schwerkranke, queere Menschen und Menschen mit Migrationserfahrung oder niedriger Bildung.

Jeder ist manchmal für eine Weile einsam, nach einer Trennung, einem Umzug, auf einer Dienstreise. Das ist nicht bedenklich, sondern menschlich. Doch wenn die Einsamkeit anhält, wenn man sie nicht besiegt, kann sie gesundheitliche und gesellschaftliche Folgen haben: Studien belegen, dass einsame Menschen öfter rauchen, mehr trinken, schlechter schlafen, sich weniger bewegen. Einsamkeit fördert Diabetes, Bluthochdruck, problematisches Essverhalten, Schlaganfälle und koronare Herzerkrankungen. Forscher haben berechnet, dass Einsamkeit so schädlich ist, wie 15 Zigaretten am Tag zu rauchen. Die Sterblichkeit steigt.

Wer einsam ist, leistet bei der Arbeit weniger, ist unzufriedener und meldet sich öfter krank. Fachleute schätzen, dass die Wirtschaft in den USA wegen der Fehltagel jedes Jahr 154 Milliarden Dollar verliert.

Zwischen Einsamkeit und Depressionen besteht eine Wechselwirkung. Einsame Menschen gehen seltener wählen und engagieren sich weniger. Offenbar auf der Suche nach Zugehörigkeit glauben einsame Jugendliche eher an Verschwörungserzählungen und sind empfänglicher für autoritäre Haltungen. Sie stimmten in einer Umfrage häufiger der Behauptung zu, dass es einige Politiker »verdient haben, wenn die Wut gegen sie auch schon mal in Gewalt umschlägt«. Die Autorinnen der Studie warnen, dass Einsamkeit ein »demokratiegefährdendes Potenzial« berge.

Von einer »Epidemie der Einsamkeit« ist die Rede, von einer »stillen Epidemie«. Der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Hendrik Wüst bezeichnet Einsamkeit als »die neue soziale Frage unserer Zeit« und lud zu einer »Einsamkeitskonferenz« in die Staatskanzlei nach Düsseldorf, um auf das Phänomen hinzuweisen. Die Bundesregierung hat einen 33-seitigen Katalog mit Maßnahmen gegen Einsamkeit beschlossen. Der Deutsche Ethikrat diskutierte auf seiner Jahrestagung über Einsamkeit als »existenzielle Erfahrung und gesellschaftliche Herausforderung«. Wohl kein anderes Gefühl wird gerade so aufmerksam betrachtet wie die Einsamkeit.

Julian

Fragt man Julian, den 17-jährigen Patienten in der Klinik am Chiemsee, wie sich Einsamkeit anfühlt, antwortet er: »Sie kratzt nicht. Sie beißt nicht. Sie tut einfach im Herz weh.«

Julian beschreibt sich selbst als schüchtern. Introvertierte Menschen suchen den Grund für die Einsamkeit eher bei sich selbst als bei anderen oder den Lebensumständen. Julian sagt, als Grundschüler habe er sich kaum gemeldet, und wenn ihn in der Nachmittagsbetreuung jemand ansprach, den er nicht kannte, habe er geweint. »Abends habe ich häufig im Bett gelegen und war einsam.« Sei-

sche gepackt hat und zur Bochumer Universitätsklinik für Psychiatrie fuhr. Er konnte nachts maximal drei Stunden schlafen, und wenn er morgens aufstand, hatte er das Gefühl, nicht frei atmen zu können. So erzählt er es.

Er sagt, er sei antriebslos gewesen, »ich habe nicht mehr gelebt, nur noch existiert«. Wie durch einen schwarzen Schleier habe er die Welt um sich herum wahrgenommen. »Ich habe gedacht: Keiner interessiert sich für mich.« Er habe sich minderwertig gefühlt. Nicht gebraucht. »Jeden Tag diese Einsamkeit. Ich habe das nicht mehr ausgehalten.«

Auch Marc heißt in Wahrheit nicht Marc. Er schämt sich, einsam zu sein. So wie Julian und Franziska auch. Sie wollen nicht, dass die Leute reden, ihr Leben noch schwerer wiegt.

ne Ärzte und Therapeuten meinen, einen Grund dafür zu kennen. Als Julian fünf war, hat sein Vater die Familie verlassen. Danach habe die Mutter ihrem Sohn nicht die Zuneigung schenken können, die er gebraucht hätte. Und wer in der Kindheit emotional vernachlässigt wird, erlebt sich öfter als einsam. Auch mit zunehmendem Alter.

»Der Verlust familiärer Strukturen erhöht das Risiko für Einsamkeit und Depression«, sagt Ulrich Voderholzer, der Ärztliche Direktor der Klinik. »Die Betroffenen vermissen oft die liebevolle Zuwendung und Verlässlichkeit in Beziehungen.«

Später auf der Gesamtschule war Julian Teil einer Clique, acht Leute. Er sagt, er habe seine Bedürfnisse zurückgestellt, um ihnen zu gefallen, »aber ich war ihnen irgendwann zu still«. Sie wollten nichts mehr mit ihm zu tun haben. »Die Ablehnung hat wehgetan. Da kam wieder die Einsamkeit hoch.«

Julian baute sich einen neuen Freundeskreis auf, spielte im Fußballverein, rechter Verteidiger. Einsamkeit ist etwas anderes als soziale Isolation und Alleinsein, auch wenn beides mit ihr zusammenhängen kann. Jemand kann es als angenehm empfinden, allein zu sein; Menschen entscheiden sich bewusst dafür. Ein Mensch gilt als sozial isoliert, wenn er erkennbar wenig mit anderen zu tun hat. Julian war weder allein noch isoliert. Er wurde einsam unter vielen. Er konnte zu den Menschen um ihn herum nicht die Nähe herstellen, die er vermisste.

Als sie sich wegen Corona nicht treffen durften, zockte er den halben Tag am Computer: das Fußballspiel »Fifa« und einen Ego-Shooter. Oder er scrollte durch Instagram, Snapchat, TikTok. Auch nach der Pandemie war er noch »bestimmt fünf Stunden« täglich auf den Plattformen unterwegs.

Die Einsamkeitsforscherin Maike Luhmann von der Ruhr-Universität in Bochum hat festgestellt, dass Jugendliche, die viel Zeit mit digitalen Medien verbringen, nicht automatisch einsamer sind. Es komme darauf an, wie sie diese anwenden. Man kann sagen: Je aktiver man digitale Medien nutzt, etwa um Freundschaften zu vertiefen oder um Freunde zu finden, desto eher können sie vor Einsamkeit schützen. Lässt man sich nur berieseln, begünstigen sie Einsamkeit. »Dann schaffen sie die Illusion, mit anderen Menschen verbunden zu sein, aber Follower ersetzen keine Freunde«, sagt Luhmann.

Generell gelte aber, dass Jugendliche besonders dann von Einsamkeit betroffen sind, wenn sie einen Großteil ihrer Freizeit mit sozialen Medien verbringen. In einer Studie lag die Grenze bei sechs Stunden täglich. In der Klinik in Prien war eine Patientin zur Therapie, die 800.000 Follower in den sozialen Medien hatte und einsam war.

Einer von Julians neuen Kumpels hat zu Hause einen Partyraum. Julian zeigt Fotos auf seinem Handy: Theke, Soundanlage, Dartscheibe. Dort haben sie abgehängt und über Fußball, Musik, Mädchen gequatscht.

Er kann sich an ein Treffen nach der Pandemie erinnern, sie waren zu acht oder neun, die Stimmung war ausgelassen. »Plötzlich habe ich mich völlig einsam gefühlt.« Er habe im Sessel gesessen, mit Tunnelblick. Die Einsamkeit habe ihn so gequält, dass ihm sein Leben in dem Moment sinnlos vorgekommen sei. Seine Freunde haben ihn gefragt, was mit ihm los sei. Warum er so deprimiert sei.

Es kann sein, dass Julian mehrere Monate in der Klinik bleiben wird. Julian spürt dort weniger Einsamkeit als zu Hause. »Weil mich meine Mitmenschen hier verstehen. Ich sehne mich nach Nähe und Geborgenheit.« Wenn er entlassen wird, will er sich im Fitnessklub anmelden, um neue Leute kennenzulernen. Er will wieder öfter zum Fußball gehen. Er hat verstanden, dass er sich nicht auf Social Media mit anderen vergleichen soll.

Der leitende Psychologe, der ihn betreut, sagt: Julian müsse sich zu Hause ein stabiles soziales Netz knüpfen, in dem er sich wohlfühlt. Er brauche jemanden, dem er emotional zugehörig ist. »Es wird möglicherweise schnell gehen, dass er sich wieder einsam fühlt. Deswegen muss er hier Strategien entwickeln, wie er damit umgeht.« Julian nimmt an einem Kurs teil, in dem er lernt, gut mit anderen Menschen in Kontakt zu treten.

Franziska

Die Psychologin Susanne Bückner von der Universität Witten-Herdecke nennt das junge Erwachsenenalter »Rushhour des Lebens«, eine Phase mit wechselnden Beziehungen, eine Zeit des Ausprobierens, in der die Identität reift. Das mittlere Alter, zwischen 30 und 65, ist für sie geprägt von Stabilität: Die Men-

schen richten sich im Beruf ein, gründen eine Familie. Bückner hat ermittelt, dass Menschen in diesem Lebensabschnitt am wenigsten einsam sind. Die Chance, Einsamkeit zu überwinden, ist noch recht hoch.

Franziska hofft, dass ihr genau das gelingt: die »stechende Traurigkeit« zu vertreiben, mitten im Leben zu stehen, aber nicht anzukommen. Dass Einsamkeit wehtut, ist wohl keine Floskel. Einsamkeit aktiviert im Gehirn ähnliche Areale wie Schmerz.

Franziska stammt aus Rheinland-Pfalz, gelernte Fotografin, mehrere Jobwechsel, heute arbeitet sie im Marketing. Sie zog ein paarmal um, mit Ende zwanzig wohnte sie nahe Köln und hatte zwei beste Freundinnen.

Es sei eine »coole Zeit« gewesen damals, sagt sie, »drei Frauen, die nach Feierabend loszogen und Spaß hatten«. Doch dann musste Franziska für den Job nach Frankfurt am Main wechseln, wo sie niemanden kannte.

Ihr Freund folgte ihr ein paar Monate später nach Hessen. Franziska sagt: »Wie findet man in unserem Alter am einfachsten Anschluss? Mit einem Kind. Im Geburtsvorbereitungskurs, in der Krabbelgruppe, beim Babyschwimmen.« Sie wollten Nachwuchs, aber es klappte nicht. Franziska war einsam.

Dabei können auch Mütter betroffen sein. Eine Studie von Einsamkeitsexpertin Bückner kam zu dem Ergebnis, dass sich Frauen ein Jahr nachdem sie ein Baby zur Welt gebracht haben, einsamer fühlen können als zuvor.

Als ungewollt kinderlose Frau blickte Franziska neidisch auf die Spaziergängerinnen, die einen Kinderwagen vor sich her schoben. »Ich fühlte mich als Außenseiterin.« Im Büro fand sie auch keinen Anschluss.

Mit ihrem Partner zog sie in einen Neubau, rund um Weihnachten sollte es ein gemeinsames Glühweintrinken für alle Bewohner geben, aber kaum jemand kam. Die anderen Paare im Haus wurden Eltern, zogen aus, neue junge Leute kamen, »ein ständiger Wechsel, die einzige Konstante sind mein Freund und ich«.

Die beiden haben ein Ritual: Zu Beginn des Jahres schreiben sie jeweils zwölf Aktivitäten auf Zettel, jeden Monat ziehen sie davon zwei, die sie dann machen – Minigolf, Theater, Bowling, Bootstour. Sie unternehmen die Dinge immer nur zu zweit. Sie gehen gern ins Restaurant, aber nie begleitet sie jemand. Ihr Partner habe damit kein Problem, »er muss seine sozialen Batterien nicht so aufladen wie ich«. Franziska macht es einsam. »Der Mensch ist doch ein Stammeswesen.«

Ihr Vater hat gesagt, sie müsse »vors Loch gehen«, dann würde sie schon andere Menschen kennenlernen. Franziska ist dann freitags abends in eine Kneipe gegangen, »ich habe all meinen Mut zusammengenommen«, sagt sie, aber sie habe sich beobachtet und abgewiesen gefühlt. Sie habe ein schnelles Bier getrunken und sei wieder gegangen.

Der Psychiater Manfred Spitzer von der Universität Ulm hat schon 2018 ein Buch über Einsamkeit geschrieben. Er sagt: »Einem

»Die Betroffenen vermissen oft liebevolle Zuwendung.«

Ulrich Voderholzer, Psychiater



Miria Koller / DER SPIEGEL



Aristotie Roufakis

chronisch einsamen Menschen zu raten, er solle die Initiative ergreifen, das ist, als würde man einem Rollstuhlfahrer sagen, er solle aufstehen.«

Franziska hält sich für offen und kommunikativ, sie sei gern unter Leuten. Aber es koste sie unendlich Energie, auf andere zuzugehen. Wer nicht selbst einsam sei, könne das nicht nachvollziehen. Sie sagt, sie brauche niemanden fürs Herz, sie liebe ihren Partner. Was sie sucht, sind Menschen, die sie einladen kann, sie kocht doch so gern. »Drei oder vier Leute würden mir schon reichen.«

Es gibt keinen Grenzwert, wie groß ein Freundeskreis sein muss, um nicht einsam zu sein. Es ist wie mit der Wohlfühltemperatur: Die einen sind bei 32 Grad zufrieden, den anderen genügen 13.

Der US-amerikanische Psychologe John Cacioppo hat zahlreiche Studien über Einsamkeit veröffentlicht. Auf Grundlage seiner Forschung hat er ein Konzept entwickelt, wie man ihr entkommen kann. Er nennt es EASE. Das E steht für »Erweitern des Aktionsradius«: Ein Gespräch an der Supermarktkasse oder ein Lächeln in der S-Bahn könne ein erster Schritt aus der Einsamkeit sein. A steht für »Aktionsplan«: Man soll sich eine Aufgabe suchen. S steht für »Selektieren von Kontakten«: Die Qualität der Beziehung zählt, man solle Zeit und Energie in wenige Menschen investieren. E steht für »Erwarten Sie das Beste«: Wer offen auf andere zugeht, wird auch offen empfangen.

In manchen Ländern gibt es groß angelegte politische Initiativen gegen Einsamkeit. Großbritannien hat seit 2018 einen Staatssekretär, der für Einsamkeit zuständig ist. Seine Abteilung investiert in Aufklärung und wirbt dafür, sich um andere zu kümmern. Bislang allerdings ohne großen Erfolg. In Japan verpflichtet ein Gesetz seit April die Kommunalverwaltungen, regionale Hilfsgruppen für Einsame einzurichten. Ob das Angebot angenommen wird, ist offen.

Zum Plan, den unsere Regierung verabschiedet hat, zählen eine Sensibilisierungskampagne und Projekte, in denen ältere Menschen digitale Kompetenzen erwerben können, Mehrgenerationenhäuser stehen in dem Papier genauso wie die Städtebauförderung des Bundes und der Länder, die seit 1971 läuft. Einsamkeitsforscherin Maïke Luhmann hätte sich gewünscht, »dass hier nicht nur bereits bestehende Programme umetikettiert werden, sondern tatsächlich auch in neue und funktionierende Maßnahmen gegen Einsamkeit investiert wird«.

Wohlfahrtsverbände und Vereine bieten niederschwellige Hilfe für einsame Menschen an. Sie richten Zuhörkioske ein oder stellen Plauderbänke in Parks auf, damit Einsame jemanden finden, der ihnen zuhört. Oder sie gründen Stammtische: Seit vier Monaten geht Franziska alle 14 Tage mittwochs ins Café »Mal Seh'n«, wo sich einsame Menschen treffen, organisiert von der Bürgerinitiative Gemeinsam gegen Einsamkeit.

Vor dem ersten Besuch habe sie Herzrasen gehabt, erzählt Franziska. Als sie draußen vor der Eingangstür stand, habe sie sich gefragt, wie Einsame wohl aussehen. »Ich habe an den Klassiker gedacht: traurige Omas um die 80 plus.« Aber dann saßen an den Tischen auch Menschen in ihrem Alter und jünger.

Jeder Termin hat ein Thema: Wann warst du richtig glücklich? Welche Märchenfigur bist du? Was ist dein Lieblingsbuch? So soll ein Gespräch in Gang kommen, die Gedanken sollen kreisen, die Gäste sich mit ihrer Lage auseinandersetzen.

Drei Stammtische gibt es jede Woche in Frankfurt, zwischen 10 und 30 Leute sitzen beieinander. Eine reiche Witwe und ein von Altersarmut betroffener Mann. Ein Mann, der die Spiele der Europameisterschaft allein guckt. Eine Frau, die fast geweint hat, als sie um sich herum Fans jubeln hörte, weil sie niemanden hatte, mit dem sie sich über das Tor freuen konnte. Beim Stammtisch kommen Menschen zusammen, die sich sonst kaum begegnen würden.

Franziska geht mittlerweile gern hin. Eine Freundschaft habe sich aber noch nicht ergeben, sagt sie. Neulich fand in Frankfurt der erste »FFM Girls Walk« statt, ein Spaziergang nur für Frauen, die Freundinnen suchen. Im Prinzip genau das Richtige für sie, findet Franziska, aber sie habe gelesen, dass die Frauen zwischen 25 und 34 waren. »Die sind mir zu jung.«

Sie weiß, das sie ihr Verhalten ändern muss. Franziska wohnt im Frankfurter Wes-



Aristotele Roulanis

ten, wo es noch keinen Stammtisch für Einsame gibt. Sie überlegt, einen zu eröffnen. Um nicht Gast zu sein, sondern endlich Gastgeberin.

Marc

Einsamkeit kann sich auf andere übertragen, ähnlich wie Freude und schlechte Laune. Eine Studie hat gezeigt, dass die Wahrscheinlichkeit, sich selbst einsam zu fühlen, um 52 Prozent höher liegt, wenn ein direkter Freund einsam ist. Wenn der Freund eines Freundes einsam ist, sind es noch 25 Prozent. Einsamkeit kann auch chronisch werden. Wenn sich Menschen über längere Zeiträume einsam fühlen, können sie in eine Abwärtsspirale geraten, in der sich ihre Gedankenmuster nachhaltig verändern. Es entsteht ein Teufelskreis der Einsamkeit.

Wenn jemand länger einsam ist, signalisiert ihm das Gehirn, dass er auf sich aufpassen muss, weil er nicht Teil einer Gruppe ist, die Schutz bietet. Er kann sensibler auf negative Signale reagieren wie einen genervten Gesichtsausdruck oder ein Kopfschütteln. Er nimmt seine Umgebung dann nicht mehr als Gelegenheit wahr, neue Beziehungen zu ermöglichen. Sondern als Bedrohung.

Diese falschen Bewertungen hindern einsame Menschen daran, anderen zu begegnen. Oder sie verhalten sich sogar feindselig. Die Reaktionen führen dann wiederum zu Ablehnung, die der Einsame fürchtet. Ab wann jemand als chronisch einsam gilt, ist unklar. Fachleute gehen von sechs Monaten bis zwei Jahren aus.

In der Psychiatrie in Bochum will Marc lernen, wie er ein erfüllteres Freizeitleben führen kann. Ohne Hilfe kriegt er es nicht hin,

seine Einsamkeit zu überwinden, davon ist er überzeugt. »Ich verlange schon nicht mehr, glücklich zu werden«, sagt er. »Ich möchte einfach nur klarkommen.«

Er findet es »elendig«, auf andere Menschen zuzugehen. Zum einen, weil er meint, sich dann anzudienen. Zum anderen, weil er Angst hat. »Angst, nicht gemocht zu werden. Angst, nicht zu genügen. Angst, etwas falsch zu machen.« In letzter Zeit hat er Zwänge entwickelt: Er kontrollierte zu Hause ständig, ob der Wasserhahn zuge dreht und der Herd abgeschaltet ist.

Klinikdirektor Georg Juckel sieht vermehrt Patienten, denen es ähnlich geht. Bei denen die Arbeit viel Raum eingenommen habe und deren Privatleben verdorrt sei. Die in der Einsamkeit die Fähigkeit verloren hätten, lange und tiefgründige Gespräche zu führen. Denen ihr Dasein vorkomme wie eine Isolationshaft.

Marc sagt, das Studium sei die schönste Zeit seines Lebens gewesen. »Wir waren eine super Truppe.« Zehn Männer und Frauen, die sich nach den Vorlesungen beim Griechen trafen, um die Weltlage zu erörtern. Nach dem Examen verließen seine Gefährten nach und nach die Stadt, sein bester Freund ging als Erster, nach Sachsen-Anhalt, fünf Autostunden entfernt. Nur Marc blieb. »Da habe ich auf einmal gespürt: Die sind ja alle

»Follower ersetzen keine Freunde.«

Maike Luhmann, Einsamkeitsforscherin

weg.« Seitdem trauert er der Vergangenheit hinterher. Als wäre er in der Zeit stehen geblieben.

Die Arbeit erfüllt ihn, aber er hat keine Freunde im Kollegenkreis. »Da passt niemand zu mir«, sagt Marc. Außerdem möchte er Berufliches von Privatem trennen. Seinen Tagesablauf schildert er wie folgt: Nach der Arbeit hört er Musik; Joy Division, New Order, Beach Boys. »Manchmal bewege ich mich auch dazu.« Ab 20 Uhr schaut er fern, um 22 Uhr geht er ins Bett.

Das Wochenende ist ein langer Feierabend. Und die Ferien sind ein unendlich langes Wochenende.

Hin und wieder fährt er nach Dortmund oder Gelsenkirchen, wo zwei seiner alten Kommilitonen leben. Seinen sozialen Durst stillen die Besuche nicht. Marc vermisst seinen besten Freund. »Er hat Ersatz für mich gefunden, aber ich nicht für ihn.«

Er hat kein Problem damit, bei der Arbeit vor anderen Menschen zu stehen und zu reden, aber er kann sich nicht vorstellen, in eine Bar zu gehen. »Ich denke mir, das sind alles geschlossene Gesellschaften, die wollen mich nicht aufnehmen.« Es gab Momente, in denen er sich eingebildet habe, die Leute würden ihn angucken, als klebe auf seiner Stirn ein Schild mit der Aufschrift »geistesgestört«.

Marc meint einen Weg zu kennen, der ihn aus der Einsamkeit führen würde. »Ich bräuchte nur einen Menschen, zu dem ich regelmäßig gehen und dem ich vertrauen kann«, sagt er.

Seine Einsamkeit vergleicht er mit einem tiefen Loch, das er sich selbst gegraben habe. Sein Leben sähe anders aus, wenn er eine Partnerin hätte, da ist er sich sicher. Doch er schafft es nicht, eine feste Beziehung zu einer Frau aufzubauen. Es gab Flirts und Liebschaften, aber immer wenn es ernst wurde, sei er weggerannt. »Weil ich die andere Person nicht mit meiner blöden Macke traurig machen wollte.« Die Einsamkeit hindert ihn daran, etwas gegen die Einsamkeit zu tun.

Berührungen zwischen Menschen können Stress reduzieren, das Immunsystem stärken. Eine Studie hat gezeigt, dass sich Menschen auch emotional besser fühlen, wenn sie während eines Gesprächs ein humanoider Roboter berührt, eine menschenähnliche Maschine. Die meisten Versuchspersonen, junge Studenten, lächelten oder lachten, niemand zog die Hand weg. In der Psychiatrie in Bochum gibt es einen Roboter, der auf die Patienten zugehen und sie ansprechen soll. Vielleicht sieht so die Zukunft aus, wenn man chronische Einsamkeit lindern will.

Noch kommt es auf den Menschen an. Marc wohnt in einem Mehrfamilienhaus, mit einer Nachbarin, die ihren Mann verloren hat, »sie ist auch einsam«. Er findet die Frau sympathisch, hat aber noch nie etwas mit ihr unternommen. »Die kommt mit ihrer Einsamkeit komplett klar.«

Glaubt er zumindest. ■

Tauchfahrt zum Torpedo

KAMPFMITTEL Am Boden der deutschen Ostsee lagern rund 300.000 Tonnen Weltkriegsaltlasten. Jahrelang wurde über deren Bergung diskutiert, die jetzt endlich beginnt.

Leise schnurrt »Käpt'n Blaubär« durchs Wasser der Lübecker Bucht. Ein 300 Meter langes gelbes Kabel verbindet den ferngesteuerten Roboter mit dem Forschungsschiff »Alkor«, das vor Neustadt in Holstein kreuzt. »Außerdem haben wir noch drei autonome Unterwasserroboter in Betrieb«, sagt Jens Greinert. Der Meeresgeologe vom Geomar Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung Kiel leitet ein Projekt, das mit seinen Tauchmaschinen eine Katastrophe am Meeresgrund verhindern soll.

Seit Jahrzehnten liegen dort große Mengen alter Munition. Geschätzt 1,6 Millionen Tonnen Waffenschrott modern seit Ende des Zweiten Weltkriegs am Boden der deutschen Gebiete in Nord- und Ostsee vor sich hin: Artilleriegranaten, Kisten voller Patronen für Handfeuerwaffen, Brandbomben, Torpedos, Gefechtsköpfe von V1-Marschflugkörpern, Nebelgranaten. Nach Kriegsende wurden die Sprengstoffe auf Schiffe gebracht und auf See über Bord gekippt.

In der Nordsee wurden die Altlasten über Jahrzehnte von Sand und Schlick bedeckt, die der stete Wechsel von Ebbe und Flut über den Meeresgrund spült.

In der ruhigeren Ostsee liegen die Sprengkörper meist noch immer frei. Insgesamt wohl um 300.000 Tonnen, etwa ein Sechstel davon in der Lübecker Bucht. Geborgen wurden bislang nur einzelne Sprengkörper, die den Schiffsverkehr behinderten oder beim Bau von Offshore-Windparks störten.

Doch gefährlich ist die Munition nicht erst, wenn sie etwa vom Anker eines Schiffs erfasst wird. Die Hüllen der Sprengkörper rosten, werden porös und entlassen Sprengstoffe wie RDX und TNT in die Umwelt. Laut Europäischer Chemikalienagentur sind sie wahrscheinlich krebserregend und schädigen das Erbgut. Im Wasser rund um die Munitionsreste sowie in Fischen und Muscheln, die dort gefangen wurden, fanden Forschende die Substanzen und deren Abbauprodukte ebenso wie giftige Schwermetalle wie Quecksilber.

Jahrelang kümmerte sich außer einigen Wissenschaftlern kaum jemand um die Gefahr am Meeresboden. Erst die Ampelkoalition versprach bei Amtsantritt Ende 2021, das Problem anzupacken. Gefördert durch ein 100-Millionen-Euro-Sofortprogramm des Bundesumweltministeriums, sollen nun drei

Spezialfirmen insgesamt 50 Tonnen Munition aus der Ostsee holen.

Das Projekt von Geomar-Mann Greinert soll helfen, die Bomben zu bergen. Tauchroboter wie »Luise« kundschaften aus, wo das Gefahrgut lagert. Überall dort, wo Munition vermutet wird, schießen sie hochauflösende Fotos vom Meeresgrund. Die aktuellen Bergungsgebiete liegen in Schleswig-Holstein, vor Haffkrug und Pelzerhaken. Ursprünglich sollte auch vor Boltenhagen in Mecklenburg-Vorpommern geräumt werden. Doch die Arbeiten wurden vorerst aufgeschoben. Eine Bergungsfirma habe ein unwirtschaftliches Angebot abgegeben, eine andere unvollständige Unterlagen eingereicht, heißt es auf SPIEGEL-Anfrage aus dem zuständigen Ministerium in Schwerin.

Im Inneren der »Alkor« verfolgt Greinert die Livebilder des Tauchroboters. Ein Kollege hält den Apparat mit der Fernsteuerung einer Spielkonsole auf Kurs. In rund 20 Metern Wassertiefe schwebt »Käpt'n Blaubär« an einem Torpedo entlang. Dessen metallene Hülle ist von Seesternen und Algen bedeckt, dazwischen klaffen mehrere Löcher. Greinert lässt den Roboter eine Wasserprobe nehmen, nach Rückkehr wird sie noch an Bord des Schiffs auf Sprengstoffreste untersucht.

Wenn nun 50 von 300.000 Tonnen geborgen werden – ist das nicht lächerlich we-

nig? Greinert sagt, es gehe darum, einen ersten Schritt zu machen. »Wir wollen die Technologie erproben.« Welche Art von Greifern benötigt man, um rostige Granaten heraufzuholen? Und welche für Holzkisten voll Gewehrmunition? Wie fest darf man zudrücken, um die verrottende Fracht nicht zu zerbröseln? Wie stark lässt sich die Bergung automatisieren? Die richtige Technik soll den Weg ebnen, damit irgendwann große Mengen der Weltkriegsmunition geräumt werden können.

Sobald die ersten Teile geborgen sind, sollen sie ins niedersächsische Munster gebracht werden. Dort betreibt die Gesellschaft zur Entsorgung von chemischen Kampfstoffen und Rüstungsaltlasten eine deutschlandweit einmalige Entsorgungsanlage.

Weil die schon jetzt fast ausgelastet ist, soll in einem weiteren Schritt des Projekts der Prototyp einer schwimmenden Plattform entwickelt werden. Auf der könnte die Munition direkt geöffnet und ihr gefährlicher Inhalt dann gleich auf dem Meer in einem Spezialofen verbrannt werden. Mindestens zwei Firmen, Thyssenkrupp und Rheinmetall, würden diese Plattform gern bauen. Wer den Zuschlag bekommt, ist noch nicht entschieden.

Inzwischen ist »Käpt'n Blaubär« von seiner Tauchfahrt zurück. Eine Viertelstunde später liegt das Ergebnis der Wasserprobe vor. Geomar-Forscher Aaron Beck zeigt auf eine Kurve vor ihm auf dem Computermontitor: »Das ist ein TNT-Peak.« Auch die Sprengstoffe RDX und DNB lassen sich in der Probe nachweisen. »Bei RDX ist es die höchste Konzentration, die ich auf dieser Ausfahrt gemessen habe«, sagt Beck. Für Badende sind die Werte noch nicht gefährlich. Doch der Torpedo, den »Käpt'n Blaubär« untersucht hat, ist undicht und vergiftet nach und nach die Ostsee, so wie Abertausende andere verklappte Sprengsätze auch. Ihre Bergung wird viele Jahre dauern und wohl Milliarden kosten.

Christoph Seidler



Forschungstaucher mit Munition: Draußen auf See über Bord gekippt



Milchkühe im Stall: Viele Fragen bleiben offen

Virus in der Milch

VOGELGRIPPE H5N1 breitet sich in Kuhställen in den USA aus und hat vereinzelt bereits Menschen infiziert. Nun zeigt sich, wie sich der Erreger verändert und was ihn von üblichen Grippeviren unterscheidet.

Kaum ist die Coronapandemie vorbei, warnen Expertinnen und Experten vor einem neuen Erreger: Die Vogelgrippe hat sich in Vögeln längst nahezu global ausgebreitet, befällt inzwischen aber auch Säugetiere. In den USA grassiert das Virus derzeit unter Milchkühen, viermal ist es von ihnen auf Menschen überggesprungen. Alle Infizierten hatten engen Kontakt zu den Tieren und sind nur milde erkrankt. Doch viele Fragen bleiben offen – und eine neue Studie beunruhigt Forschende zusätzlich.

»Das H5N1-Virus weist Merkmale auf, die eine Infektion und Übertragung bei Säugetieren erleichtern könnten«, heißt es in der Untersuchung im Fachblatt »Nature«. Offenbar hat sich der Erreger bereits an Säugetiere – und damit an Menschen – angepasst. Das Virus H5N1 kursiert seit Jahrzehnten verstärkt unter Vögeln, zuerst war das in Asien der Fall. Rund 900 Menschen haben sich seit 2003 in direktem Kontakt mit infizierten Vögeln insbesondere in Asien angesteckt – mindestens. Mehr als 460 von ihnen sind gestorben.

»Der aktuelle Ausbruch der H5N1-Influenza bei amerikanischen Milchkühen war ein Schock für Virologen«, sagte Ed Hutchinson von der Universität Glasgow dem britischen Science Media Center (SMC). Es sei überraschend gewesen, weil Rinder kein bekannter Wirt für diese Art von Grippeviren seien. Und

alarmierend, weil die Tiere sehr große Mengen des Virus mit ihrer Milch ausgeschieden hätten.

Um das Risiko von H5N1 besser zu verstehen, hat eine Gruppe um den renommierten Grippevirusexperten Yoshihiro Kawaoka von der University of Wisconsin-Madison untersucht, wie es sich in Mäusen und Frettchen ausbreitet. Sie werden oft als Versuchstiere genutzt, um etwa zu prüfen, ob sich ein Krankheitserreger über die Atemwege ausbreiten kann. Außerdem analysierten die Forschenden, inwiefern der Erreger sich bereits an Säugetiere angepasst hat.

Das Team ließ die Tiere etwa mit dem Virus versetzte Luft atmen oder Milch von einer infizierten Kuh aus dem Bundesstaat New Mexico trinken. Das Ergebnis: Die Tiere steckten sich an, egal ob sie das Virus direkt über die Milch oder über die Atmung genommen hatten. Auf beiden Wegen sind Infektionen demnach möglich, allerdings ist das Risiko unterschiedlich hoch, wie weitere Tests zeigten.

Im Gegensatz zur saisonalen Grippe, die im Versuch lediglich die Atemwege befiel, breitete sich das Vogelgrippevirus H5N1 im Körper der Versuchstiere aus, wanderte etwa in Augen, Hirn, Leber, Milz oder Niere – und in die Milchdrüsen. Säugende Mäuse übertrugen den Erreger dann mitunter über die Muttermilch auf ihre Jungen. Auch in Kuh-

milch wurde das Virus gefunden; pasteurisierte Produkte stellen jedoch keine Gefahr für den Menschen dar, weil die Erreger beim Erhitzen absterben.

Erwachsene Frettchen steckten sich untereinander hingegen kaum an. Es sei eine gute Nachricht, dass H5N1 im Gegensatz zur saisonalen Grippe zu keiner effektiven Übertragung über die Atemwege in der Lage sei, erklärt Hutchinson. Etwas besorgt sind Fachleute angesichts der jüngsten Erkenntnisse dann aber doch. »Begrenzt«, so schreiben die Autoren der Studie, hätten sie eine Übertragung über die Luft feststellen können. Dafür wurden Frettchen so in Käfige gesperrt, dass sie sich zwar nahe waren, sich aber nicht direkt berühren und darüber hätten anstecken können.

Erklären lässt sich diese Beobachtung mit der Struktur von H5N1. Viren tragen auf ihrer Oberfläche Proteine, mit denen sie an Rezeptoren auf Körperzellen ihrer Wirte andocken können. Nur wenn diese Proteine und Rezeptoren zusammenpassen, ist eine Infektion möglich. Nun berichten die Studienautoren, H5N1 könne an einen bestimmten Sialinsäure-Rezeptor binden, der in den oberen Atemwegen von Menschen vorkomme. Frühere Stämme waren der Studie zufolge nicht dazu in der Lage. Aber was bedeutet das für die Infektionsgefahr?

Das Team um Kawaoka habe bereits in früheren Untersuchungen gezeigt, dass H5N1-Vogelgrippeviren prinzipiell die Fähigkeit erlangen könnten, sich über die Atemwege in Säugetieren zu verbreiten, so Hutchinson. Dann würde es deutlich schneller mehr Menschen infizieren. Einige der dafür notwendigen Eigenschaften besitze es inzwischen – aber eben noch nicht alle. »Um es klar zu sagen, das Virus scheint sich noch nicht effektiv über die Atemwege ausbreiten zu können«, so der Forscher. Von keinem der vier infizierten Menschen in den USA sei bekannt, dass er das Virus weitergetragen hätte.

»Besonders die Übertragungsexperimente von Frettchen zu Frettchen, die keinen effizienten Virustransfer ergaben, bestätigen eine noch eingeschränkte Anpassung des verwendeten H5N1-Isolats aus Kühen«, sagt auch Martin Beer vom Friedrich-Loeffler-Institut laut deutschem SMC. Martin Schwemmler vom Universitätsklinikum Freiburg meint, dass die Studie »sehr deutlich« zeige, »dass dieses H5N1-Virus aus Kuhfarmen, aber auch andere H5N1-Viren bisher nicht die Eigenschaften besitzen, um für die Bevölkerung sehr gefährlich zu werden«. Prinzipiell seien Versuche mit Frettchen wichtig, um das Risiko einer möglichen Übertragung zwischen Menschen abschätzen zu können – aber eben nur ein Teil der Risikobewertung.

Der Virologe Christian Drosten hält H5N1 in Kühen derzeit für »einen der wichtigsten und gefährlichsten Pandemie Kandidaten«. Er empfiehlt, seine Verbreitung in den USA »sofort und durchgreifend« zu stoppen.

Anika Freier

»In allen Tampons Blei«

HYGIENE Das Ergebnis einer aktuellen US-Studie alarmiert Frauen weltweit. Die Forscherin Kathrin Schilling erklärt, ob die Sorge vor giftigen Metallen in Tampons berechtigt ist.

SPIEGEL: Frau Schilling, Sie sind eine der Forscherinnen, die bis zu 16 teilweise giftige Metalle in Tampons gefunden haben. Wie kommen diese Stoffe in die Hygieneartikel?

Schilling: Tampons enthalten oft einen hohen Baumwollanteil. Eine Erklärung könnte die Umwelt sein, dass also die Pflanzen mit kontaminiertem Boden und Wasser in Kontakt gekommen sind. Eine andere ist womöglich der Herstellungsprozess der Produkte: der Abrieb von Maschinen oder der Zusatz bestimmter Stoffe wie Zinkoxid, das bakterielles Wachstum und damit Gerüche verhindert. Das können wir aber nur mutmaßen. Leider weiß man bislang sehr wenig darüber, was sich ganz genau in einem Tampon befindet.

SPIEGEL: Millionen Frauen weltweit nutzen Tampons, pro Frau sind es etwa 7000 Stück im Laufe eines Lebens – und es ist unklar, wie und woraus die Produkte hergestellt werden?

Schilling: Oftmals ja. Das fängt bei der Herkunft der Baumwolle an und endet bei den Zusatzstoffen. In den Patenten haben wir Listen gefunden, was die Produzenten den Tampons hinzufügen könnten. Da sind mitunter 20 Stoffe aufgeführt: Duftstoffe, Bleichmittel, Chemikalien, mit denen sich Fasern gleitfähiger machen lassen. Welcher Hersteller am Ende was davon zu welchen Anteilen nutzt, das war für uns nicht nachvollziehbar. Tampons sind eine Blackbox.

SPIEGEL: War diese Erkenntnis der Anreiz für diese Studie?

Schilling: Nein. Ausgangspunkt war eine epidemiologische US-Studie. Sie hatte eine Korrelation gezeigt zwischen Frauen, die Tampons nutzen, und einem erhöhten Quecksilbergehalt in ihrem Blut. Deshalb dachten wir: Prüfen wir mal, ob wir das tatsächlich in Tampons nachweisen können, und untersuchen gleich andere



Columbia University

Schilling, 42, geboren in Thüringen, ist Assistenzprofessorin für Umwelt- und Gesundheitswissenschaften an der Columbia University in New York City.

Metalle mit, die für den Menschen gefährlich sein können.

SPIEGEL: Wie sind Sie vorgegangen?

Schilling: Wir haben verschiedene Produkte von 14 Marken in New York, London und Athen gekauft oder im Internet bestellt. Im Labor haben wir jeden Tampon in zwei Hälften geschnitten, mit Säure versetzt und das Material in der Mikrowelle aufgelöst. Mit einem kalibrierten Massenspektrometer, einem speziellen Instrument, haben wir dann die verschiedenen Metalle gemessen.

SPIEGEL: Was ist herausgekommen?

Schilling: Quecksilber und Chrom, zwei toxische Metalle, konnten wir so gut wie gar nicht messen, dafür alle anderen Metalle, wenn auch in unterschiedlichen Konzentrationen. Besorgniserregend ist, dass wir in allen Tampons Blei fanden, im Mittel 120 Nanogramm pro Tampon-Gramm.

SPIEGEL: Laien können mit dieser Zahl wenig anfangen. Überschreitet dieser Gehalt zulässige Grenzwerte?

Schilling: Vergleicht man diesen Wert mit dem Bleigehalt, der im deutschen Trinkwasser erlaubt ist, haben wir in einem Gramm Tampon etwa die zehnfache Menge nachgewiesen. Unabhängig davon: Für Blei gibt es keinen sicheren Wert. Blei ist immer giftig, egal in welchen Dosen, und besonders problematisch, wenn man häufig damit in Kontakt kommt. Es lagert sich in den Knochen an, ersetzt dort Kalzium. Und es kann zu kognitiven und neurologischen Funktionsstörungen und Problemen bei der Fruchtbarkeit von Frauen führen.

SPIEGEL: Welche toxischen Metalle konnten Sie noch identifizieren?

Schilling: Kadmium und Arsen zum Beispiel, wenn auch nur in sehr geringen Mengen.

SPIEGEL: Waren diese gemessenen Werte bedenklich?

Schilling: Sie erscheinen erst mal nicht problematisch. Immer mehr

Studien zeigen aber, dass auch kleinste Dosen die Gesundheit belasten können. Beide Metalle werden unter anderem mit Herz-Kreislauf-Erkrankungen in Verbindung gebracht. Arsen gilt auch als krebserregend. Aus diesem Grund gibt es für Reis, der von Natur aus arsenhaltig ist, klare Regularien, wie viel darin enthalten sein darf. Für Hygieneartikel gibt es so gut wie keine Regularien.

SPIEGEL: Sie sagten, dass die Metallkonzentrationen in den Produkten variierten. Inwiefern?

Schilling: In den Tampons, die wir in Europa gekauft haben und von denen einer auch in Deutschland vertrieben wird, war der Bleigehalt niedriger als in den amerikanischen Produkten. Wobei ich einschränkend sagen muss, dass wir nur drei europäische Produkte getestet haben. Und weil man ja oft denkt, dass Bioprodukte besser sind: Darin haben wir zwar weniger Blei gefunden, dafür aber mehr Arsen.

SPIEGEL: Lösen sich die Metalle denn überhaupt aus den Tampons, wenn Frauen sie verwenden?

Schilling: Daran haben wir inzwischen weitergeforcht und die Tampons für mehrere Stunden in 37 Grad Celsius warmes Wasser gelegt, also in etwa Körpertemperatur. Dabei hat sich sehr viel Zink herausgelöst, das in hohen Dosen dem Immunsystem schaden kann. Blei tritt eher weniger aus, Arsen dagegen fast vollständig.

SPIEGEL: Werden diese Metalle über die Schleimhaut aufgenommen?

Schilling: Man weiß, dass bestimmte Medikamente in geringeren Dosen effektiver über die vaginale Schleimhaut aufgenommen werden können als bei oraler Einnahme. Bislang gibt es keine Studien über die Aufnahme von Metallen über die vaginale Schleimhaut. Der nächste Schritt ist daher, das im Labor zu untersuchen, indem wir vaginale Zellen Metallen aussetzen und deren Aufnahme durch die Zellen dokumentieren.

SPIEGEL: Raten Sie nach Ihrer Studie Frauen von Tampons ab?

Schilling: Das ist eine schwierige Frage. Zumal wir die genauen Gesundheitsrisiken noch gar nicht abschätzen können, was jedoch für viele Menschen von größtem Interesse ist. Wir haben auch nur kleine Produktmengen getestet. Deshalb betonen wir immer wieder: Diese Studie soll ein Anstoß sein, Hygieneartikel im großen Stil zu prüfen. Die Hersteller müssen endlich verpflichtet werden, die Inhaltsstoffe ihrer Produkte transparent zu machen und diese auf alle toxischen Stoffe zu testen.

Interview: Antje Windmann



Getty Images

Hygieneartikel: »So gut wie keine Regularien«



Model bei Show des Berliner Labels Namilia

Sebastian Reuter / Getty Images

Wortwörtlicher Shitstorm

KÖRPERKULTUR Ozempic ist nicht nur eine Abnehmspritze, sondern vor allem ein Medikament. Und es hat unangenehme Nebenwirkungen, wie man in Hollywood weiß.

Dem Zyklus, das wissen alle Modemenschen, ist nicht zu entkommen. Irgendwann kehrt wirklich jeder Trend wieder. Anders lässt sich nicht erklären, dass nun schon seit einer Weile die frühen Nullerjahre wieder über die Laufstege geistern, als hätte irgendjemand sie vermisst. Auf der Berliner Fashion Week zeigte zum Beispiel das aktuell sehr hippe Label Namilia eine Kollektion, die allerdings nicht nur die Looks (sehr viel zerschnippelte Ed-Hardy-Klamotten), sondern auch die Attitüde dieser Ära (völlig zügelloser Celebrity-Wahn) zitieren wollte. Klug und konsequent auf die heutige Zeit übertragen, kam dabei ein »We love Ozempic«-T-Shirt heraus – also eine flachsironische Hommage an die neue Wunder-Abnehmspritze

des Showbiz. Schon in den Nullerjahren wäre Ozempic ein Megahit gewesen.

Blöd nur, dass Ironie im Internet kaum funktioniert. Über das Label brach eine Empörungswelle herein. »Schämt euch!« lautete ein Kommentar unter dem Instagram-Post des Labels. »Viele Menschen kommen nicht an ihre Medikamente, und ihr bewirbt das, als ob es lustig wäre.« Ozempic wurde ursprünglich als Diabetes-Medikament entwickelt, wegen seiner Zweckentfremdung wird es jetzt knapp für Zuckerkrankte. »Von allem, was man aus den Nullerjahren wiederbringen sollte«, schreibt jemand anderes, »ist diese Pro-Anorexie- und Selbstzerstörungskultur wirklich das allerletzte, selbst als Witz.« Das Urteil ist klar: Die Looks nehmen wir

gern, die kranke Körperkultur könnt ihr behalten. Dass man sich mit Ozempic schnell einen Shitstorm einfängt, hätten die Namilia-Macherinnen wissen können, wenn sie dem neuesten Klatsch aus den Hamptons aufmerksamer verfolgt hätten.

Gefühlt ganz Hollywood spottet nämlich gerade über die Geschichte, die einem Gast von Gwyneth Paltrow passiert sein soll. Der Mann (*Name der Redaktion bekannt*) soll in einem Gästebett der Schauspielerin eine so schreckliche Durchfallattacke gehabt haben, dass er keinen anderen Ausweg sah, als überstürzt abzureisen. Die Klatschpresse munkelt, übermäßiger Ozempic-Gebrauch habe seine Verdauung durcheinandergebracht. Dem Zyklus entkommt man eben nicht. Matern von Boeselager

Mächtig aufgepumpt

FILME Die US-Filmproduktionsfirma A24 ist mittlerweile so erfolgreich, dass sie ein eigenes Henne-Ei-Problem geschaffen hat: Was war als Erstes da – das Meme oder der Film? Viele der Kinohits von A24 – von »Midsommar« über »Everything Everywhere All at Once« bis »Civil War« – sind für das Zerschnipseln in Social-Media-kompatible Einheiten derart perfektioniert, dass man sich fragen muss, ob die Stoffe parallel zur Marketingkampagne entwickelt wurden oder erst danach. Auch der neue A24-Film, »Love Lies Bleeding«, der am 18. Juli in die Kinos kommt, gibt darauf keine abschließende Antwort. In der Geschichte um eine Amour fou zwischen einer Bodybuilderin und der Angestellten eines Fitnessstudios sieht alles so unglaublich gut aus, dass jede Einstellung als Instagram-Post taugt. Für ihre zweite Regiearbeit nach dem Achtungserfolg »Saint Maude« von 2019 hat die Britin Rose Glass als Hauptdarstellerin Kristen Stewart gewonnen und ihr mit der früheren Bodybuilderin Katie O'Brian eine Partnerin zur Seite gestellt, die es mit Stewarts Charisma locker aufnehmen kann. Im Fitnessstudio eines Kaffs in New Mexico lernen sich ihre Figuren Ende der Achtzigerjahre kennen. Stewarts ambitionslose Lou hängt in ihrer Geburtsstadt fest und kümmert sich neben ihrem Job im Crater Gym um kaum mehr als ihre Katze. O'Brians streunende Jackie will sich dagegen vor Ort nur schnell für einen Bodybuilderwettbewerb in Las Vegas vorzeigbar aufpumpen. Im Rausch der Hormone – der natürlichen, die die erotische Anziehung zwischen ihr und Lou auslösen, ebenso wie der künstlichen, mit denen sich Lou in Form von Anabolikaspritzen versorgt – bleibt Jackie länger als geplant. Und merkt zu spät,



»Love Lies Bleeding«. Regie: Rose Glass. Mit: Kristen Stewart, Katy O'Brian, Ed Harris. Länge: 104 Minuten. Ab 18. Juli.

in welchen Strudel der Gewalt sie Lou und deren dysfunktionale Familie hineingezogen haben. Wie auf Anabolika wirkt auch die Inszenierung von Glass: Organisch entwickelt ist hier an Gefühlen und Figuren nichts, dafür sind der Sex, der Eighties-Style und die Gewalt von »Love Lies Bleeding« aufgepumpt. Besser also, man nimmt den Film als Spektakel, dann macht er viel Spaß – womit das Kalkül von A24 wieder aufgegangen ist. Der Onlineshop der Produktionsfirma hat übrigens T-Shirts mit dem Logo vom Crater Gym im Angebot. Gerade sind sie ausverkauft. Aber es gibt eine Wartezeit. Hannah Pilarczyk

»Vergnügt boshaft«

LITERATUR Der Reiz der Thriller, die sich der US-Schriftsteller Ross Thomas ausgedacht hat, nährt sich aus der genauen Kenntnis krummer politischer Machenschaften und der Begeisterung für lustig komplizierte Storys. Sein Roman »Die Narren sind auf unserer Seite« von 1970, der nun in frischer Übersetzung auf Deutsch erschienen ist, spielt in Hongkong und in der texanischen Stadt Swankerton, aber auch in San Francisco, Berlin und Bonn. Das Buch schildert viele filmreife Szenen, zum Beispiel einen 8000-Meilen-Geheimflug in einem riesigen Militärtransporter mit nur zwei Passagieren, von denen einer Gefängniskleidung trägt. Thomas lebte von 1926 bis 1995 und war Politikberater und Rundfunkjournalist beim Militärsender AFN, bevor er im Alter von 40 Jahren mit dem Schreiben begann. In Deutschland haben die Bücher des Autors besonders viele Fans, weil der Alexander Verlag in Berlin 2005 begonnen hat, sämtliche 25 zuvor oft nur gekürzt erschienene Thomas-Romane in voller Länge und neu übersetzt herauszubringen. Stephen King hat die Bücher des Kollegen dafür gelobt, wie »vergnügt boshaft« in ihnen vom Verbrechen erzählt werde. In »Die Narren sind auf unserer Seite« sind schon die meisten Namen der Protagonisten bizarr. Lucifer Dye heißt der



Ross Thomas: »Die Narren sind auf unserer Seite«. Aus dem Amerikanischen von Gisbert und Julian Haefs. Alexander; 584 Seiten; 20 Euro.

Held, ein ehemaliger US-Geheimdienstler, der für eine undurchsichtige Antimafiaoperation in der texanischen Provinz engagiert wird. Helfen soll ihm der dort gerade abgesetzte Polizeichef, er trägt den Namen Homer Necessary. Die Menschen in Texas sind entweder Gangster, oder sie haben wie fast alle Romanfiguren von Thomas ihre Ideale gegen eine kühle Verzweiflung über den Zustand der Welt eingetauscht. Es wird viel und grausam gestorben, es gibt ein paar eher beiläufige, melancholisch absolvierte Liebesabenteuer, überhaupt prägt der morbide Zauber des vom Kalten Krieg dominierten Nachkriegszeitalters den Roman. Die Beschreibungen des gesellschaftlichen Zerfalls in den USA allerdings klingen höchst gegenwärtig. »Ein Klima der Apathie ist ein perfekter Nährboden für zivile Zersetzung«, heißt es einmal über die Stimmung in der exemplarisch kaputten Musterstadt Swankerton, in die sein Einsatz Lucifer verschlagen hat. Nicht seine Bücher seien zynisch, hat Autor Ross Thomas behauptet, sondern die Wirklichkeit sei es. Wolfgang Höbel

Songs, die Halt und Hoffnung geben

POP Griff schwankt. An einem Tag will sie tanzen, am nächsten weinen. In einem Moment erschlägt sie der Ennui, im nächsten genießt sie das Alleinsein. Es ist ein Hin und Her und Auf und Ab, das zu Schwindel führen kann, auf Englisch: »Vertigo«. So heißt das Debütalbum der britischen Musikerin, sie besingt darauf die gemischten Gefühle, das emotionale Ungleichgewicht der Adoleszenz, so schön wie kaum ein anderer aufstrebender Popstar der jüngsten Vergangenheit. Griff, die eigentlich Sarah Faith Griffiths heißt, deren Eltern chinesisches und jamaikanisches

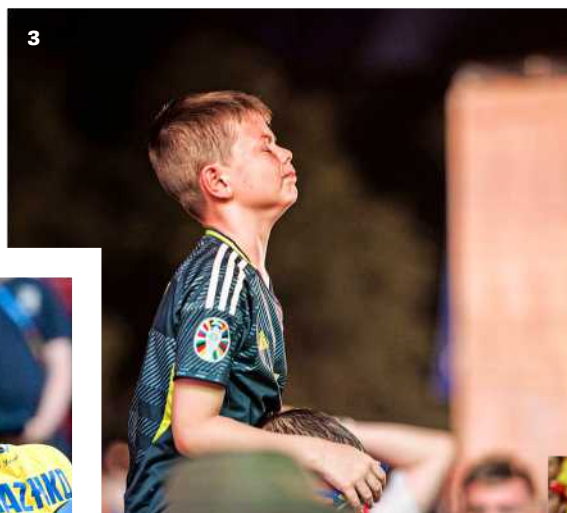
Herkunft sind und die in einem kleinen Ort nahe London aufwuchs, ist erst 23. Vor fünf Jahren begann sie ihre Karriere. Dann: Pandemie, alles auf Pause. Ihr nun veröffentlichtes Debüt klingt, als hätte sie die Selbstzweifel, die sie über die Jahre angehäuft hat, in ihre Texte geschüttet – und als hätte sie zugleich probiert, mit Musik dagegenzuhalten: »Vertigo« besteht aus stabil gebauten Popsongs über die Unsicherheiten des Erwachsenwerdens. Diesen Songs hört man an, dass Griff in die Taylor-Swift-Schule gegangen ist. Der größte Popstar der Welt zieht sich durch Griffs Leben und Werk: Als Kind stieß Griff auf Swifts Musik, fühlte sich von ihr inspiriert, coverte seinen Star, der im Netz auf den Fan aufmerksam wurde und Griff seitdem unterstützt. Zuletzt als Griff Taylor Swift bei einem der ausverkauften Konzerte im Londoner Wembley-Stadion supporten durfte. Wohl einer der Höhepunkte ihrer bisherigen Karriere, in der sie schon vor Coldplay, Dua Lipa und Ed Sheeran aufgetreten ist. Es ist gerade Taylor Swift, die auf Griffs Debüt anklingt, zum Beispiel in den Refrains. Griff ist zwar alles andere als eine Copycat – ihre Musik hat eine eigenwillige, unterkühlte Melancholie, die Swift eher selten erreicht. Aber ihre Refrains geben, wie auch die von Swift, Halt und Hoffnung, werden mal mit der verschlafenen Leichtigkeit von Lorde vorgelesen (»Into the Walls«), mal mit der großen Geste von Florence and the Machine (»19th Hour«, »Anything«). Die Musik steht, auch wenn textlich vieles taumelt. Was Griff auf »Vertigo« fehlt, sind mutigere Experimente, mehr musikalische Schwindelgefühle. Doch sie liefert bereits jetzt mehr als die meisten ihrer Kolleginnen: als Banger getarnte Passionslieder, glaubhaftes Coming-of-Age-Drama, Summertime Sadness für die Gen Z. Jurek Skrobala



Griff: »Vertigo«. Warner Music.

Diese Tränen lügen nicht

PSYCHOLOGIE Ja, auch ich habe viel geweint in den vergangenen Wochen. Die Sensation dieser Europameisterschaft ist nicht das Ballgefühl der Stars. Die großen Ballgefühle sind es.
Von Tobias Becker



- 1 | Deutscher Nationalspieler Müller
 2 | Türkischer Kapitän Çalhanoglu
 3 | Schottischer Fan auf den Schultern seines Vaters 4 | Ukrainischer Torschütze Yaremchuk 5 | Italiens Verteidiger Calafiori 6 | Portugals Star Ronaldo 7 | Rumänische Fans 8 | Kroatischer Fan 9 | Trainer Nagelsmann



Die Augen klein, die Stimme zittrig. So tritt Julian Nagelsmann am Tag nach dem Aus des deutschen Teams vor die Presse. Sehr viele seiner Spieler hätten geweint, berichtet er, beinahe jeder habe Tränen in den Augen gehabt, als er das Camp verließ. Und während er davon berichtet, bricht auch seine Stimme wieder.

»Ich würde gern die letzten fünf Minuten neu machen«, sagt Nagelsmann. Was für ein herrlicher Satz, so schlicht, ein Satz, wie er nur fällt, wenn man kurz den Kontakt verliert zum erwachsenen Ich, ein Satz voll kindlicher Verzweiflungskraft. »Ich würde gern die letzten fünf Minuten neu machen.« Und weil das nicht geht, weil das Wünschen nicht hilft, weil er so klein und machtlos war in diesen fünf Minuten, die anderen so groß und das Schicksal so mächtig, muss er jetzt weinen.

Das Drama des Fußballs ist das Drama des Lebens, so wie es sich für ein Kind darstellt. Das zeigt sich in diesen Wochen der Europameisterschaft. Und so lieferte der Fußball neben den Toren die Tränen. Ausgerechnet der Fußball, dieser Traditionssport für traditionell männliche Typen.

Der Ukrainer Roman Yaremchuk weinte in der Fankurve, nachdem er zum 2:1 gegen die Slowakei getroffen hatte, ein Tor für ein kriegsgeplagtes Land.

Der Niederländer Joey Veerman weinte im Spiel gegen Österreich auf der Bank, nachdem er Ball um Ball verloren und sein Trainer ihn schon nach 34 Minuten ausgewechselt hatte.

Der Italiener Riccardo Calafiori lag weinend auf dem Rasen, nachdem er realisiert hatte, dass er wegen einer Gelben Karte das Achtelfinale verpassen würde.

Der Schweizer Manuel Akanji hatte Tränen in den Augen, weil sein verschossener Elfmeter das Viertelfinal-Aus gegen England bedeutete, und ein Engländer nach dem anderen kam vorbei und tröstete ihn.

Auch der Portugiese Pepe, ältester Spieler der EM, verabschiedete sich nach dem Aus im Elfmeterschießen weinend – getröstet in den Armen von Cristiano Ronaldo, dem Weltstar, der wenige Tage zuvor noch selbst vor den Augen der Weltöffentlichkeit geweint hatte wie ein F-Jugendspieler, der einen Strafstoß verschießt.

Und dann war da noch dieses Bild: Kroatiens Jahrhundertfußballer Luka Modrić posiert mit rot geheulten Augen als »Man of the Match«, nachdem Kroatien durch einen Treffer in der achten Minute der Nachspielzeit rausgefliegen war. Das traurigste Foto des Turniers.

Dazu all die Tränen der Fans, der türkischen, der österreichischen, der deutschen. Und auch meine eigenen. Ja, für diesen Text sind Tränen geflossen. Ich habe viel geweint in den vergangenen Wochen. Und ich habe mich dafür sanft verspotten lassen von feministisch bewegten Frauen in meinem Umfeld, deren Urteil mir sonst wichtig ist. Ich sei eben nur einer jener Männer, so stichelten sie, die vorrangig beim Fußball in Kontakt mit ihren Emotionen kämen. Und obwohl ihr Impuls so völlig falsch vielleicht nicht ist, so geht es doch um mehr.

Denn nicht das Ballgefühl der Stars ist die Sensation dieser Europameisterschaft. Die Ballgefühle sind es.

Der Bielefelder Psychologe und Buchautor Björn Süfke sieht den Fußball als Ventil für Männer, um die Gefühle rauszulassen, die sonst nicht rausdürfen. Wobei viele Männer

nicht nur Probleme hätten, ihre Gefühle zu zeigen. »Sie haben das viel tiefer gehende Problem, ihre Gefühle überhaupt wahrzunehmen.«

Kann es sein, dass der Fußball die Kraft hat, diese Wahrnehmung zu schulen? Weil das Auf und Ab von Euphorie und Ärger, Stolz und Scham auch die stumpfsten Typen durchrüttelt und weichschüttelt?

»Die unglaublichen Gefühlsamplituden des Fußballs sind eine Chance für Männer«, bestätigt Süfke. Sie nähmen Gefühle wenigstens mal wahr, ganz unmittelbar und unkompliziert. »Auch wenn es natürlich noch besser wäre, wenn sie anschließend mit jemandem über diese Gefühle sprechen könnten. Leider gibt es selten eine Metaebene: Tränen abwischen und weiter.«

Süfke arbeitet hauptamtlich in einer Männerberatungsstelle mit dem Namen man-o-mann. Er berichtet, dass eine Psychotherapie, ein Gespräch also über Schwächen und Fehler und Emotionen, für viele Männer noch immer ein Auswärtsspiel sei. Vielleicht sollte mal jemand darüber nachdenken, Stadionkarten auf Rezept auszugeben?

»Männer weinen beim Fußball nicht nur, wenn ihr Team verliert«, sagt Süfke. »So simpel ist es nicht.« Sie weinten aus Rührung, auch wenn sie selbst nicht immer so genau wüssten, was sie eigentlich rührt.

Genau so geht mir das seit Jahren. Ich heule, wenn ich mir auf YouTube anschau, wie Maradona bei der WM 1986 zu seinem Viertelfinaltor gegen England dribbelt, 68 Meter weit übers halbe Feld. Ich heule, wenn ich noch mal sehe, wie Lothar Matthäus 1992 für Bayern München gegen Bayer Leverkusen eine Ecke volley nimmt und trifft.

Ich heule sogar, wenn ich mir den Erstligaauftstieg von Eintracht Frankfurt 2003 gegenwärtige, den ich damals mit Tausenden Fans auf dem Römer gefeiert habe, obwohl ich nie Eintracht-Fan war. Die Eintracht gewann ihr Match am letzten Spieltag 6:3, zweimal Bakary Diakité, ein Ergänzungsspieler, nie Leistungsträger, dessen Name aber für mich bis heute einen Klang hat wie Jude Bellingham.

Ich zeige die Szenen meinem Sohn, 7, und erzähle ihm, dass ich noch genau weiß, wo und mit wem ich das Matthäus-Tor damals gesehen habe: mit meinem Vater und mit meinem Opa, der zu Besuch bei uns war. Drei Generationen auf der Wohnzimmercouch, vereint in der Schwärmerei über ein Tor. Zur Schwärmerei neigten die beiden anderen sonst eher nicht.

Während ich das meinem Sohn erzähle, trockne ich meine Tränen, habe aber »vom Feeling her ein gutes Gefühl«, wie das Andreas Möller mal gesagt hat, ein Fußballstar in Zeiten, in denen Männer für Sensibilität noch als »Heulsuse« verspottet wurden, die Heulsuse Andy Möller.

»Es geht bei Fußballtränen meist um mehr als um die 90 Minuten«, sagt Psychologe Süfke.



Justin Setterfield / Getty Images, Alex Panting / UEFA / Getty Images, Peter Schatz / action press, Kieran McManus / Shutterstock / IMAGO, Marc Niemeyer / kolbert-press / action press, Christian Kolbert / kolbert-press / action press, Ebner / IMAGO, Sebastian Christoph Gollnow / dpa, Maryam Majd / Getty Images



ke. »Es geht um biografische Erinnerungen, die höchst individuell sind, aber mit Fußball verknüpft.« Da Männer früher meist viel mehr Zeit mit Fußball verbracht hätten als Frauen, sei die Wahrscheinlichkeit auch viel größer, dass sie solche Erinnerungen hätten. Der Fußball: eine emotionale Weiche ins Gestern.

Süfke erzählt nun von sich selbst und dem WM-Finale 1986, das deutsche Team gegen das argentinische, als sein Vater und er beim Ausgleich zum 2:2 aufsprangen und sich umarmten. »Ich weiß noch genau, wo das war und wie. Es war das einzige Mal, dass mein Vater mich umarmt hat.«

Auch wenn der Profifußball inzwischen ein hochmodernes Spiel mit Videoschiedsrichtern ist, er wäre nichts ohne seine Geschichte. Fußball ist Nostalgie. Rahn, der »aus dem Hintergrund schießen« müsste. Müller, der sich um die eigene Achse dreht. Odonkor, der auf Neuville flankt. Sie alle spielen mit. So ist die Sentimentalität diesem Sport immer schon eingeschrieben. Es müssen nicht die kollektiven Emotionen sein in den Hightech-Arenen dieser Welt, auch die privaten Emotionen auf dem Bolzplatz spielen mit, weil viele Menschen viele private Bolzplatz Erinnerungen haben. Der Schritt vom Kick auf dem Schulhof zu Jamal Musiala ist gefühlt ein kleiner.

Vielleicht kommen Männer wie Süfke und ich beim Fußball in Kontakt mit dem Kind in sich, den positiven Erinnerungen, nicht nur den negativen. Das innere Kind scheint in unseren durchtherapierten Zeiten ja immer traurig zu sein, einsam, beschämt. Nie unbeschwert, wild und witzig, nie übermütig, überdreht. Als läge in der Kindheit vor allem Kummer vergraben.

1 | Kroatiens Jahrhundertfußballer Modrić

2 | Fans nach dem Ausscheiden der Türkei 3 | Fans nach der deutschen Niederlage gegen Spanien

Der Fußball holt die unbekümmerten Momente hervor, die kindliche Begeisterung, die Euphorie. Aber sind Männer, die weinen, wenn es um ein Spiel geht, nicht eher Teil des Problems als Teil der Lösung? »Für mich als Psychologen gibt es kein Regelbuch, in dem steht, was einen berühren darf und was nicht«, sagt Süfke. Warum sollte es okay sein, im Kino bei einem Kuss zu heulen, aber peinlich, dasselbe bei einem Tor im Stadion zu tun?

Süfke ist St.-Pauli-Fan, seit er als junger Mann bei einem 1:5 im Stadion am Millerntor war – und die Fans trotzdem weiter und weiter sangen. So viel Liebe ohne Gegenleistung: Das hat ihn gerührt. Es ist dieselbe Rührung, die viele Menschen bei dieser Europameisterschaft ergriffen hat, wenn die schottischen Fans ihre feierlichen Choräle anstimmten, völlig unbeeindruckt vom wenig feierlichen Gekicke ihres Teams auf dem Rasen. »Wir wünschen uns, dass die Fanliebe bedingungslos ist und treu, am besten sogar rational unbegründbar«, sagt Süfke.

Der Berliner Emotionssoziologe Christian von Scheve meint, bei dieser Europameisterschaft mehr Tränen zu beobachten als bei

früheren Turnieren. »Die Gesellschaft insgesamt ist offener geworden für Gefühlsbekenntnisse«, sagt er. Als Mohamed Salah vom FC Liverpool und Dani Carvajal von Real Madrid im Champions-League-Finale 2018 nach Verletzungen unter Tränen ausgewechselt werden mussten, kommentierte Oliver Kahn dies im ZDF noch mit den Worten: »Dass die immer alle weinen! Das kann man doch in der Kabine machen.«

Schon damals musste Kahn sich dafür auf Social Media kritisieren lassen, heute jedoch würde selbst ein konventionelles Männlichkeitsmodell wie der Titan Kahn so einen Satz nicht mehr sagen, vermutet Scheve. »Weil sich niemand mehr darüber wundern würde, dass ein anderer in einer Extremsituation eine Träne vergießt.«

Scheve spricht von »emotionaler Reflexivität«, die in den vergangenen Jahren drastisch zugenommen habe. »Wir achten mehr auf die Gefühle anderer, wir artikulieren sie auch selbst deutlicher.« Sichtbar werde das in all den zeitgeistigen Diskursen um Self Care, Awareness und Empowerment. »Wir wollen das wahre Selbst einer Person anhand ihrer Emotionsausdrücke erkennen.«

In manchen Milieus scheint es heute geradezu angesagt, über psychische Probleme und belastende Gefühle zu sprechen, mal die eigene Verletzlichkeit zur Schau zu stellen. Wer Gefühle zeigt, wirkt authentisch, wer authentisch wirken möchte, muss Gefühle zeigen. Tränen lügen nicht.

Warum aber ist gerade der Fußball emotional so aufgeladen?

»Erfolg ist kein Glück«, rappt Kontra K in dem Song, den die deutsche Nationalmannschaft gern zum Aufwärmen hörte, »sondern nur das Ergebnis von Blut, Schweiß und Tränen.« Was der Motivation zuträglich sein mag, zielt am Wesen des Fußballs vorbei: Zum Erfolg gehört so viel Glück wie in wenigen anderen Sportarten, zum Misserfolg so viel Unglück. Deshalb die Tränen. Von wegen Blut und Schweiß.

Der Philosoph Paul Hoyningen-Huene hat mal erklärt, dass sich im Fußball das Drama des Lebens verdichtet: Leistung begünstige den Erfolg zwar, so schrieb er, aber sie garantiere ihn nicht. Denn immer spielt auch der Zufall mit. Wenn der Fan der zwölfte Mann ist, dann das Schicksal der 13.

Auch in der Leichtathletik ist natürlich die Tagesform wichtig, aber letztlich gewinnt der oder die Beste. Wer die 100 Meter am schnellsten läuft, kommt als Erstes ins Ziel.

Im Fußball sind die Unwägbarkeiten viel größer, größer als in anderen Ballsportarten. Statistische Analysen des Münchner Trainingswissenschaftlers Martin Lames deuten

darauf hin, dass fast jedes zweite Tor im Profifußball ein Zufallsprodukt ist, ein Glückstreffer, der unmöglich genau so geplant gewesen sein kann, ein Fernschuss, ein Abpraller von Pfosten, Latte oder Gegenspieler. Allein bei dieser EM gab es bislang zehn Eigentore, Glücks- beziehungsweise Unglückstreffer auch das.

Den Fußball hat man eben nicht in der Hand. So wenig wie seine Gefühle beim Fußball schauen. Ich habe den Eindruck, ich kann meinem Sohn beim Fußball etwas übers Leben erzählen, über Tragik, Trauer, Hoffnung. Als der HSV vor einigen Wochen gegen St. Pauli spielte, das Hamburger Stadtderby, hörte der Siebenjährige in der Pause auf dem Kneipenklo zum allerersten Mal den Allergeweltsspruch »Die Hoffnung stirbt zuletzt.« Er war begeistert. Philosophie am Pissoir. Er wiederholte den Satz in der zweiten Halbzeit sicher ein Dutzend Mal.

Auf dem Heimweg erzählte ich ihm davon, wie ich in der C-Jugend mit meinem Kreisklassenteam mal drei Tore hinten lag, auf 3:3 rankam – und am Ende doch 3:4 verlor.

»Sieg und Niederlage liegen beim Fußball sehr nah beieinander«, sagt der Kölner Sportpsychologe Markus Raab. Im Handball fielen mehr Tore, im Basketball mehr Körbe; nicht selten führe ein Team deutlich. »Im Fußball hingegen sind Sieg und Niederlage meist recht lange unklar.« Das halte die emotionale Anspannung aufrecht, bei Spielern wie Fans. Umso größer sei am Ende der Gefühlsausbruch. »Die Emotion kommt im Fußball plötzlich.« Im Volleyball könnten sich alle oft 25 Punkte lang darauf vorbereiten, dass ein Satz vermutlich verloren gehe. Im Fußball fielen Tore oft erst in der Nachspielzeit. Bei dieser EM waren es bislang bereits zwölf, so viele wie nie zuvor. Noch nicht einmal mitgezählt sind dabei die Tore in der Verlängerung. Die emotionale Verfasstheit der Spieler und Zuschauer wechselte bei jedem von ihnen binnen Sekunden.

Mein Sohn war sehr traurig nach dem deutschen Viertelfinal-Aus in vorletzter Minute. Ich habe ihm gesagt, dass ich ebenfalls traurig bin. Aber dass ich glaube, dass er sich mal an diesen Abend erinnern wird, an den Abend eines großen Spiels, der auch ein Abend mit mir war. Ich bin mir nicht sicher, ob ihn das getröstet hat. Mich schon. Und dann habe ich dem Siebenjährigen auf YouTube die Tore des 86er WM-Finales gezeigt, des ersten großen Fußballspiels, an das ich mich bewusst erinnere. Ich war damals acht und habe die beiden deutschen Tore verpasst, das 1:2 und das 2:2, weil ich nach der klaren Führung für Argentinien enttäuscht weinend ins Bett gegangen war. Ich bin wieder aufgestanden, weil ich meinen Vater und meine Mutter jubeln hörte – nur um dann noch das 3:2 für Argentinien zu sehen.

Vielleicht verdichtet nichts die Lehre des Lebens so schmerzhaft süß wie der Fußball. Die Hoffnung stirbt zuletzt, aber sie stirbt.

SPIEGEL Bestseller

BELLETRISTIK



Nach 20 Jahren kehrt Ellis, Mutter zweier Kinder und mit einem Amerikaner liiert, aus Long Island in ihre alte Heimat in Irland zurück. Hier trifft sie ihre Jugendliebe Jim wieder, den sie seinerzeit zurückgelassen hatte. Was nun? | **Platz 11**

- 1** (3) **Marc-Uwe Kling**
Views Ullstein; 19,99 Euro
- 2** (2) **Caroline Wahl**
Windstärke 17 DuMont; 24 Euro
- 3** (4) **Saša Stanišić** Möchte die Witwe angesprochen werden, platziert sie auf dem Grab die Gießkanne mit dem Ausguss nach vorne Luchterhand; 24 Euro
- 4** (5) **Stephan Schäfer**
25 letzte Sommer park x ullstein; 22 Euro
- 5** (1) **Rebecca Ross**
Ruthless Vows Lyx; 24 Euro
- 6** (6) **Donna Leon**
Feuerprobe Diogenes; 26 Euro
- 7** (9) **Fred Vargas**
Jenseits des Grabes Limes; 26 Euro
- 8** (7) **Stephen King**
Ihr wollt es dunkler Heyne; 28 Euro
- 9** (8) **Jussi Adler-Olsen**
Verraten dtv; 26 Euro
- 10** (10) **Hark Bohm / Philipp Winkler**
Amrum Ullstein; 23,99 Euro
- 11** (–) **Colm Tóibín**
Long Island Hanser; 26 Euro
- 12** (12) **Isabel Allende** Der Wind kennt meinen Namen Suhrkamp; 26 Euro
- 13** (11) **Thea Guanzone**
The Hurricane Wars Lyx; 24 Euro
- 14** (–) **Chris Whitaker**
In den Farben des Dunkels Piper; 24 Euro
- 15** (13) **Bonnie Garmus**
Eine Frage der Chemie Piper; 26 Euro
- 16** (14) **Rebecca Yarros**
Iron Flame – Flammengeküsst dtv; 32 Euro
- 17** (17) **Martina Bogdahn**
Mühlensommer Kiepenheuer & Witsch; 23 Euro
- 18** (–) **Julia Karnick**
Man sieht sich dtv; 23 Euro
- 19** (18) **Trude Teige**
Als Großmutter im Regen tanzte Fischer; 22 Euro
- 20** (19) **Trude Teige** Und Großvater atmete mit den Wellen Fischer; 24 Euro

SACHBUCH



Die Autoren argumentieren, dass es ohne das Versagen der Außenpolitik von Deutschland und der EU nicht zum Ukrainekrieg gekommen wäre. An die Stelle erfolgreicher Entspannungspolitik sei Machtsstreben getreten. | **Platz 19**

- 1** (1) **Elke Heidenreich**
Altern Hanser; 20 Euro
- 2** (3) **Peter Hahne**
Ist das euer Ernst?! Quadriga; 12 Euro
- 3** (8) **Leonie Schöler**
Beklaute Frauen Penguin; 22 Euro
- 4** (7) **Christian Drost / Georg Mascolo**
Alles überstanden? Ullstein; 24,99 Euro
- 5** (4) **Marianne Koch**
Mit Verstand altern dtv; 20 Euro
- 6** (–) **Karo Kauer**
Unwritten ZS; 23 Euro
- 7** (5) **Axel Hacke** Über die Heiterkeit in schwierigen Zeiten und die Frage, wie wichtig uns der Ernst des Lebens sein sollte DuMont; 20 Euro
- 8** (12) **Brianna Wiest** 101 Essays, die dein Leben verändern werden Piper; 22 Euro
- 9** (11) **Florian Illies**
Zauber der Stille Fischer; 25 Euro
- 10** (9) **Uwe Wittstock**
Marseille 1940 C. H. Beck; 26 Euro
- 11** (2) **Jan Ullrich / Dennis Sand** Himmel, Hölle – und zurück ins Leben NXT LVL; 24 Euro
- 12** (10) **Wolfgang Schäuble**
Erinnerungen Klett-Cotta; 38 Euro
- 13** (6) **Jonathan Haidt**
Generation Angst Rowohlt; 26 Euro
- 14** (17) **Richard David Precht**
Das Jahrhundert der Toleranz Goldmann; 22 Euro
- 15** (14) **David Grann**
Der Untergang der »Wager« C. Bertelsmann; 25 Euro
- 16** (15) **Volker Busch**
Kopf hoch! Droemer; 20 Euro
- 17** (18) **David Goggins**
Can't Hurt Me Riva; 22 Euro
- 18** (19) **Robert Greene** Power – Die 48 Gesetze der Macht Hanser; 22 Euro
- 19** (20) **Günter Verheugen / Petra Erler**
Der lange Weg zum Krieg Heyne; 24 Euro
- 20** (–) **Stefanie Stahl**
Wer wir sind Kailash; 22 Euro

SPIEGEL-Bestseller werden im Auftrag des SPIEGEL ermittelt von »BuchMarkt« und media control. Informationen unter spiegel.de/bestseller

Die Premierenmalerin

KUNST Hunderttausende schauen Maris Rauch im Internet zu, wie sie in ihrem hessischen Atelier Tampons und Koksnasen malt. Dann meldet sich die Schauspielerin Scarlett Johansson bei ihr.

Auf ihrem rosa Kleid funkeln Strasssteine in der Berliner Nachmittagssonne. Scarlett Johansson, Filmdiva, Weltstar, zu Besuch aus Hollywood, lächelt ihr bezauberndes Roter-Teppich-Lächeln. Blitzlichter, dann tippelt sie auf ihren Stiletto ein paar Zentimeter weiter. Johansson ist nach Berlin gekommen, um ihren Film »To the Moon« zu präsentieren.

Auf dem Premiertteppich ist noch eine Frau. Doch die ignoriert den Rummel. Sie scheint nicht so recht hierherzugehören, hockt in einem schlabbrigem Shirt und in gelben Leggings vor einer Leinwand und interessiert sich mehr für die Lichtreflexe ihrer Malerei als für die Glitzerkleider. Sie bearbeitet knapp vier Quadratmeter Ölgemälde, darauf ein Mond, ein Fernseher, eine Katze.

Johansson wendet sich von den Kameras ab und geht auf die Malerin zu. Als würde sie ahnen, dass diese ihr Gesicht nicht kennt, sagt sie: »Hi, ich bin Scarlett. Ich finde großartig, was du hier tust. Wie heißt du?«

»Volane«, sagt Maris Rauch, die Palette in der verschmierten Hand.

Jemand aus Johanssons Tross reicht der Filmdiva einen Filzstift, sie soll das Bild signieren. Johansson blickt skeptisch. Ohne dass die Journalisten es hören, sagt sie zu Rauch: »Solltest du das nicht lieber signieren?« Es ist ihre Art, der unbekannten Malerin ihren Respekt zu erweisen.

Vier Wochen vor der Premiere, fernab von Berlin, Freigericht, eine hessische Gemeinde an der Grenze zu Bayern. Hier drängen sich

Wohnhäuser an der schmalen Hauptstraße, es gibt eine Fahrschule, eine Apotheke und eine Naturheilpraxis. Dazwischen das Schaukastenfenster von Maris Rauch, Künstlername Volane, 38, vier Kinder. Sie betreibt hier ein Zwei-Personen-Business mit ihrem Mann: Atelier, Tattoostudio und Versandhandel für selbst gestaltete Geschenkartikel, hier gibt es Tassen, Caps und Schlüsselanhänger.

»FTZNSFT!« steht in pinkfarbener Blockschrift auf ihrem schwarzen Kapuzenpullover. Man muss die Vokale ergänzen, um draufzukommen, was gemeint sein könnte. Rauch arbeitet mit Provokation. In ihrem Atelier hinter Staffeleien, Rollcontainern, Pinseln, Tuben, Aquarellkästen, Sprühdosen zeigt ein Bildschirm an der Wand einen Imperativ in sieben Buchstaben: »BE CUNTY«, sei fotzig.

Dreimal in der Woche kann man über die Streamingplattform Twitch beobachten, was gerade in Rauchs Atelier vor sich geht. Man sieht sie malen, Stifte anspitzen, aufräumen oder den Hund streicheln. Auf Instagram und TikTok dokumentiert sie, wie Vorlagen in einer Fotobox entstehen, wie sie dunkelroten Badezusatz über Slipenlagen träufelt, damit es aussieht wie Blut. Sie hält verschiedene Paletten und Pinsel in die Kamera, erklärt, wozu sie sich eignen: die breiten für Schatten, die fedrigen für Lichtreflexe. Hunderttausende schauen ihr zu. Und sie erhitzt

1 | Malerin Rauch mit Schauspielern Johansson und Channing Tatum in Berlin **2** | Bei der Arbeit am Filmpremierenbild **3** | Rauch-Werk »Fenster zu« **4** | In ihrem Atelier

die Gemüter. Sie wird bewundert und beschämt. Sie ist kein großer Name in der Kunstwelt, doch im Internet erreicht Rauch Millionen Menschen.

Auf ihre Arme hat sie sich Tätowierungen stechen lassen, in Gelb, Grün, Rot und Schwarz, eine Pokémon-Figur, Kritzelzeichnungen ihrer Kinder, einen Tampon, eine Slip-einlage. Hygieneprodukte sind ihr Ding.

An der Wand hängt ihr Ölbild einer mit Blut gefüllten Menstruationstasse. Auf einer Staffelei ein unfertiger Tampon in Regenbogenfarben. Hinten im Raum strahlt das Bild einer riesigen Vulva in Gelb und Gold. Knallig bunter feministischer Symbolismus. Trotzdem sagt Rauch, sie verstehe sich nicht als »richtige« Feministin, so würde sie etwa privat nicht gendern. Sie male einfach gern Dinge, die sonst übersehen und marginalisiert würden. »Früher auf dem Schulhof wurden Tampons heimlicher gedealt als Gras«, sagt sie. Deshalb malt sie heute Tampons in Öl.

Am liebsten variiert Rauch ihren »Kippen-Kokser«. Zu sehen ist die untere Gesichtshälfte eines bärtigen Mannes, der sich ein zusammengerolltes Papier ans Nasenloch hält. Davor eine Line aus Zigarettenkippen und Asche. Vermal hat sie das Motiv schon gemalt, drei Bilder sind verkauft, für einige Tausend Euro jeweils.

Rauch überspitzt die Details, vieles wirkt ironisch. Ihre Bilder sollen Widerstand gegen konventionelle Ideen von Schönheit sein. Rauch präsentiert Blutungen und lange Hoden, benutzte Taschentücher und Menschen, die in der Nase bohren. Donuts mit Zuckerguss überhöht sie zu Drogenkitsch, aufgeschnittenen Birnen und Paprikaschoten verleiht sie nicht gerade subtile sexuelle Konnotationen. Manche Erdbeere wird direkt zur Vulva gemacht.

Vielleicht ist das mehr Kommerz als Kunst, mehr Design als tiefe Bedeutung. Doch von ihren Sexobst- und Drogenbildern könne sie gut leben, sagt Rauch. Aktuell zum Verkauf stehende Werke rangieren zwischen 1000 und 8000 Euro. Eine Galerie braucht sie nicht. Wie viel Rauch in den vergangenen Jahren verkauft hat, mag sie nicht beziffern. Man bekommt von ihrer Produktivität aber einen Eindruck,



wenn man durch ihre Social-Media-Auftritte scrollt. Auch ihr Erfolg erklärt sich hier.

Normalerweise sind malerische Prozesse bestgeheute Geheimnisse. Niemand soll ahnen, wie viel Arbeit, Qual und Zweifel in einem Werk stecken. Doch das Mysterium einer Bildschöpfung enthüllt zu sehen, darin liegt eine große Befriedigung. Das weiß man, seitdem in den Achtzigerjahren Bob Ross mit »The Joy of Painting« zur TV-Ikone wurde – und Ross' Malkurse zu einem gigantischen Unternehmen.

Maris Rauch hat den Ross-Effekt perfektioniert. Sie lässt ihre Fans sogar am Frust des Malens teilhaben, spricht über Motivations-tiefs und Bildstellen, die sie hasst, an denen sie nicht weiterkommt. Auch um den Wert von Kunst macht sie kein Geheimnis. Rauch erklärt immer wieder, wie sie ihre Preise festlegt. Eigentlich ist es in der Kunstwelt verpönt, Kunst zur Ware zu erklären. Lieber pflegt man die Idee von Künstlern, die losgelöst von kommerziellen Interessen ihrer Berufung nachgehen. Rauch ist da pragmatischer. Ihr geht es auch um den Erlös. Geständnisse dieser Art machen ihre Zeitraffervideos zum perfekten Marketing. Produkte mit Geschichten verkaufen sich besser, das gilt auch für Bilder.

Rauch ist Autodidaktin. Ihr Leben sei nicht gradlinig verlaufen, sagt sie. Nach dem Real-schulabschluss bei Hanau eine Ausbildung zur Sekretärin, »daran habe ich alles gehasst«. Mit 17 Jahren das erste Kind. Sie illustrierte Kinderliteratur und Lehrbücher, die Kunst-hochschule in Offenbach bot ihr eine Begabtenförderung an, aber sie brach ab, »das Akademische war nicht meine Welt«.

Ihre Welt war das Internet. Sie schrieb einen Blog und probierte sich in Poetry Slam auf YouTube, postete Bilder erst auf Tumblr, dann auf Instagram. Seit einigen Jahren malt sie in Livestreams.

Vielleicht ist es wenig überraschend, welche Dynamik entsteht, wenn sich eine Frau im Internet dabei filmt, wie sie Erdbeervulven und Koksnasen malt: Sie wird angegriffen, beschämt und sexuell belästigt, nicht ausschließlich von Männern, aber überwiegend. Dieser Reflex ist so gängig, dass die Enthemen-

gung im Digitalen Forschungsgegenstand der Sozialpsychologie ist. Aus ihm ergibt sich aber auch ein Grund, warum Maris Rauch so bekannt ist.

Tyrone: »Feminismus am A*. Hauptsache überall Pflaumen hin malen – für mehr Kreativität reicht's wohl nicht.«**

Sven: »Solche Bilder sind das weibliche Äquivalent eines Dick Pics.«

Alexander: »Diese Person ist an Arroganz schwer zu überbieten... lieber eine feuchte Socke, als eine wie sie...«

Hasskommentare kontert Rauch mit separaten Videos, die im Netzjargon »Reacts« genannt werden. Chronisch gut gelaunt sieht man sie in ihrem Atelier, hinter ihr der Tampon in Regenbogenfarben.

»Alexander! Ich liebe es, dass du etwas gefunden hast, das deine Bedürfnisse vollends befriedigt. Wenn es dazu noch so etwas Simples ist wie ein Strumpf, ist das doch toll.«

Rauch betrachtet diesen Teil ihrer Arbeit als feministische Performanceakte, durch die sie ihre Malerei zum Gesamtkunstwerk erweitert. Sie wirkt so entspannt, als handelte es sich nicht um öffentliche sexualisierte Angriffe, sondern um Schlagfertigkeits-Ping-pong. Rauch sagt, sie bereite sich auf Er-widerungen nicht vor. Sie schalte einfach die Kamera an. »Sonst wäre es mir zu anstrengend. Mal wird's gut, manchmal mittel-mäßig.«

Die meisten der halben Million Menschen, die ihr dabei zuschauen, feiern sie für diesen Mut. Sie sind dankbar, dass eine Frau Miso-gynie sichtbar macht und nicht zornig oder gar verletzt wirkt. Sondern witzig ist. Doch oft bleibe es nicht bei Beleidigungen, seit etwa einem Jahr hätten konkrete Bedrohungen zugenommen, sagt Rauch.

Fritzi rambo: »So was wie die sollte man einstampfen/verbrennen.«

Gregor: »Lust auf eine Vergewaltigung?«

Bei Androhung von Gewalt geht sie zur Polizei. »Aber die sagen dann immer, die IT könne die Absender nicht finden. Obwohl auf

Facebook Nachname und Autokennzeichen erkennbar waren.« Die Beamten hätten ihr geraten, sich einen Hund anzuschaffen, was sie getan hat.

Rauch löschte ihre Adresse aus dem Impressum ihrer Website, »schon wegen der Kinder«. Hat sie schon mal darüber nachgedacht, sich zurückzuziehen? »Nein. Die meinen ja nicht mich persönlich«, sagt Rauch. Solange es noch so viel toxische Männlichkeit im Internet gebe, wolle sie dem etwas entgegensetzen.

Einige Tage nach dem Treffen in Freigericht meldet sich die Filmproduktion Sony Pictures bei Rauch. Ob sie bei der Premiere des Scarlett-Johansson-Films live malen wolle? Man suche eine Frau mit Haltung und Reichweite. Sie habe nicht gezögert, sagt Rauch.

In Berlin, nach der Premiere, war Maris Rauch von der weiblichen Hauptrolle Johanssons doch etwas enttäuscht. »Ich war etwas traurig, dass die Figur letztlich nicht mit Können überzeugt, sondern einen Mann mit einem Date ködert.«

Tatsächlich ist »To the Moon« ein stylisher Film, auch witzig, aber er bricht nicht mit jenen alten Mustern, die dazu geführt haben, dass Frauen wie Maris Rauch im Netz Miso-gynie entgegenschlägt. Er verharret kritiklos in der Zeit Richard Nixons und des Kalten Krieges, in der ruppige Männer Mondlandungen planen und Feuer löschen und selbst die erfolgreichen Frauen noch sexy Kostüme tragen und Angst vorm Fliegen haben.

Und so kommt es, dass man das Kräfte-verhältnis auf dem Teppich des Zoopalasts Berlin auch ganz anders sehen kann, als es auf den ersten Blick erscheint. Zwar hat Johansson auf Rauchs Gemälde unterschrieben, doch was damit passiere, sei ihr egal, sagt Rauch. Sie braucht den Glanz der Hollywoodstars nicht. Eher umgekehrt. Mit ihrem fröhlichen Kampfgeist bringt sie genau jene Gegenwärtigkeit mit, die dem Film fehlt.

Ihre Mission hat sie ohnehin erfüllt: Sie hat in ihr »To the Moon«-Gemälde einen blauen Tamponfaden hineingemalt.

Carola Padtberg



Arbeiten mit dem, was da ist

KINO Vorreiter des post-migrantischen Films und jetzt mit einem brillanten Thriller in den Kinos: Thomas Arslan ist einer der einflussreichsten Regisseure Deutschlands.



Steffen Jänicke / DER SPIEGEL

Plötzlich taucht Thomas Arslan von der rechten Straßenseite her auf und ist mit vier, fünf schnellen Schritten in der Ausstellung verschwunden, die seinen Namen trägt. Wir sind zum Gespräch im Neuen Berliner Kunstverein (n.b.k.) verabredet, wo seit Kurzem eine Schau über ihn gezeigt wird: Thomas Arslan, 61 Jahre alt, Berliner Filmmacher.

Von der einen Wand schauen einen als Erstes die großen, offenen Augen der jugendlichen Laiendarsteller aus Arslans früher Berlin-Trilogie an. Auf den Monitoren an der anderen Wand sind Szenen aus seinem Thriller »Im Schatten« (2010) und auch schon Bilder aus seinem neuen Werk, »Verbrannte Erde«, das am 18. Juli in die Kinos kommt. Darin gleitet Hauptdarsteller Mišel Matičević im Auto durch das nächtliche Berlin.

Parallel zur Ausstellung zeigt das Berliner Kino Arsenal eine große Retrospektive mit 13 Arslan-Filmen. Auch sie hat den baldigen Start von »Verbrannte Erde« zum Anlass genommen, Arslans Kino aufwendiger zu würdigen. Nach rund 30 Jahren des Filmemachens scheint die Zeit dazu zu drängen. Denn obwohl sein Name eher wenigen bekannt ist: Thomas Arslan prägt das deutsche Kino seit Jahrzehnten. Als Teil der Berliner Schule, der wichtigsten künstlerischen Strömung im deutschen Film seit der Wende, als Vorreiter eines postmigrantischen Kinos und nicht zuletzt als Professor an der Berliner Universität der Künste, wo er zum Mentor einer neuen Generation von Filmschaffenden wurde. »Thomas ist ein Visionär«, sagt Schauspieler Matičević. »Und davon gibt es im deutschen Kino nur wenige.«

Im n.b.k. sagt Arslan jetzt, er könne ja mal erklären, was hier so versammelt sei, und beginnt sogleich, durch die Ausstellung und damit durch sein künstlerisches Leben zu führen. Es ist zusammengetragen in Form von Drehbüchern, Schnittplänen, VHS-Kassetten mit Lieblingsfilmen wie »À nos amours« von Maurice Pialat, aber auch einem Artikel aus der Fachzeitschrift »Tiefbau« zum Tunnelbau in Berlin. Eine kleine Ehrerweisung an seinen Vater Ali, sagt er, einen Bauingenieur, der diesen Artikel noch im Ruhestand verfasst habe. Die Vaterfigur in Arslans Vater-Sohn-Drama »Helle Nächte« von 2017 ist ebenfalls Bauingenieur.

Thomas Arslan wurde 1962 in Braunschweig als Sohn eines türkischen Vaters und einer deutschen Mutter geboren, die Grundschulzeit verbrachte er in Ankara, Abitur machte er in Essen. Nach kurzen Stationen in Hamburg und München ging er 1986 nach Berlin, um an der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin (DFFB) zu studieren. Wie er zum Filmemachen gekommen sei? »Durchs Filmegucken«, sagt Arslan. Außerdem habe er Praktika am Set von »Kir Royal« gemacht, Helmut Dietls berühmter Münchner-Schickeria-Serie. »Das war interessant«, sagt er, um dann ein kurzes, verschmitztes Lachen hinterzuschicken.

Viele von Arslans knappen Sätze enden mit so einem Lachen. Manchmal bekommen sie dadurch einen ironischen Unterton, manchmal auch nur einen freundlich abgeklärten. Große Worte macht er nicht, genauso halten es seine Figuren. Beziehungen gehen in Arslans Filmen mitunter innerhalb von fünf, sechs Sätzen zu Bruch, oft wird minutenlang gar nicht gesprochen. Dieses Kino der Kargheit wurde um die Jahrtausendwende als Berliner Schule international berühmt. Im Jahr 2013 kam sie sogar in New York an, als das Museum of Modern Art der Berliner Schule eine erste Retrospektive in den USA widmete. Zusammen mit den Regisseuren Christian Petzold und Angela Schanelec, mit denen er an der DFFB studiert hat, wurde Arslan zum Vorreiter eines neuen, intellektuell scharf gestellten Films ausgerufen, der den grellen Beziehungskomödien der Nachwendezeit die präzise, insistierende Gegenwartsbeobachtung entgegensetzte.

»Arbeiten mit dem, was da ist«, beschreibt Arslan sein Vorgehen beim Filmemachen. Es ist ein Schlüsselsatz, der sein Schaffen auf gleich mehreren Ebenen erklärt. Arslan entwirft in seinen Filmen keine Wunschwelten, sondern setzt an konkreten Orten an. Wenn eine Figur bei ihm in der Kreuzberger Kochstraße wohnt, dann steigt sie auch an der nächstgelegenen S-Bahn-Station Anhalter Bahnhof in den Zug und fährt in der realen Linie S 1 bis zur Haltestelle Schlachtensee. »Es stört mich immer sehr, wenn ich in manchen Filmen sehe, wie das alles wahllos oder nach Kriterien des Pittoresken gemischt

wird«, hat Arslan einmal gesagt. »Es ist, als wenn man darauf spekuliert hätte, dass der Zuschauer schon nicht so genau hingucken wird. Eine lieblose Art der Täuschung.«

Von diesen exakten Wegen durch die Stadt ist Arslans Kino geprägt. Nicht umsonst hat das Arsenal die ihm gewidmete Reihe »In Bewegung« genannt. Ständig sind bei ihm Menschen auf dem Weg zu anderen Menschen, in der S-Bahn, zu Fuß, mit dem Taxi. Sie sind unterwegs durch Städte, Landschaften, Zustände, durch unsere Gegenwart. Denn auch wenn es in Arslans Filmen um das Ende einer Liebe geht, um das schwierige Verhältnis zu den Eltern oder um einen Raubüberfall: Immer fangen die Filme auch etwas über das Jetzt und dessen Eigenarten ein.

In seinem Thriller »Im Schatten« ließ Arslan 2010 den Berufsverbrecher Trojan, gespielt von Mišel Matičević, zum ersten Mal auftreten und es sich mit seinem ehemaligen Komplizen verscherzen. »Verbrannte Erde« bildet die Fortsetzung. Als Trojan darin im Jahr 2024 nach Berlin zurückkehrt, ist die Stadt eine andere, und auch die Verbrechen sind andere. Trojan muss sich durch das verbaute Berlin bewegen. Und Raubüberfälle wie jener, den er mit einem neuen Team in einem Museum durchführen soll, müssen inzwischen digital geplant und koordiniert sein – für den alternden Einzelkämpfer Trojan eine Herausforderung, der dieser fast nicht gewachsen zu sein scheint.

»Verbrannte Erde« hatte im Februar auf der Berlinale Premiere. Der Film bescherte Arslan einige der besten Kritiken seiner Kar-



Schauspieler Matičević in Arslan-Filmen »Im Schatten«, 2010, »Verbrannte Erde«

Schramm Film

Reinhold Vorschneider / Schramm Film

WIR
MACHEN
DAS
SELBST

WORUM GEHT ES?

WIE KANN MAN TEILNEHMEN?

WIE LÄUFT DER WETTBEWERB AB?

WAS GIBT ES ZU GEWINNEN?

Illustration: STEFANIE LEINHOS / DER SPIEGEL

riere («In einer Liga mit den ganz großen Genre-Idolen«, befand etwa Filmstarts.de) und bedeutete auch für Arslan die filmische Rückkehr nach Berlin. Den Neowestern »Gold« (2013) hat er in Kanada gedreht, »Helle Nächte« (2017) in Norwegen. In der Zwischenzeit sei das Drehen in Berlin um einiges komplizierter geworden, sagt er. Der Aufwand, Drehgenehmigungen zu erhalten, sei noch größer geworden. »Außerdem ist so viel in Berlin gedreht worden, dass es kaum noch Ecken gibt, die nicht schon zu Tode gefilmt worden sind.«

Der Ehrgeiz, es sich mit seinen Bildern nicht zu einfach zu machen, nicht das Bekannte und Naheliegende zu drehen, ist Arslans Filmen eingeschrieben. Er sorgt für eine Präzision in den Einstellungen, die wochenlang vorbereitet ist und am Set mit höchster Konzentration umgesetzt wird. Trojan-Darsteller Matičević sagt, er bereite sich zwar auch sehr genau auf einen Dreh vor: »Wenn ich an ein Set komme, kenne ich meine Figur am besten – da muss mir keiner mehr erzählen, wie die sich bewegt oder wie die redet.« Aber Arslans Fokussierung am Set sei noch mal krasser. »Ich habe in den Drehpausen ab und zu Witze gemacht, damit die Anspannung wenigstens für den Moment etwas runtergeht«, sagt Matičević. Bei der nächsten Einstellung sei die Konzentration aber wieder voll da gewesen.

Arslans kleinteiliger Perfektionismus steht quer zu den wuchtigen Erzählbögen und der einfachen Psychologie, womit das deutsche Kino oft arbeitet. Das frustriert manche an seinen Filmen, einige empört es sogar. Besonders am bedächtig erzählten Western »Gold« entlud sich viel Ärger. »Gekünstelte Dialoge. Reglose Gesichter. Ausführliche Rückenansichten von Leuten. Zäh zerdehnte Zeit«, polterte Regisseur Dietrich Brüggemann nach der Premiere auf der Berlinale 2013. »Ein Film wie ein Marterpfahl«, schrieb der SPIEGEL.

»Es hatten offenbar einige das Bedürfnis nach einer Abrechnung mit der Berliner Schule«, sagt Arslan. Für den Film sei das schädlich gewesen. »Aber so ist es halt manchmal«, sagt er ohne offenkundigen Groll.

Arslan hat schon andere Rückschläge einstecken müssen. Den Dreh zu seinem Film »Ferien« musste er zweimal verschieben, weil die Finanzierung nicht zustande kam. Am Ende steckte er selbst einiges Geld rein und blieb, als das Familiendrama floppte, auf einem Schuldenberg sitzen, den er über mehrere Jahre abtragen musste. Dass die Frustration überhandnimmt, habe er nicht zugelassen, so Arslan: »Ich habe ganz bewusst den Motor nicht ausgehen lassen.« Er wolle ja weitere Filme machen.

»Thomas hat mich inspiriert, mit dem Film weiterzumachen und an dem dranzubleiben, was mich interessiert«, sagt Serpil Turhan. Die Berlinerin hat ab Ende der Neunzigerjahre als junge Frau in zwei Filmen von Arslans Berlin-Trilogie mitgespielt, bei »Im Schatten« war sie Regieassistentin. Mittler-



Darstellerin Turhan in »Der schöne Tag«, 2001

weile ist sie eine viel beachtete Dokumentarfilmerin.

Dass sie zum Film gekommen ist, verdankt sie Arslan – und dem späteren Regisseur und Drehbuchautor Neco Çelik. Der arbeitete in den Neunzigerjahren als Sozialarbeiter in einem Kreuzberger Jugendzentrum, das Turhan regelmäßig besuchte. Çelik machte sie auf das Casting für Arslans »Geschwister – Kardeşler« aufmerksam. Sie habe nicht Schauspielerin werden wollen, sagt Turhan. Aber wie Arslan sie beim Casting bei einer Improvisationsübung angeleitet habe, »sehr offen und sehr geduldig«, habe ihr gefallen.

Sie bekam die Rolle und gab neben den ebenfalls als Laien gecasteten Tamer Yiğit und Savaş Yurderi, besser bekannt als Rapper Kool Savas, 1996 ihr Schauspieldebüt. Gemeinsam spielen sie ein Schwester-Brüder-Gespann mit türkischem Vater und deutscher Mutter, das sich auf sehr unterschiedliche Weise durch Berlin navigiert. Yiğits Erol ist ein Nichtsnutz, der lieber den Militärdienst in der Türkei beginnt, als seine Schulden abzubezahlen. Yurderis Ahmed bewegt sich dagegen lässig durch die Stadt, quatscht hier Unsinn mit Freunden, lernt dort neue Frauen kennen. Während Ahmed noch zur Schule geht, macht Turhans Leyla bereits eine Ausbildung zur Schneiderin. Trotzdem findet sie die Zeit, mit Freundinnen in Klubs zu gehen.

»Erst im Nachhinein, als mir nach ›Geschwister‹ andere Rollen angeboten wurden, habe ich gemerkt, was Thomas in dem Film alles anders gemacht hat«, sagt Turhan. Die neuen Angebote beschränkten sich darauf, »das Türkenmädchen, das von seinen Brüdern unterdrückt wird«, zu spielen, so Turhan. »Es war alles nur klischiert.«

1998 drehte Arslan die lose Fortsetzung »Dealer«, in der Yiğit die Hauptrolle des Kleinkriminellen Can übernimmt. In »Der schöne Tag« von 2001, dem Abschluss der Berlin-Trilogie und Arslans wahrscheinlichstem Film, ist Turhan wieder dabei, diesmal in der alleinigen Hauptrolle. Sie ver-

»Erst im Nachhinein habe ich gemerkt, was Thomas alles anders gemacht hat.«

Serpil Turhan

körpert die Schauspielerin Deniz, die sich innerhalb eines Tags von Kreuzberg über den Schlachtensee und Prenzlauer Berg bis nach Charlottenburg bewegt und dabei ein Netz an Beziehungen, romantischen wie familiären, durchquert. »Das Ganze wieder ohne Identitätsgeblubber«, wie Turhan es nennt. Dass Deniz eine türkische Mutter hat, die mit ihr Türkisch redet, während die Tochter auf Deutsch antwortet, ist in den Film eingewoben, eine Facette von Deniz' Leben, mehr nicht.

Drei Jahre nach »Der schöne Tag« gewinnt Fatih Akin mit seinem deutsch-türkischen Beziehungsdrama »Gegen die Wand« den Goldenen Bären der Berlinale. Für viele markiert das eine Wende im deutschen Kino, hin zu einer neuen, postmigrantischen Gegenwart. Dabei hatte diese überhaupt nicht so neue Gegenwart schon längst ihren Platz in Arslans Filmen gefunden. Nicht als bewusste Setzung, sondern als ein weiteres »Arbeiten mit dem, was da ist«, was in Arslans Fall eben sowohl die eigene Biografie als auch die Kreuzberger Wirklichkeit ist. »Man muss schon eine gewisse persönliche Nähe zu seinen Stoffen haben«, sagt er. »Sonst gerät man leicht in Gefahr, Exotismus zu bedienen.«

Seit 2007 ist Arslan Professor für narrativen Film an der Berliner Universität der Künste (UdK). Das »Arbeiten mit dem, was da ist« scheint er sich auch dort zur Maxime gemacht zu haben. »Thomas hat uns die Möglichkeit gegeben, uns in die für uns passende Richtung zu entwickeln«, sagt Hannes Hirsch. Er hat bei Arslan studiert, sein Debütfilm »Drifter« über einen jungen Schwulen, der nach Berlin kommt und dort verschiedene Beziehungskonzepte ausprobiert, war einer der bemerkenswertesten deutschen Filme 2023 und gewann den »First Steps Award« als bester abendfüllender Spielfilm. Hirsch hatte vor dem Studium alle Berliner-Schule-Filme verschlungen. »Ich mochte dieses schöne, sanfte Erzählen.« Sein eigener Film ist dann ganz anders geworden, pulsierender, aufgeladener. »Thomas hat kein schulisches Programm abgezogen, bei dem er uns sagte, wie wir Filme zu machen haben, sondern uns in die Verantwortung genommen – genauso wie es beim Drehen später ja auch ist.«

Die Stelle an der UdK gibt Arslan die finanzielle Freiheit, keine Kompromisse mit halb garen Fernsehprojekten eingehen zu müssen. Zuletzt hat ihn die Ausstellung im n.b.k. in Beschlag genommen. »So aufwendig, wie einen Film zu vorbereiten«, sagt er über die Realisierung. Aber ein nächstes Filmprojekt gibt es schon: die Fortsetzung von »Verbrannte Erde« und damit den Abschluss der Trojan-Trilogie. In Berlin könne der Film nicht gedreht werden, so viel sei klar nach den Verwerfungen, die Trojan in »Verbrannte Erde« in der Stadt verursacht habe. Mehr kann Arslan aber noch nicht sagen. Er verabschiedet sich, steigt in sein Auto. Und ist wieder unterwegs durch Berlin.

Hannah Pilarczyk

Jetzt im Sonderheft:

Keine Chance für Langeweile!



Der neue Wissens-Podcast für die ganze Familie auf spiegel.de/werwiebuzz

Dein

SPIEGEL

Das Nachrichten-Magazin für Kinder



Du findest uns auch auf deinspiegel.de

»Sollen sie meine Bücher doch wegwerfen«

SPIEGEL-GESPRÄCH Ihr Buch übers Muttersein löste Hass aus. Ihr neuer Roman beginnt damit, dass eine Frau der Erzählerin gegen den Kopf schlägt. Ein Treffen mit Bestsellerautorin Rachel Cusk in Paris.

Paris, ein paar Straßen von der Seine entfernt. Es ist noch nicht mal zehn, durch ein gusseisernes Tor tritt man in einen schattigen Hinterhof. Cusk, 57 Jahre alt und Autorin einiger Weltbestseller, hat 2021 wegen des Brexits ihre Heimat in Richtung Frankreich verlassen. Sie habe nicht in einem Land leben wollen, sagt sie, dass die Verbindung zu Europa kaputt. Umzüge scheinen ihr nichts auszumachen: Sie kam in Kanada zur Welt, lebte in Los Angeles, mit sieben Jahren zog sie mit ihrer Familie nach England.

Nach mehreren Romanen wurde Cusk 2001 in England mit einem Buch berühmt, in dem sie über Schattenseiten des Mutterseins berichtete. Allein mit ihrer ersten Tochter, schwanger mit einer zweiten, fühlte sie sich einsam, intellektuell unterfordert, von den Kinderhänden bedrängt. Der schonungslose Text löste eine Welle der Entrüstung aus. Cusk galt als Rabenmutter. Mehr als zehn Jahre später, 2012, legte sie nach, wieder verarbeitete sie ihr Leben in einem Buch. In »Aftermath« (deutsch: »Danach«) erzählt sie von ihrer Scheidung, ihrer Empörung über das geteilte Sorgerecht und die Unterhaltszahlungen an ihren Mann. Es wurde ein noch größerer Skandal.

Danach habe fast niemand mehr ihre Bücher verlegen wollen, sagt sie. Erst mit der »Outline«-Trilogie, in der sich eine Erzählerin in den narzisstischen Monologen ihres Umfelds spiegelt, änderte sich das. Nun erscheint ihr neuer Roman, »Parade«, über verkorkste Partnerschaften, egozentrische Künstler und männliche Genies. Cusk öffnet ihre Wohnungstür im dritten Stock mit E-Zigarette in der Hand, die sie während des Gesprächs kein einziges Mal weglegen wird.

SPIEGEL: Mrs Cusk, Ihr neuer Roman beginnt mit einer Erzählerin, die auf offener Straße angegriffen wird. Sie wird einfach so von einer ihr unbekannten Frau geschlagen. Ihre Texte sind dafür bekannt, dass ihnen wahre Begebenheiten zugrunde liegen. Also: Was war da los?

Cusk: Ich habe schon den Fehler gemacht, in einem Podcast für den »New Yorker« zu er-

zählen, dass mir das selbst passiert ist. Das bedauere ich sehr.

SPIEGEL: Warum?

Cusk: Weil es ungewöhnlich war, extrem, eine Ausnahme. So etwas passiert den meisten Menschen glücklicherweise nicht. In meinem Schreiben soll es um Dinge gehen, die alle nach-

vollziehen können. Ich habe lange gebraucht, um zu begreifen, wofür dieser Vorfall stehen könnte: für die Gewalt als eine Kraft. Und wie wir unsere Erinnerung daran unterdrücken, um überhaupt weitermachen zu können.

SPIEGEL: Ihre Erzählerin irritiert, dass sie von einer Frau angegriffen wurde. Hätte ein Mann



Schriftstellerin Cusk in ihrer Wohnung

Rachel Cusk: »Parade«. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Suhrkamp; 170 Seiten; 25 Euro.

Elliott Verdier / DER SPIEGEL

sie geschlagen, hätte die Gewalt sie nicht verwundert, sagt sie. Doch hinter der Attacke einer Frau müsse sich offenbar ein Sinn verbergen.

Cusk: Ja. In der Attacke einer Frau auf eine andere Frau zeigt sich ein Selbsthass, der noch immer der Idee von Weiblichkeit unterstellt wird.

SPIEGEL: Ist das tatsächlich immer noch so? Gerade das Konzept von Weiblichkeit hat sich doch in den vergangenen Jahrzehnten verändert, viele würden sagen: verbessert.

Cusk: Im Gegensatz zur Männlichkeit befindet sich Weiblichkeit zwangsläufig noch in einer radikalen Transformation. Zwischen einer Generation und der nächsten gibt es himmelschreiende Unterschiede, das schon.

SPIEGEL: Aber?

Cusk: Ich zum Beispiel habe immer versucht, anders zu sein als meine Mutter. Eher wie mein Vater. Ich habe dadurch all diese Verpflichtungen auf mir liegen gespürt, diese Last, Mann und Frau gleichzeitig sein zu müs-

sen. Ich dachte, so gehe es vielen. Aber das stimmt nicht. Viele junge Frauen fühlen sich in ihrer Rolle wohl, wollen in Weiß heiraten, ändern ihren Nachnamen und fantasieren über Kinder.

SPIEGEL: Der Unterschied liegt doch in der Wahl. Frauen können heute entscheiden, ob sie im weißen Kleid vor den Altar treten oder nicht.

Cusk: Und dass es immer noch so viele tun, zeigt doch: Es hat sich nicht so viel getan. Den größten Unterschied sehe ich darin, dass es heute einfacher ist, wenn eine Ehe scheitert. Vor 150 Jahren wäre eine unglückliche Ehe fatal gewesen, du hättest sie durchleiden müssen. Jetzt kannst du dich umentscheiden. Was mich aber besonders an der Liebe interessiert, sind zwei andere Dinge: Menschen mögen sich oft am meisten, wenn sie am wenigsten voneinander wissen.

SPIEGEL: Und das andere?

Cusk: Dass wir immer behaupten, uns gegenseitig ausgesucht zu haben. Wir stellen es als

eine positive Wahl dar, eine Entscheidung für die Liebe. Aber dann ändert sich das, man will die Scheidung und hasst seinen Partner plötzlich so sehr, dass man ihm sogar den Tod wünscht. Wie kommt es bloß, dass wir uns selbst so täuschen?

SPIEGEL: Sie haben trotzdem dreimal geheiratet. Warum?

Cusk: Mein derzeitiger Mann und ich wollten eine Legitimität für unsere Beziehung. Wir haben beide Kinder aus anderen Ehen und lebten in einer zerrütteten Scheidungslandschaft. Es fühlte sich an wie die Zeit nach einem Krieg. Wir wollten unseren Kindern signalisieren, dass sie sich auf uns verlassen können. Aber ja, es scheint paradox: Meine vorherige Ehe war vergiftet, und das Gegengift schien mir zu sein, erneut zu heiraten.

SPIEGEL: Sie haben sowohl über Ihre Scheidung als auch über Ihre Mutterschaft geschrieben. Heute sind Bücher über die Schwierigkeiten von Müttern fast ein eigenes literarisches Genre geworden, das sich am Mythos der »guten Mutter« abarbeitet. Damals jedoch musste Sie viel Kritik einstecken.

Cusk: Es war richtig bösartig. Was ich in dem Text beschreibe, ist ein extremer Zustand, auch meine Kinder waren ja involviert. Der plötzliche Verlust meiner Freiheiten erschien mir als hoher Preis für das Privileg der Mutterschaft. Dass darauf mit diesem Grad an Grausamkeit reagiert wurde, war deprimierend.

SPIEGEL: Ihnen wurde vor allem in Großbritannien vorgeworfen, sich zu sehr mit sich selbst zu beschäftigen. Sie galten eine Zeit lang als die meistgehasste Autorin des Landes.

Cusk: Wenn du etwas Wahres sagst, erzeugt es einen Schock. Ich habe diesen Schock zunächst mit Hass verwechselt. Aber Hass ist nur das Produkt eines Schocks, das habe ich dann begriffen. Von heute aus betrachte ich es, als wäre es eine große Schlacht gewesen, in der vieles zerstört wurde. Aber wenn sich der Staub erst mal gelegt hat, bleibt die Wahrheit zurück.

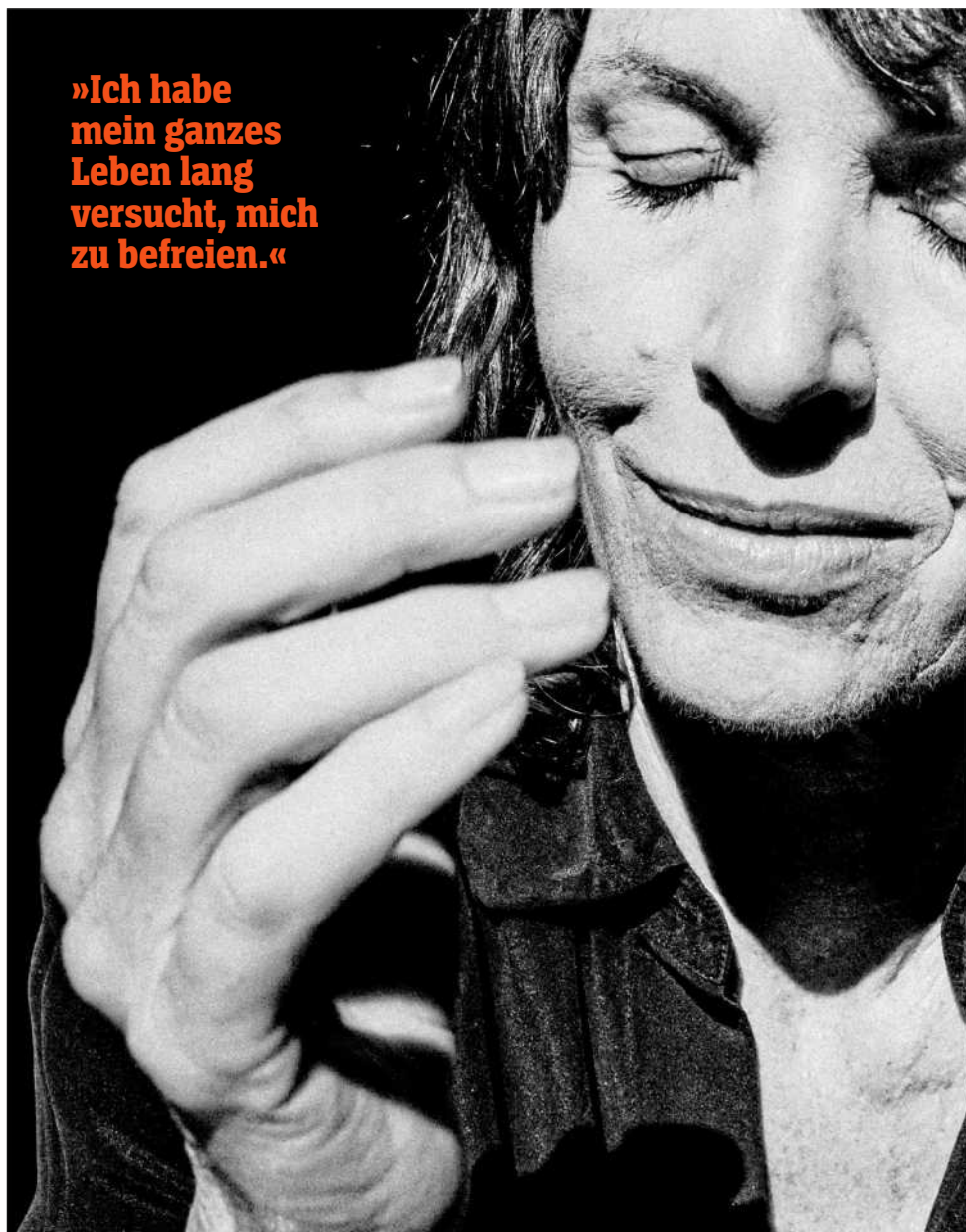
SPIEGEL: Konnten Sie teilweise nachvollziehen, warum sich so viele über Ihr Buch aufgeregt haben?

Cusk: Nein. Andere Leute schreiben die obszönsten Dinge, und niemand wird wütend. Aber ich schreibe über Mutterschaft und über meine Scheidung, und das kümmert alle so sehr? Sollen sie meine Bücher doch wegwerfen, wenn sie ihnen nicht gefallen.

SPIEGEL: Haben Sie nicht das Gefühl, dass Ihnen die Zeit recht gegeben hat?

Cusk: Doch. Es ist wie bei meinen Eltern. Als meine Mutter starb, löste das eine Krise für meine Geschwister und mich aus. Sie war eine schreckliche Frau, dumm und komplex zugleich. Sie hat unser Leben dominiert. Mich hat sie von Anfang an gehasst. Meine Geschwister haben das nicht so gesehen. Sie hatten große Schwierigkeiten, die Autorität unserer Eltern zu überschreiten. Mir ging es zwar auch so, aber ich wurde nie darüber hinweggetäuscht, wer sie wirklich waren. Meine Ge-

»Ich habe
mein ganzes
Leben lang
versucht, mich
zu befreien.«



Elliott Verdier / DER SPIEGEL

schwister erkannten das erst nach dem Tod unserer Mutter. Dann sagten sie zu mir: Du hattest recht.

SPIEGEL: In Ihrem Essay »Coventry« beschreiben Sie, dass Sie den Kontakt zu Ihren Eltern früh abgebrochen haben.

Cusk: Ich wuchs in einer sehr intoleranten Umgebung und in einer sehr religiösen Familie auf. Ich wurde in ein Internat geschickt, als wir nach England zogen. Ich habe mein ganzes Leben lang versucht, mich davon zu befreien.

SPIEGEL: Haben Sie das geschafft?

Cusk: Ja. Als ich vor ein paar Jahren England verließ, wurde mir klar, dass ich dort wie in einem Gefängnis gelebt hatte. Aber niemand hatte mich dazu gezwungen, dort zu bleiben. Das vergessen ja viele Menschen: Wir können uns entscheiden.

SPIEGEL: Die Dinge, die Sie über sich und Ihre Mitmenschen in Ihren Texten preisgeben, sind intim. Viele würden sich hüten, ihr Privatleben so auszuleuchten. Haben die Bücher Ihre Beziehungen beschädigt?

Cusk: Manche Menschen erkennen sich in meiner Arbeit wieder und sind dann beleidigt. Mir ist das egal. Es gibt zwei Menschen in meinem Leben, deren Wunsch ich respektiere, dass etwas nur unter uns bleiben soll. Meine Schwester und meinen Ehemann. Vielleicht noch meinen Bruder.

SPIEGEL: Gibt es eine Grenze? Etwas, das zu intim für Sie ist?

Cusk: Nein, überhaupt nicht.

SPIEGEL: Kennen das Gefühl von »Oversharing«, also zu viel Persönliches von sich erzählt zu haben?

Cusk: Das kenne ich natürlich, aber nur gesellschaftlich, beim Schreiben denke ich nicht darüber nach. Denn Schreiben ist für mich das Gegenteil von Scham. Ich muss mich immer selbst loswerden, um arbeiten zu können.

SPIEGEL: Wenn Sie sich beim Schreiben selbst loswerden, dann sind Ihre Werke also nicht autofiktional?

Cusk: Nein. Für Autofiktion muss das Selbst nutzbar sein. Und das war es bei mir noch nie. Autofiktion meint: Ich, Rachel, werde mich Rachel nennen und über die Dinge schreiben, die Rachel passiert sind. Das wäre interessant, aber so schreibe ich nicht.

SPIEGEL: Die Literaturnobelpreisträgerin Annie Ernaux und der norwegische Autor Karl Ove Knausgård sind sehr erfolgreich mit autofiktionalen Texten. Auch junge Autorinnen

berichten gern aus dem eigenen Leben. Sind Sie manchmal fassungslos, was andere über sich schreiben?

Cusk: Ich habe vor Kurzem ein paar Bücher von jungen Frauen geschickt bekommen. Sie sind wohl Teil einer neuen Welle weiblichen Schreibens, in dem es darum geht, schamlos zu sein. Als ich diese Bücher las, dachte ich: Hört bitte auf damit. Hört auf, das zu schreiben. Warum erzählt ihr den Leuten diese unglaublich privaten, halb ekelhaften Dinge über euch? Ich sah mich mit meinen eigenen Vorurteilen konfrontiert.

SPIEGEL: Was haben diese Autorinnen über sich geschrieben, was Sie so schockiert hat?

Cusk: Viel Körperliches. Wie eine Erzählerin in ihrem Zimmer saß, drei Päckchen Kekse aß und sich ekelhaft fühlte. Dann ging sie zur Toilette, um zu kotzen. Solche Dinge. Und mein Mann sagte zu mir, diese Frauen versuchten doch auch nur, ihre Scham loszuwerden. In dem Moment dachte ich: Aha, okay, jetzt gehöre ich offenbar zu einer Generation, die mit Unverständnis auf die jungen Frauen blickt, ich bin schuldig.

SPIEGEL: Lesen Sie Kritiken?

Cusk: Nein. Leute, die böse Dinge schreiben, sind ziemlich dumm. Daher ist mir das egal. Wenn jemand eine sehr intelligente Zerstörung meiner Arbeit schreibe, die mich zum Nachdenken brächte, wäre es anders. Die würde ich lesen. Aber ich bin schon selbstkritisch genug. Außerdem liest mein Mann die Kritiken. Das genügt. Deshalb weiß ich um die zum Teil schrecklichen Kritiken von »Parade«.

SPIEGEL: In »Parade« machen Sie es den Lesenden nicht einfach, Ihnen zu folgen. Sie nennen zum Beispiel alle Figuren »G«. Man findet wenig Halt.

Cusk: Literarische Sprache ist wie das Spiel »Jenga«, wo du nach und nach Klötze aus einem Turm heraus-

»Schreiben ist für mich das Gegenteil von Scham.«

ziehst, ohne dass er zusammenbrechen darf. Genau das versuche ich beim Schreiben.

SPIEGEL: Aber in dem Buch haben Sie ganz schön viele Klötze gleichzeitig rausgezogen. Wenn der Turm für Verständnis steht, dann ist er fragil.

Cusk: Aber was bringt es zum Beispiel noch, Paris zu beschreiben? Wir wissen alle, was es bedeutet, wenn Paris in einem Buch auftaucht. Oder ein Sonnenuntergang. Wir wissen ja, wie er aussieht.

SPIEGEL: In »Parade« wird eine Künstlerin von ihrer kleinen Tochter gefragt, wozu es Männer geben müsse: »Warum kann es nicht nur Mütter und Kinder geben?« Eine ähnliche Frage wurde vor Jahren schon einmal von Ihnen aufgeworfen. Sie scheinen darauf noch keine Antwort gefunden zu haben.

Cusk: Ich habe es noch mal angesprochen, weil ich dachte, ich könnte im Namen dieser Künstlerin eine Antwort geben. Für sie ist nämlich eine Welt voller Mütter und Kinder schrecklich. Es wäre eine Welt ohne die Beurteilung durch Männer, ohne männliche Werte wie Wettbewerbsfähigkeit. Die aber wurden Frauen wie ihr eingeflüßt. An anderer Stelle lasse ich die Erzählerin sagen: Ich bin voller männlicher Wahrnehmung. Ich habe endlos Bücher von Männern gelesen, ihre Bilder angeschaut, Musik von ihnen gehört.

SPIEGEL: Können Sie sich noch für Kunst begeistern, wenn sie von misogynen Männern gemacht wird?

Cusk: Nein. Vor ein paar Monaten war ich im Picasso-Museum, und seine Tochter hielt eine Rede. Sie sagte sinngemäß: Mein Vater mochte Frauen, aber nicht mehr als die meisten Männer. Er war einfach ein Mann seiner Zeit. Und ich verstand sofort, was passiert ist. Die Preise seiner Bilder, sein Wert im Kapitalismus, drohen zu sinken. Jetzt wird versucht, seinen Ruf zu verteidigen.

SPIEGEL: In Ihren Büchern scheint niemand eine solide Beziehung zu haben. Werden Zufriedenheit oder Glück überschätzt?

Cusk: Das ist eine seltsame Frage. Bücher sind nicht dafür da, um uns glücklich zu machen, sondern um Fragen zu stellen. Glück und Unglück sind in meinen Texten daher keine Kategorien, die eine größere Rolle spielen. Und sowieso: Ich kann mich nicht erinnern, wann ich es das letzte Mal ein Buch gelesen habe, das von glücklichen Menschen handelt. Sie etwa?

SPIEGEL: Mrs Cusk, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ■

Cusk beim SPIEGEL-Gespräch*



Elliot Verdier / DER SPIEGEL

* Mit der Redakteurin Elisa von Hof und dem Redakteur Enrico Ippolito.

Rätsel einer diskreten Frau

FERNSEHKRITIK Eine sehenswerte ARD-Dokumentation macht Angela Merkels Kunststück sichtbar, die politische Bühne nach 30 Jahren als nahezu unbeschriebenes Blatt zu verlassen.

An ihrem 30. Geburtstag, im Sommer 1984, fiel die Lebensbilanz von Angela Merkel eher bescheiden aus. Nach der Trennung von ihrem ersten Ehemann bezog die Physikerin eine unsanierte Wohnung in einem Ost-Berliner Hinterhaus. Zu ihrem Festtag, so erzählt sie in einem Gespräch 2013, habe ihr Vater sie besucht, »guckte sich da um, und statt Glückwunsch sagte er: »Weit hast du's ja noch nicht gebracht«.

Gut fünf Jahre später, nach dem Fall der Mauer, sollte sich das in rasantem Tempo ändern. Angela Merkel hat es weit gebracht. Von 2005 bis 2021 war sie Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland, fast auf den Tag genauso lange wie ihr einstiger Förderer Helmut Kohl. Der Regisseur Tim Evers hat dieser ungewöhnlichen politischen Biografie nun eine aufwendige Dokumentation gewidmet: »Angela Merkel – Schicksalsjahre einer Kanzlerin«, die in fünf Folgen in der ARD-Mediathek zu sehen ist und am 15. Juli in einem 90-minütigen Zusammenschnitt auch im linearen Programm.

Was in der knapp dreistündigen Langfassung – in der Verbindung von Archivaufnahmen, Einschätzungen von Weggefährten und über die Bilder gelegten Merkel-Interviews aus dem Off – besonders gut erkennbar wird, ist das rätselhafte Verhältnis von Omnipräsenz und Undurchsichtigkeit, das Merkels politisches Vermächtnis einzigartig macht. 16 Jahre lang hat es in Deutschland kein vergleichbares Ausgangsbild der Politik gegeben, und dennoch ist die Person hinter der bedächtigen, ihrem Geschlecht zum Trotz eminent »staatsmännischen« Erscheinung trüb geblieben. »Sie kennen mich«, lautet der Satz aus einem TV-Duell Merkels, mit dem die Dokumentation beginnt – eine irreführende, fast ironische Selbstbeschreibung der Kanzlerin, an der sich der Film immer wieder abarbeitet. Zu Wort kommen langjährige Vertraute



Sven Simon / ddp images

wie Rainer Eppelmann, Thomas de Maizière und Annegret Kramp-Karrenbauer, aber auch Jüngere, Marina Weisband, Samira El Ouassil oder der YouTuber LeFloid.

Merkels Politikstil wirkt angesichts des populistischen Furors heute fast schon historisch. »Sie hat kein Charisma des ersten Blicks«, sagt de Maizière, ihr früherer Kanzleramtschef und Innenminister, aber diese Performancearmut erscheint in Zeiten der umfassenden Emotionalisierung von Politik wie ein Ausweis der Solidität. Ähnlich unzeitgemäß ist die in der Dokumentation häufig erwähnte Tatsache, dass sie als ostdeutsche Frau im doppelten Sinne als Außenseiterin gilt, aber diese »marginalisierte Identität«, wie man inzwischen sagen würde, nie zum Thema ihrer Politik gemacht hat.

Erst am Ende der Laufbahn, als dürfte sich der Amtspanzer nun langsam lösen, offenbart sie ihre biografischen Kränkungen. In einer Rede zum 3. Oktober 2021 spricht sie aufgewühlt und fast zornig über die Zurückweisungen, die sie als DDR-Bürgerin und nur »angelernete Bundesdeutsche« im Politikbetrieb erlebt habe. Zum Großen Zapfenstreich zwei Monate später wünscht sich Merkel vom Musikkorps der Bundeswehr das Nina-Hagen-Lied »Du hast den Farbfilm vergessen« von 1974.

Bundesministerin für Frauen und Jugend Merkel 1991

»Sie hat kein Charisma des ersten Blicks.«

Thomas de Maizière, Ex-Kanzleramtschef

Kehrseite der Nüchternheit Merkels, ihres managerartigen Credos, »dass man in der politischen Arbeit zum Machbaren kommen muss«, ist ein inhaltlicher Pragmatismus, der zur Indifferenz neigt. Ein SPD-Politiker formuliert das mit dem Satz: Man würde immer mit vollem Vertrauen in ein Flugzeug steigen, das von Merkel gesteuert wird, aber man wisse halt nicht, wo man ankomme.

In »Schicksalsjahre einer Kanzlerin« wird diese Orientierungslosigkeit vor allem an zwei politischen Fragen dargestellt. Zum einen an Merkels Vernachlässigung der Klimapolitik, die Interviewpartnerinnen wie Carla Reemtsma scharf kritisieren und die sich vielleicht mit dem konsequent realpolitischen Vorgehen der Kanzlerin erklären ließe, das für Zukunftsmodelle und Imaginationsräume wenig Sinn hat. Zum anderen an Merkels Verhältnis zu Russland und Wladimir Putin, einer zunehmend prekären Facette der Politik, die in der zweiten Hälfte der Dokumentation großen Raum einnimmt.

Der kritische Ton aber hängt mit einer methodischen Unzulänglichkeit zusammen. Zweifellos, Merkel hat nach der überraschend aggressiven Anti-Nato-Rede, die Putin bereits im Jahr 2007 auf der Münchner Sicherheitskonferenz hielt, vermutlich allzu lange an der Partnerschaft mit dem russischen Präsidenten festgehalten – und auch an der Aussicht auf das kontinuierlich fließende Erdgas, sogar nach Putins Annexion der Krim 2014. Aber im Raunen der Kommentarspur in den letzten Folgen der Dokumentation ist häufig der Fehler festzumachen, dass es die Vergangenheit vom Wissen der Gegenwart her aufrüllt und alle diplomatischen Bemühungen Merkels, etwa das seinerzeit hochgelobte Minsker Abkommen von 2015, über die politischen Entwicklungen seit dem 24. Februar 2022 erklärt. Den Einmarsch Russlands in der gesamten Ukraine konnte sich damals jedoch niemand vorstellen.

Abgesehen von dieser Ungenauigkeit ist »Schicksalsjahre einer Kanzlerin« eine sehenswerte Dokumentation, die das Kunststück einer diskreten Frau sichtbar macht, von der politischen Bühne nach 30 Jahren im Rampenlicht als nahezu unbeschriebenes Blatt zu gehen. Das Persönlichste, was in diesem Porträt aufscheint, betrifft ihren Vornamen. Die alten DDR-Freunde betonen ihn nicht wie die große politische Öffentlichkeit auf der ersten Silbe, sondern in der Mitte, auf dem e.

Andreas Bernard

DER SPIEGEL

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) · Mail spiegel@spiegel.de

Impressum

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923–2002)
CHEFREDAKTION Dirk Kurbjuweit (V.i.S.d.P.),
Dr. Melanie Amann, Thorsten Dörting

LEITENDE REDAKTEURE *Editorial Desk:* Judith Horchert (Teamleitung), Barbara Hardinghaus, Carolin Katschak (Blattmacherin Audio & Video), Ferdinand Kuchlmayr (Blattmacher Optik), Cordula Meyer, Alexander Neubacher, Oliver Trenkamp, Stefan Weigel.
Leiter Redaktionelle Organisation: Birger Menke, Bente Kirschstein (Geschäftsführende Redakteurin). *Leiterin Derivate:* Dr. Susanne Weingarten. *Redaktionelle Entwicklung:* Matthias Streitz.

CHEFS VOM DIENST *Print:* Anke Jensen, Jörn Sucher. *Online:* Patricia Dreyer, Anselm Waldermann; Melanie Ahlemeyer, Lisa Erdmann, Kevin Hagen, Björn Hengst, Olaf Heuser, Olaf Kanter, Nikolai Kwasienski, Jonas Leppin, Florian Merkel, Charlene Opstenstein, Dr. Dominik Peters, Dr. Jens Rädü, Daniel Raacke, Martin Wolf

AUTOREN/REPORTER DER CHEFREDAKTION
Susanne Beyer, Ulrich Fichtner, Lothar Gorris, Stefan Kuzmann, Thomas Schulz

NEWS *Leitung:* Janko Tietz, Benjamin Schulz (stellv.); Henrik Bahlmann, Anna Ehlebracht, Malte Göbel, Miriam Khan, Sabrina Knoll, Charlotte Lüder, Florian Pütz, Abdul Hakim Rahmatullah, Sven Scharf, Kim Staudt, Sebastian Stoll, Anastasia Trenkler, Nadine Wolter

HAUPTSTADTBÜRO
Leitung: Sebastian Fischer, Martin Knobbe, Christoph Hickmann, Maria Fiedler (stellv.). *Redaktion:* Rasmus Buchsteiner, Sophie Garbe, Florian Gathmann, Milena Hassenkamp, Marina Korbak, Ann-Katrin Müller, Serafin Reiber, Anna Reimann, Jonas Schabale, Christoph Schult, Christian Teets, Severin Weiland. *Autoren, Reporter:* Diete Diening, Markus Feldenkirch, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein. *Politik Hamburg:* Marc Röhlig

DEUTSCHLAND/PANORAMA *Leitung:* Anke Dürr, Hendrik TERNIEDEN, Dr. Markus Verbeet, Guido Mingels (stellv.), Sophia Schirmer (stellv.). *Redaktion:* Birte Bredow, Lisa Duhm, Katrin Elger, Silke Fölkner, Hubert Gude, Kristin Hang, Fabian Hillebrand, Armin Himmelrath, Philipp Kolbenbrück, Levin Kubeth, Annette Langer, Katrin Langhans, Gunther Latsch, Benjamin Maack, Christopher Piltz, Ansgar Siemens, Swantje Unterberg, Sara Wess, Jens Witte, Jean-Pierre Ziegler.

Investigativ/Innere Sicherheit: Jörg Diehl, Wolf Wiedmann-Schmidt; Susanne Amann, Mark Baumgartner, Sven Becker, Roman Höfner, Roman Lehberger, Nicola Naber, Sven Röbel, Fidelius Schmid. *Koordination SPIEGEL TV:* Thomas Heise. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Julia Jüttner, Dr. Klaus Wiegrefe.

Berlin: Frauke Böger, Juliane Löffler, Hannes Schrader

WIRTSCHAFT/NETZWEK *Leitung:* Markus Brauck, Yasmin El-Sharif, Stefan Kaiser, Cornelia Schmergal. *Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Benjamin Biddler, Michael Brächer, Florian Diekmann, Kristina Griske, Simon Hage, Henning Jansen, Dr. Matthias Karch, Michaela Koorthe, Matthias Kremp, Martin U. Müller, Thilo Neumann, Alexander Preker, Stefan Schultz, Kim Staudt, Udo Trichtl. *Autoren, Reporter:* David Böcking, Alexander Kühn, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach.

Berlin: Markus Becker, Patrick Beuth (Teamleitung Netzwerk), Markus Dettmer, Marc Hoppensdell, Michael Kröger.

AUSLAND *Leitung:* Mathieu von Rohr, Britta Koltenbroich (stellv.), Julia Kuntz (stellv.), Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Julia Proisinger (stellv.), Jan Pütz, Kurt Stukenberg (stellv.), Özlem Topcu (stellv.). *Redaktion:* Lena Greiner (Teamleitung Globale Gesellschaft), Mohannad Alnajjar, Ann-Dorit Boy, Alexander Chernyshev, Francesco Colini, Fiona Ehlers, Muriel Kalisch, Katharina Graca Peters, Jan Petter, Anna-Sophie Schneider. *Autoren, Reporter:* Alexander Berth, Christian Esch, Susanne Koelbl, Nadia Pantel, Maximilian Popp, Christoph Reuter.

Berlin: Nicola Abé, Cornelius Diekmann, Alexander Kaushanski, Alexander Sarovic

WISSEN *Leitung:* Michael Hengstenberg, Katja Thimm, Julia Merlot (stellv.). *Redaktion:* Marco Evers, Johann Grolle, Arvid Hatsch, Dr. Claus Hecking, Lukas Kiesel, Guido Kleinhubert, Julia Koch, Julia Köppe, Martin Schlack, Nils-Viktor Sorge (Teamleitung Mobilität). *Autoren, Reporter:* Rafaela von Bredow, Maik Großekathöfer, Christoph Seidler, Olaf Stampf, Antje Windmann.

Berlin: Susanne Götzte, Kerstin Kullmann, Alina Schadwinkel. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Philipp Oehmke, Eva Thöne, Elisa von Hof (stellv.), Anton Rainer (stellv.). *Redaktion:* Felix Bayer, Tobias Becker, Christian Buß, Oliver Kaever, Ulrike Knöfel, Carola Padtberg, Jurek Skrobala, Katharina Stiegelmann. *Autoren, Reporter:* Janja Backes, Andreas Borcholte, Xaver von Cranach, Sebastian Hammelehle, Wolfgang Höbel, Enrico Ippolito. *Berlin:* Lars-Olaf Beier, Matern von Boeselager, Anna Dreussi, Hannah Pilarczyk, Tobias Rapp.

REPORTER *Leitung:* Özlem Gezer, Christoph Scheuermann, Felix Dachselt (stellv.). *Redaktion:* Nora Gantenbrink, Julia Kopatzki, Timothy Neshtov, Dialika Neufeld, Jonathan Stock. *Autoren, Reporter:* Marc Hujer, Frauke Hunfeld, Alexander Osang, Alexander Smoltczyk, Barbara Supp

SPORT *Leitung:* Hauke Goss, Lukas Rilke, Jörn Meyn (stellv.). *Redaktion:* Peter Ahrens, Matthias Fiedler, Marco Fuchs, Jan Göbel, Nina Golombek, Benjamin Knaack, Marcus Krämer, Marvin Rishi Krishan, Daniel Montazeri, Gerhard Pfeil, Marc Polonyi, Jörg Römer

REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG Friederike Freiburg, Jonas Mielke, Katja Quecke, Maximilian Rau, Johanna Röhr, Anne Seith

MEINUNG & DEBATTE *Leitung:* Anna Clauf, Ralf Neukirch. *Redaktion:* Swantje Karich, Martina Kix

LEBEN *Leitung:* Frauke Lüpke-Narberhaus, Malte Müller-Michaelis, Ina Brzoska (stellv.), Helene Endres (stellv.), Nike Laurenz (stellv.). *Redaktion:* Julian Aé, Irene Berres, Antje Blinda (Teamleitung Reise), Christopher Bonnen, Franziska Bulban, Markus Deggerich, Tanya Palenczyk, Helene Falschberg, Florian Gontek, Sylvie Güthmann, Dr. Veronika Hackenbroch, Lukas Hildebrand, Katharina Höller, Maren Hoffmann, Maren Keller, Heike Klövert, Eva Lehnen, Dr. Heike Le Ker, Philipp Löwe, Claudio Rizzello, Marthe Ruddat, Sandra Schulz, Julia Stanek, Markus Sutura, Verena Töpfer, Nina Weber. *Autoren:* Jule Lutteroth, Marianne Wellershoff

GESCHICHTE *Leitung:* Jochen Leffers, Dr. Eva-Maria Schnurr. *Redaktion:* Dr. Felix Bohr, Jonas Breng, Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Frank Patalong, Frank Thadeusz

DEIN SPIEGEL *Leitung:* Bettina Stiebel, Alexandra Klausfner (stellv.). *Redaktion:* Antonia Bauer, Claudia Beckesche, Pelle Kohrs, Marco Weder

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gartred Alfei, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Ursula Junger, Birte Kaiser, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Stefan Moos, Sandra Pietsch, Fred Schlottnerbeck, Sebastian Schuln, Sandra Waage

PRODUKTION *Leitung:* Angela Ölscher, Petra Thormann; Kathrin Beyer, Christine Brüggemeier, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Gesche Säger, Stefan Schütt, Martina Treumann, Holger Uhlig, Valerie Wagner, Katrin Zabel

BILDREDAKTION *Leitung:* Jose Blanco, Mascha Zuder, Maxim Sergienko (stellv.); Claudia Adel, Tinka Dietz, Sabine Düttling, Torsten Feldstein, Philine Gebhardt (Teamleitung), Niklas Hauser, Signe Heldt, Gillian Henn, Daniel Hofmann, Andrea Huss, Rosa Kaiser, Jan Kappelmann, Carolin Klemm, Matthias Krug, Theresa Lettner, Parvin Nazemi, Nicole Neumann, Daniel Nide, Inka Recke, Jens Rensing, Oliver Schmitt, Irene Schubial, Erik Seemann, Henriette Simons, Anne Wellnitz, Lena Wöhler, Lennart Wock. *Mail:* foto@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

DESIGN *Leitung:* Juss Kuppi, Ann-Kristin Köhn (stellv.), Michael Abke, Lisa Debecker, Sarah Dillon, Lynn Dohrmann, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhuße, Lina Grage, Fabian Greve, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Annika Loebel, Dagmar Nothjung, Kamila Ramezani, Barbara Rödiger, Lea Rossa, Marco Stede

TITELBILD *Teamleitung:* Alexandra Grünig, Johannes Unselz, Suze Barrett, Pia Pritzel, Marcus Wiechmann

DATEN & VISUALISIERUNGEN *Leitung:* Dr. Matthias Stahl, Klaus Neumann (stellv.), Patrick Stotz (stellv.); Holger Dambeck, Guido Grigat, Max Heber, Frank Kalinowski, Anna-Lena Kornfeld, Nina Krug, Chris Kurt, Niklas Marienhagen, Gernot Matzke, Dawood Ohadh, Marcel Pauly, Bernhard Riedmann, Achim Tack, Alexander Trempler, Rina Wahls, Christoph Winterbach

KORREKTORAT *Leitung:* Sebastian Hofor; Barbara Bredtmann, Thomas Fuchs, Barbara Schulz, Catrin Zander

SOCIAL MEDIA & LESERDIALOG *Leitung:* Ayla Kiran, Angela Gruber. *Redaktion:* Elena Block, Philipp Dreyer, Natascha Gmür, Maria Herbst, Jan Hoffmeister, Luisa Höppler, Aleksandra Janowska (Teamleitung Community), Charlotte Klein, Sebastian Maas, Petra Maier (Teamleitung Google Web Stories), Annina Metz, Robert Schlösser, Katharina Zingerle

SEO *Teamleitung:* Insa Winter; Alexandra Knappe, Bastian Midasch, Heiko Stammel, Hanna Zobel

VIDEO *Leitung:* Anne Martin, Benjamin Braden (stellv.), Leonie Voss (stellv.). *Redaktion:* Illyas Alaoui, Sven Christian, Dennis Deusermeier (Teamleitung Talk), Benjamin Eckert, Birgit Großekathöfer, Janita Hämaläinen, Martin Jäschke, Heike Janssen, Marco Kasang, Eckhard Klein, Andreas Landberg, Jonathan Miske, Julia Parker (Produktionskoordinatorin), Fabian Pieper, Rachelle Poupplier, Christian Weber

CHEFS VOM DIENST BEWEGTBILD Dirk Schulze, Martin Sümeling

AUDIO *Leitung:* Yasemin Yüksel, Jannis Schakarian (Chef vom Dienst), Sandra Sperber (Leitende Redakteurin). *Redaktion:* Ronja Bachofer, Philipp Fackler, Lenne Kaffka, Marius Mestermann, Jerrit Schmidke, Lara Schulschen, Maximilian Sepp, Regina Steffens

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Alexanderufer 5, 10117 Berlin, Tel. 030 886688-100
DRESDEN Steffen Winter, Wallgätschen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0

DÜSSELDORF Markus Böhm, Alexander Demling, Lukas Eberle, Tobias Großekemper, Torsten Klein, Benedikt Müller-Arnold, Miriam Olbrisch, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Tim Bartz, Felnerstraße 7-9, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680

HACKENBURG Dietmar Hipp, Stephanienstraße 30, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737

LEIPZIG Peter Maxwill, Postfach 310315, 04162 Leipzig

MÜNCHEN Jan Friedmann (Koordination Nachrichten), Martin Hesse, Maria Marquart, Katherine Rydlink, Rosental 1, 80331 München, Tel. 089 45459510

BADEN-WÜRTTEMBERG Christine Keck

REDAKTIONSVERTRETUNGEN/KORRESPONDENTENBÜROS AUSLAND

BANGALORE Laura Höflinger

BANGKOK Maria Stöhr

BRÜSSEL Timo Lehmann, Michael Sauga (Autor), Rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 3206108, ru.brussel@spiegel.de

LONDON Steffen Lüdke, Jörg Schindler

LOS ANGELES Jens Wittrock

MEXIKO-STADT Philipp Glöting (frei), Tel. +52 55 5630526

MOSKAU Christina Hebel, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 3637623

NAIROBI Heiner Hoffmann, Tel. +254 111 341478, Fritz Schaap

NEW YORK Marc Pitzke, Bernhard Zand

PARIS Britta Sandberg, 4, Rue Goethe, 75116 Paris

PEKING Georg Fahrion, Christoph Giesen

ROM Frank Hornig, Stampa Estera, Palazzo Grazioli, Via del Plebiscito 102, 00186 Roma

RIO DE JANEIRO Gerald Trautletter (Chefkorrespondent)

SAN FRANCISCO Simon Book

SYDNEY Anna-Lena Abbott, Johannes Korge

TEL AVIV Thore Schröder, Dr. Aviv-Jaffa 6803466, Israel

WARSAU Tel. +48 22 6179295, Warschau@spiegel.de

WASHINGTON Julia Amalia Heyer, Roland Nelles, René Pfister, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202 3475222

WIEN Walter Mayr

STÄNDIGE FREIE AUTOREN Dr. Andreas Bernard, Marian Blasberg, Christo Buschek, Arno Frank, Christo Grozev, Oliver Das Gupta, Jochen Martin Gutsch, Asja Haidar, Leo Klimm, Jonah Lemm, Jasmijn Lörschner, Jan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Ritzel, Josef Saller, Richard C. Schneider, Ron Ulrich, Ines Zötl

DOKUMENTATION *Leitung:* Cordelia Freiwald, Kurt Jansson; Zahra Akhgari, Nikolai Antoniadis, Dr. Susmita Aip, Lars Böhm, Eva Bräth, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Almut Cieschinger, Johannes Elitzschig, Catrin Fandja, Dr. Matthias Fett, Janine Große, Imko Haan, Thorsten Hapke, Dr. Dorothee Heinicke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Stefanie Jockers, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Anna Köster, Ines Köster, Mara Küpper, Julia Lange, Rainer Lübbert, Sonja Maas, Nadine Markwaldt, Dr. Andreas Meyhoff, Marvin Milatz, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Claudia Niesen, Dr. Gerret von Nordheim, Sandra Ofner, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Sara Maria Rieger, Friederike Röhreke, Dr. Eva Saß, Andrea Sauerbier, Marko Scharlow, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Anna Schwarz, Ulla Siegenthaler, Meike Stapf, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Rainer Szimm, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Louisa Uzunzer, Peter Wahle, Dr. Charlotte Weichert, Peter Wetter, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN

GBMH & CO. KG

Anzeigen: Hannes Engler

Gültige Anzeigenpreisliste 2024

Mediaunterlagen und Tarife: www.spiegel.media, www.iqmedia.de

Vertrieb: Torben Sieb

Herstellung: Silke Kassuba

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Haas (Vorsitzender), Stefan Ottlitz

INTERNET www.spiegel.de

INSTAGRAM [instagram.com/spiegelmagazin](https://www.instagram.com/spiegelmagazin)

FACEBOOK facebook.com/derspiegel

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, www.spiegel.de/leserbriefe, Fax: 040 3007-2966, Mail: leserbrieft@spiegel.de
Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de

Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«; Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ. Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörige Fingerprint lautet: 6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

Ombudsstelle

Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle eingerichtet: ombudsstelle@spiegel.de. Sollten Sie als Hinweisgeber dem SPIEGEL gegenüber anonym bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann Kruse unter hinweisgeber-spiegel@bmz-recht.de

Redaktioneller Leserservice

Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966
Mail: leserservice@spiegel.de

Nachdrucke in Medien aller Art

Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken oder Videos Kontakt, Beratung: www.spiegel.de/syndication und Bestellung: syndication@spiegel.de, Tel.: 040 3007-3540 für Deutschland, Österreich, Schweiz. Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing, Simone Daley, Mail: simonedaley@nytimes.com, Telefon: +44 20 7061 3507, ISSN 0038-7452

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN sind unter amazon.de/spiegel innerhalb Deutschlands nachbestellbar.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn, www.spiegel-antiquariat.de, Telefon: 0228 9296984

Abonnement für Blinde Audioversion: Deutsche Blindenstudienanstalt e. V., Telefon: 06421 606265; elektronische Version: Frankfurter Stiftung für Blinde, Telefon: 069 9551240

Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 327,60, Studenten Inland: 52 Ausgaben € 202,80, Auslandspreise unter www.spiegel.de/auslandsabo, Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

Abonnementenservice Persönlich erreichbar Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070
Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 6,30 pro gedruckte Ausgabe
☐ für € 0,70 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,69) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe.

Der Bezug ist monatlich kündbar.
Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten
Straße, Hausnummer oder Postfach
PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)





Jean Jacques Levy / picture alliance / AP Photo

Shelley Duvall, 75

In Stanley Kubricks nervenstrapazierender Stephen-King-Verfilmung »The Shining« aus dem Jahr 1980 spielte sie die Ehefrau eines von Jack Nicholson verkörperten Verrückten, der ihr nach dem Leben trachtet. Es war eine Horrorrolle, die Duvall nach Ansicht vieler Bewunderinnen und Bewunderer auch im Privaten zusetzte. In den Siebzigerjahren hatte Shelley Duvall, die in der US-Stadt Houston aufgewachsen war, in Filmen wie »Diebe wie wir« von Robert Altman und »Der Stadtneurotiker« von Woody Allen wiederholt komische, stolze, zerbrechliche Frauen verkörpert. Ihr schmales, zartes Gesicht, die großen Augen und die markanten Schneidezähne verliehen ihr einen oft trügerischen Anschein von Unbekümmertheit. Neben gelegentlichen Jobs als Schauspielerin produzierte Duvall von den Achtzigerjahren an Kindersendungen fürs Fernsehen. Während eines TV-Interviews im Jahr 2016 berichtete sie von Geistererscheinungen und langjährigen psychischen und körperlichen Leiden. Shelley Duvall starb am 11. Juli in Blanco im US-Bundesstaat Texas. HÖB



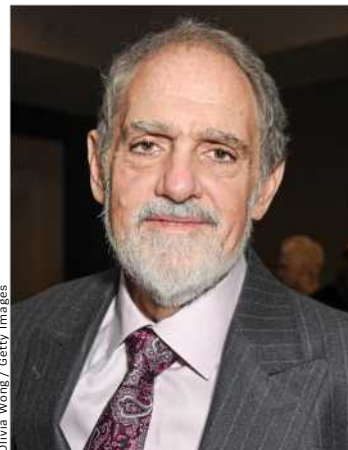
United Archives / ullstein bild

Benji Gregory, 46

Zu Berühmtheit kam der gebürtige Kalifornier in den Achtzigerjahren als Kinderdarsteller in der Sitcom »Alf«. Die Serie handelt von einer Vorstadtfamilie, den Tanners, die einen Außerirdischen bei sich aufnehmen. Gregory spielte darin die Rolle von Brian, dem zweitältesten Kind der Tanners. Der zottelige Alien kümmert sich fürsorglich um den Jungen, die beiden freunden sich an. Benji Gregory gewöhnte sich nach eigener Aussage schnell daran, mit einer Puppe zu schauspielern. »Es war ganz natürlich, mit Alf zu interagieren«, erzählte er später. Er habe sich im Fernsehstudio fast wie auf einem Spielplatz gefühlt und sei viel herumgetollt. Neben seiner Arbeit für die Sitcom, die insgesamt 102 Folgen umfasste, hatte Gregory auch Auftritte in Fernsehserien wie »Das A-Team« oder »T. J. Hooker« und dem Kinofilm »Jumpin' Jack Flash«. Als »Alf« Anfang der Neunzigerjahre eingestellt wurde, finanzierte sich Gregory mit seinen Gagen ein Studium und wandte sich von der Unterhaltungsbranche ab. 2003 ging er zur US Navy, spezialisierte sich dort auf Meteorologie und Ozeanografie. Eine Zeit lang diente er auf dem Flugzeugträger »USS Carl Vinson«. Benji Gregory wurde am 13. Juni in Peoria, Arizona, leblos in seinem Auto aufgefunden, am 10. Juli wurde sein Tod bekannt. LOB

Jon Landau, 63

Den wohl größten Moment seiner Karriere erlebte der in New York geborene Filmproduzent Ende März 1998, als er an der Seite von James Cameron den Oscar für den besten Film entgegennehmen durfte. Das mit Kate Winslet und Leonardo DiCaprio besetzte Melodram »Titanic« über den Untergang des Ozeanriesen hatte damals bereits Kassenrekorde gebrochen und Millionen Menschen bewegt. Die Schwierigkeiten, den aufwendigen Film herzustellen, die Überschreitungen des geplanten Budgets, die das Projekt zwischenzeitlich infrage gestellt hatten, schienen vergessen. Mehr als zwei Jahrzehnte lang war Jon Landau so etwas wie die rechte Hand von Cameron und half ihm, große, bisweilen größtenwahnsinnig anmutende Projekte wie das vierteilige »Avatar«-Epos in die Tat umzusetzen. Er sei »das Herz der »Avatar«-Familie« gewesen, sagte Cameron nach Landaus Tod, »mit seinem Humor, seiner Großzügigkeit und seiner enormen Fähigkeit, Leuten das Gefühl zu geben, sich geschätzt und gesehen zu fühlen«. Landau hatte an der University of Southern California studiert und in Hollywood zunächst als Produktionsleiter gearbeitet. Er war Co-Produzent von aufwendigen Filmen wie »Liebling, ich habe die Kinder geschrumpft« (1989) oder »Dick Tracy« (1990) und übernahm in den Neunzigerjahren eine Führungsposition beim traditionsreichen Studio 20th Century Fox. Dort entwickelte sich seine enge Arbeitsbeziehung zu Cameron. Jon Landau starb am 5. Juli in Los Angeles. LOB



Olivia Wong / Getty Images



Country Music Hall of Fame

Mary Martin, 85

1965 wurde Mary Martin Zeugin eines großen Popmoments: Bob Dylan hatte sich beim Newport Folk Festival spontan entschlossen, seine Songs nicht mehr akustisch, sondern mit elektrisch verstärkten Instrumenten zu spielen – und wurde ausgebuht. Für Martin war klar: Er hatte mit der vor Ort rekrutierten Paul Butterfield Blues Band die falschen Begleitmusiker. Die junge Kanadierin, in Toronto geboren, arbeitete zu jener Zeit als Rezeptionistin, bald darauf als Assistentin des Musikmanagers Albert Grossman, der auch Dylan betreute. Als der Sänger im New Yorker Büro vorbeikam, erzählte sie ihm von einer Band, die sie aus ihrer Heimatstadt kannte. Dylan sagte später, Martin sei sehr hartnäckig gewesen, für die Gruppe zu werben: »Sie hörte nicht auf, mir diese Typen, The Hawks, aufzudrängen.« Damit schrieb Mary Martin selbst Popgeschichte. Die Hawks gingen mit Dylan auf Tournee, hießen wenig später The Band und wurden zu einem der einflussreichsten Folkrock-Acts. Martin wurde Talentscout bei Plattenfirmen und machte sich als Managerin selbstständig. Sie förderte kanadische Künstler wie Leonard Cohen und Gordon Lightfoot, aber auch US-Stars wie Emmylou Harris. Als eine von nur wenigen Frauen in ihrer Branche begegnete sie Zweifeln an ihrer Kompetenz mit Nonchalance: »Nun, ich wusste, dass meine Instinkte gut waren, und ich wusste, dass ich mich leidenschaftlich für Musik interessierte.« Mary Martin starb am 4. Juli in Nashville. BOR

Eine Million Euro, bitte

Die wahrscheinlich beste Tennisspielerin der Geschichte wird man nur mit einem Antrieb, der von Besessenheit kaum zu unterscheiden ist. **Serena Williams**, 42, wollte »einfach nur gewinnen«, wie sie in der YouTube-Sendung »Hot Ones« sagte. Geld habe sie nicht interessiert. Ihren ersten Scheck über eine Million Euro habe sie versucht, an einem Drive-through-Geldautomaten einzulösen. Am Automaten habe ihr dann ein Bankangestellter gesagt: »Ich glaube, dafür müssen Sie reinkommen.« Einmal habe ihr Steuerberater sie gefragt, ob ihr Preisgeld nicht angekommen sei. Ihre Antwort: »Oh, das Preisgeld in Zürich habe ich gar nicht bekommen. Und das in Moskau habe ich vergessen.« Im Laufe ihrer Karriere veränderte sich ihr Verhältnis zu Geld: 2017 gründete sie das Investmentunternehmen Serena Ventures, mit dem sie vor allem Frauen und People of Color bei Unternehmensgründungen unterstützt. Auch im Sport investierte sie: Sie gehört zu den Besitzerinnen des Fußballklubs Angel City FC in Los Angeles. 2022 beendete Williams ihre Laufbahn als Tennisprofi. MLB



Doug Peters / Alamy / mauritius images



Lionel Hahn / Getty Images

Freiwillig nackt

2008, als Star der Serie »Californication«, sagte der Schauspieler **David Duchovny** dem kanadischen Fernsehen, er finde es »einfach peinlich«, vor vielen Menschen nackt zu sein. »Ich nehme an, ich bin ein bisschen prüde. Ich wünschte, ich wäre es nicht.« Doch mit fortschreitendem Alter werden Menschen manche Sachen weniger pein-

lich, diese Erfahrung scheint auch Duchovny, 63, gemacht zu haben. In seinem neuen Film »Reverse the Curse« steht er mit seinem Filmsohn nackt in einer Männerumkleide, und Duchovnys Figur kommentiert das Aussehen ihrer beider Penisse. Niemand hat Duchovny zu dieser Szene gezwungen, im Gegenteil, er hat selbst das Drehbuch geschrieben und Regie geführt. Man könne das

Altern mit Humor sehen, sagte Duchovny in einem Interview im US-Magazin »Salon«, schließlich betreffe es jeden Menschen. »Wenn ich einen meiner Hauptdarsteller – mich – nehme, der seinem Sohn seinen nackten Körper vorführt und sagt: »Sieht aus wie eine tote Schwalbe, wo mein Schwanz sein sollte«, dann finde ich das lustig.« Man lache und sei auch ein wenig berührt. FEB

Ungeschminkte Wahrheit

Linda de Mol, 60, ist die Barbara Schöneberger der Niederlande. Sie ist seit Jahrzehnten im Showgeschäft und hat ein eigenes Magazin, es heißt – wenig überraschend – »Linda«. Auf dem Cover der aktuellen Ausgabe präsentiert sich de Mol zum ersten Mal ungeschminkt. Dazu schreibt sie: »Haben Sie sich erschrocken? Kann ich verstehen. Neben meinen Liebsten kennt mich so niemand.« Natürlich sieht de Mol trotzdem schön aus. Da ist es doch beruhigend, dass sie selbst im Magazin beschreibt, wie sie das geschafft hat: »Meine Haut ist für eine 60-Jährige mithilfe von ein wenig Botox und gelegentlicher und beherzter Laserbehandlungen (eine Woche sah

ich aus, als hätte man mich über einen Kiesweg gezogen) ziemlich gut.« Immer mehr Frauen (und ja, es geht hier nur um Frauen), die in der Öffentlichkeit stehen, zeigen sich auf Instagram und TikTok ohne Make-up, Rouge und Lippenstift, Model und Moderatorin Heidi Klum etwa oder die Schauspielerinnen Selena Gomez. Die amerikanische Sängerin Alicia Keys verzichtet bereits seit Jahren komplett auf Schminke. Die Klatschpresse spricht vom No-Make-up-Trend. Dass es sich dabei tatsächlich um eine neuere Entwicklung handelt, sieht man an Linda de Mol selbst. Als sie auf die 50 zuzuging, sagte sie noch in einer Talkshow, Themen wie Falten und Wechseljahre seien »nicht sexy«. Die Reaktionen kamen prompt, Älterwerden gehöre eben zum Leben, beschwerten sich verärgerte Zuschauer. Frei nach Konrad Adenauers Motto »Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern« sieht de Mol das offenbar inzwischen ähnlich. Erst im vergangenen Jahr zeigte sie sich nackt auf dem Cover ihres Magazins, mit 59. Vielleicht hat sie sich auch den zweiten, meist unterschlagenen Teil von Adenauers Aussage zu Herzen genommen: »Nichts hindert mich daran, klüger zu werden.« LAB



Teddy vermisst

Die Geschichte klingt so absurd, dass man meinen könnte, der Öffentlichkeit solle ein Bär aufgebunden werden: Ein 1,20 Meter großer Teddy ist verschwunden – und zwar nicht irgendwo, sondern im Lokal des TV-Kochs **Tim Mälzer**, 53. In der Bullerei gehörte Kuscheltier »Bärchen« bislang zum Inventar, es saß in dem Restaurant im Hamburger Schanzenviertel im Eingangsbereich. Nun hat das Restaurant eine Vermisstenmeldung auf Instagram abgesetzt. Demnach wurde der Teddy zuletzt am 23. Juni gegen 21 Uhr gesehen.

Man bitte »um sachdienliche Hinweise, damit Bärchen schnell wieder zu uns kommt«. Bärchen war seit 2022 in dem Restaurant anzutreffen. Das Team der Bullerei geht offenbar davon aus, dass das Kuscheltier geklaut worden ist. Die Frage ist nur, von wem. Eine Lösegeldforderung gibt es nicht. Und videoüberwacht war der Bereich offenbar nicht. Auf Instagram äußerte jemand den Verdacht, der Teddy sei »bestimmt im Ahoi«. Eine Anspielung an die Restaurantkette eines anderen TV-Kochs, Steffen Henssler, mit dem sich Mälzer gern kabbelt. MKH

Lieber alkoholfrei

Dass das britische Model **Cara Delevingne**, 31, ein Suchtproblem hat, ist bekannt. Vor zwei Jahren kursierten Bilder von ihr am Flughafen in Los Angeles, sie war gerade vom Burning-Man-Festival zurückgekehrt und taumelte offensichtlich sehr high durch die Gegend. Eigentlich sollte sie damals im Privatjet des Rappers Jay-Z weiterfliegen, durfte aber wegen ihres Zustands nicht mit an Bord. Sie sei mit acht Jahren zum ersten Mal sturzbetrunken gewesen, erzählte Delevingne nun der britischen »The Sunday Times«, bei der Hochzeit einer Tante. »Was für ein verrücktes Alter, um sich zu betrinken.« Im Grunde seien Alkohol und Drogen seitdem immer Teil ihres Lebens gewesen – bis zu

dem Tag am Flughafen vor zwei Jahren. Danach habe sie einen Entzug in einer Suchtklinik gemacht und sei seitdem clean. »Ich habe das Gefühl, dass ich meine Kraft zurückhabe und nicht mehr von anderen Dingen

kontrolliert werde«, sagt sie. Sie modelte für Marken wie Burberry, Chanel und Dior und war auf den Titelseiten vieler internationaler Modezeitschriften zu sehen, eine Zeit lang galt sie als Muse von Karl Lagerfeld.



Inzwischen arbeitet sie auch als Schauspielerin, besonders erfolgreich in der Comicverfilmung »Suicide Squad« von 2016. In den vergangenen Monaten stand sie in London auf der Bühne – sie spielte Sally Bowles in »Cabaret«. Als ihre gute Freundin Taylor Swift im vergangenen Monat in Großbritannien war, schaute diese sich eine Aufführung an. Sie habe immer gedacht, Alkohol und Drogen würden ihr helfen, mit dem Leben fertigzuwerden, sagte Delevingne, »aber das taten sie nicht, sie machten mich traurig und super depressiv«. Zumindest den Geschmack an alkoholischen Getränken scheint das Model nicht ganz verloren zu haben: Demnächst wird sie einen alkoholfreien Prosecco auf den Markt bringen. RAP



Bärendienst an der Demokratie

Nr. 28/2024 Titel: Albtraum Amerika

»Hütet euch vor alten Männern, denn sie haben nichts mehr zu verlieren«, warnte der irische Autor George Bernard Shaw. Die USA führen uns mit der Personale »Biden oder Trump« auf sehr gefährliche Weise vor, was nicht sein dürfte. Zwei alte, starrköpfige Männer ringen um einen Posten, dem sie beide – der eine so, der andere so – nicht gewachsen sind. Kein gutes Omen für das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, und wohl auch für uns alle.

Rüdiger Reupke, Isenbüttel (Nieders.)

Bedurfte es noch eines TV-Duells, um zu erkennen, dass der »mächtigste Mann der Welt« alt und senil ist? Seine bisherige Politik, seine Auftritte und seine Reden waren doch dafür schon Beleg genug. Das ist kein gutes Vorzeichen für die westliche Demokratie und für die westliche Wertewelt, wenn sich im sogenannten Kern- bzw. Mutterland Leute wie Biden und Trump um deren Repräsentanz streiten. Wahl zwischen senil und korrupt?

Dietmar Sobottka, Chemnitz

Grundsätzlich erlebt die demokratische Welt durch eine weltweite Renaissance faschistoider Bewegungen einen Albtraum.

Zwei Phänomene verleihen diesem Trauma eine hochgefährliche Brisanz: zum einen ein oftmals überfordertes, unpopuläres und – wie im Fall der USA – geriatrisch-pathologisches Führungspersonal in den westlichen Demokratien, zum anderen eine vielfach destruktive, hochemotionale, die demokratischen Grundlagen zersetzende Wutmentalität vieler Bürger:innen.

Dr. Volker Brand, Bad Oeynhausen (NRW)

Es gibt leider auch die Freiheit zur Selbstzerstörung. Was uns als Zivilisationssuizid droht, könnte auch in der Demokratie mit der Freiheit geschehen. Dann würde die Freiheit zu einem sich selbst zerstörenden Ergebnis.

Klaas Ockenga, Hassloch (Rhld.-Pf.)

Es ist wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit, bis Joe Biden einsichtig ist und seine Kandidatur zurückzieht (vielleicht ist es schon geschehen, wenn dieser Brief erscheint). Die Frage ist dann nur, ob es eine Empfehlung für seine Nachfolge gibt. Besser wäre es – damit parteiinterne Rangeleien vermieden werden und die designierte Person sofort durchstarten kann. Wohl möglich, dass der Rückzieher sich wegen dieser Auswahlentscheidung in die Länge zieht. Die Wahlkampfmaschinerie kann sich dann viel freier auf den Albtraum Trump stürzen und die Mitte Amerikas vor seinen diktatorischen Tendenzen warnen.

Alan Benson, Berlin

Vor über 200 Jahren hat man sich in den USA von einer Diktatur befreit. Präsident Biden steht in der Verantwortung für das, was nach ihm kommen könnte. Mit seinem Verhalten könnte er der Demokratie einen Bärendienst erweisen.

Uwe Heinemann, Arnstadt (Thür.)

Ihr aufklärender, realistischer, ausgezeichnet geschriebener Artikel erweckt in mir den Eindruck, dass die US-Bürger in ihrer Zu-

stimmung für Donald Trump wie die Lemminge in den Tod in eine Diktatur springen, die das Ende ihrer persönlichen Sicherheit und Freiheit bedeuten kann.

Friedhelm Jansen, Hattingen (NRW)

Wer sich alles nach einem erneuten Sieg des größten »Deal-makers« aller Zeiten auf diesem Planeten fürchten sollte, haben Sie recht gut dargestellt. Nur zwei wichtige Säulenheilige hat man bei der ganzen Jammerei schlichtweg vergessen: Die Wall Street und das Silicon Valley dürften sicherlich keinen Trauerflor anlegen. Denn das Kapital arrangierte sich bislang immer mit den jeweils Mächtigen. Und das leider nicht nur in den USA.

Roland Barwinsky, Hirschberg (Thür.)

Als US-Wähler muss ich sagen, dass Ihre Titelseite maßlos untertrieben ist. Die sollte lauten: Albtraum Amerika/Europa. Der Supreme Court hat dem Präsidenten mit seinem Immunitätsurteil praktisch eine Carte blanche ausgestellt. Sollte Trump gewählt werden, dann sind das dunkle Jahre für uns alle. Zwei Hoffnungsschimmer haben wir: eine Verfassungsänderung – oder Joe Biden muss die Möglichkeit ausschlagen, den Supreme Court um vier Richter zu erweitern.

William-Michael Costello, Berlin

Die konservativen Richter des Supreme Court haben sich zu Komplizen eines verurteilten Verbrechers und notorischen Lügners gemacht. So gehen sie in die Geschichte ein.

Dr. Günther Witzany, Bürmoos (Österreich)

Alle demokratischen Staaten haben sich Mühe gegeben, in ihren Verfassungen die Macht ihres obersten Repräsentanten zu begrenzen. Gegen das Machtstreben eines Diktators sind sie weitgehend unwirksam. Es bleibt zu hoffen, dass Kräfte und Gegenkräfte sich neutralisieren, ohne den Staat in seiner Funktion lahmzulegen.

Klaus Fischer, Ditzingen (Bad.-Württ.)

Der Supreme Court hat Trump einen entschulten Colt gereicht. Die Dimension der Selbstentmachtung der obersten Richter gleicht der des Reichstags gegenüber Hitler mit dem Ermächtigungsgesetz 1933. Die Demokraten müssen sich auf den Bürgerkrieg vorbereiten. Danke für den Abdruck des Interviews, das volle Klarheit herstellt.

Dirk Riggers, Heikendorf (Schl.-Holst.)

Das Urteil des obersten US-Gerichts gibt nicht nur Donald Trump alle Freiheiten, sondern auch Joe Biden. Damit sollte es doch kein Problem sein, Trump loszuwerden. Und einige Richter ebenfalls.

Rainer Jakobi, Erlangen

Es ist erschreckend, aber was für Trump gilt, gilt auch für Joe Biden. Noch hat er Zeit, mit den beschriebenen Mitteln Trumps Kandidatur zu verhindern.

Tjeerd de Neef, Wesenberg (Meckl.-Vorp.)

Das Interview mit US-Verfassungsexpertin Wehle enthält epochale Sprengkraft. Mit glasklarer Deutlichkeit wird darin aufgezeigt, wie es um Amerikas Demokratie und Freiheit bestellt sein wird, sollte dieser Inhaber ethischer Leere an die Macht kommen. Es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, bis ein erneuter Präsident Trump die Rechtslandschaft in den USA unterworfen haben wird. Dieses Interview ist zukunftsweisend. Es entlarvt die pervertierte Rechtsauslegung durch eine höchste Rechtsinstanz, die einem politischen Machthaber einen Freibrief erteilt, sich über das Gesetz zu stellen. Demselben Akteur, dem dieser Court seine Zusammensetzung zu verdanken hat. Rassismus, Faschismus, durch Rachsucht geprägte Politik werden über Nacht sakrosankt sein, sollte Trump die Wahl gewinnen.

Peter Hülcker, Norderstedt (Schl.-Holst.)

KORREKTUR

Zu »Die amerikanische Freundin« in Heft 28/2024, Seite 100: Nicht die junge Königin Elizabeth besuchte 1963 mit ihrer Schwester Margaret einen Auftritt der Beatles, sondern Queen Mum, die Mutter von Königin Elizabeth II., mit ihrer Tochter Margaret.

Ich überlasse meinen Garten gerne den Schädlingen und der Natur. Mannshöhe Rosmarinstauden, Lavendel, Thymian, ein vier Meter hoher Lorbeerbaum: Alle meine Pflanzen lachen nur über die Schnecken. Bärlauch und Waldmeister sowieso. Frisches Gemüse kaufe ich auf dem Markt – ist einfacher und günstiger.

Christoph Pfeiffer, Bonn

Nr. 27/2024 Was Hobbygärtner im Kampf gegen Schädlinge von Forschern lernen können

Wer steht auf?

Nr. 28/2024 Leitartikel:
Die schwindende Macht der Parteien gefährdet die Demokratie

Dirk Kurbjuweit hat treffend die schwarzen Tage der Demokratie beschrieben. Leider vermisste ich einen Hinweis auf die Macht der Medien in einer liberalen Demokratie: Medien neigen dazu, in falsch verstandener Informationspflicht, die jeweils Regierenden in einer Form niederzuschreiben, die einen Großteil der Bürger veranlasst zu glauben, dass nichts richtig läuft. Dass böse Absichten dahintersteckten und dass die Regierenden unfähig seien, Probleme zu lösen. Damit bereiten sie den Boden, auf dem autoritäre Gestalten Einfluss erlangen, indem sie einfache Lösungen selbst für die größten Probleme anbieten. Dann ist das Geschrei in den Medien groß, aber ab einem bestimmten Punkt ist es zu spät, die Entwicklung zu stoppen.

Wilfried Merg, Leverkusen



Sagen Sie auch digital Ihre Meinung – auf SPIEGEL Debatte

Ein sehr bemerkenswertes Interview mit dem Fußballgenie Musiala, der mit seinem Freund Bellingham die Europa-meisterschaft prägt. Musiala ist ein Beispiel für eine kindliche Prägung durch die Familie und besonders seinen Vater, der den Grundstein für seine Begabung im Fußball legte. Glückwunsch an die Autoren!

Uwe Rakow, Kirn (Rhld.-Pf.)

Nr. 27/2024 SPIEGEL-Gespräch mit Jamal Musiala über die Kunst des Dribblings

Da will wohl einer besonders originell sein, doch das geht gründlich daneben: Wie nur kann man Macron, Biden und Trump in eine Reihe stellen? An Macron und Biden lässt sich ja manches aussetzen, aber dass beide überzeugte Demokraten sind, bestreitet niemand ernsthaft. Trump dagegen ist bekanntlich keiner. Pro oder gegen Demokratie. An diesem Kern der aktuellen Auseinandersetzung in den USA und in Frankreich geht der Leitartikel komplett vorbei. Ich finde, dass die Gefahr autokratischer Regierungen damit verharmlost wird. Das Stück aus Paris über Monsieur Bolloré fand ich klasse, da habe ich viel Neues erfahren. Danke dafür.

Ruth Berschens, Köln

Die USA, die sich seit nahezu 200 Jahren nicht nur als einzige moralische Instanz dieser Welt gerieren, sondern darüber hinaus stets beteuern, Gerechtigkeit für jedermann sei stets der Impetus ihres Handelns, garantieren ihren zukünftigen Präsidenten Straffreiheit für alle rechtsbrecherischen Handlungen, die sie während ihrer jeweiligen Amtszeiten

Großes Lob für diesen bestens recherchierten und überaus humorvollen Bericht. Die Flirts zwischen Esther & Bastian? Zum Schießen! Das lustige, von fundiertem Fachwissen begleitete Geplänkel zwischen Mertesacker & Kramer? Großes Kino! Auch wenn wir nicht Europameister werden – ein Gewinn an Lebensfreude ist die fein beobachtete Expertise Ihres Autors allemal.

Michael Bräuer, Kürnbach (Bad.-Württ.)

Nr. 27/2024 Die im Off weitergesponnenen Erzählstränge der EM-Kommentatoren Esther Sedlacek und Bastian Schweinsteiger

begehen werden. Das ergibt nur Sinn, wenn das höchste amerikanische Gericht davon ausgeht, dass der nächste Präsident Donald Trump heißen und dass dieser dann alsbald seinen offen geplanten Feldzug gegen Gesetz und Recht starten wird. Gegen Regierungen europäischer Staaten, die ihre eigene Rechtsordnung in Richtung Autokratie misshandelten, wurden sofort Sanktionen verhängt, die USA bleiben unangetastet! Wer steht auf und prangert diese Schizophrenie von Uno und EU vehement an?

Christian Schulze, Thönse (Nieders.)

Wie heißt es so schön: »Das muss eine Demokratie verkräften!« Die entscheidende Frage lautet: Verkräftet Europa Herrn Trump?

Uwe Mehl, Hamburg

Hass in die Herzen gesät

Nr. 27/2024 Rekonstruktion der israelischen Bombardierung eines Wohnturms in Gaza

Wer immer den Artikel »Die Toten vom Kronenturm« liest – ein

schrecklich realistischer und dramatisch recherchierter Bericht –, muss zu dem Ergebnis kommen, dass es hier nicht (nur) um die Auslöschung einer militärischen Infrastruktur geht, sondern vielmehr um eine gewaltige Vergeltungsaktion. Hier morden jüdische Israelis palästinensische Israelis und das Völkerrecht muss zusehen – Kollateralschäden. Es wäre an der Zeit, dass eine unabhängige Kommission (vielleicht der Uno) die Gräueltaten beider Gruppen seit der Gründung von Israel durchleuchtet und einer seriösen Beurteilung der getätigten Ungerechtigkeiten von unberechtigter Landnahme, Siedlungspolitik bis Terror und so weiter zuführt. Danke dem SPIEGEL für diesen Spiegel.

Gerhard Rust, Turnau (Österreich)

Vielen Dank dafür, dass Sie den Opfern des israelischen Vernichtungswahns ein Gesicht und eine Stimme gegeben haben. Mir stiegen beim Lesen die Tränen in die Augen. Gibt es überhaupt noch irgendjemanden, der allen Ernstes glaubt, so könne man Terrorismus bekämpfen? Für jede getötete Frau und jedes verstümmelte Kind, dem ohne Narkose Arme und Beine amputiert werden müssen, wird unbändiger Hass in die Herzen der palästinensischen Männer gesät. Sodass auch diejenigen, die vorher keinerlei terroristische Berührungspunkte hatten, für die nächsten Jahrzehnte auf Rache sinnen und sich der Hamas anschließen oder eine eigene, neue Terrororganisation bilden.

Anne Essmann, Berlin

Die Vorgehensweise der Israelis könnte dem Handbuch »Wie züchte ich Terroristen« entnommen sein. Andererseits, wann begreifen die Palästinenser, dass es (laut SPIEGEL) in der israelischen Regierung Bestrebungen gibt, sie aus dem Gazastreifen zu vertreiben? Wie »deutlich« muss dies denn noch zum Ausdruck gebracht werden, warum verschwinden diese Menschen denn auch nicht freiwillig?

Lothar Cattarius, Mainz

Leserbriefe bitte an leserbriefe@spiegel.de
Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter SPIEGEL.de zu archivieren.

Eine »aristokratische Krankheit«?

ZEITREISE Vor 50 Jahren diskutierte man, ob Allergien ein ernst zu nehmendes medizinisches Problem seien oder eine Mode. Der SPIEGEL ging der Sache nach und kam zu einem klaren Ergebnis.



Nr. 29/1974 »Kommt von den Erdbeeren«

Nein, Allergien waren mehr als eine Modekrankheit, befand der SPIEGEL. Auch wenn unter Insidern die Allergie als »Verlegenheitsdiagnose der ersten

Wahl« galt, wuchs die Zahl der Allergiker »stetig und unaufhaltsam«. Bereits jeder fünfte Deutsche reagierte »auf irgendeine Substanz seiner Umgebung mit krankhafter Empfindlichkeit: mit tränenden Augen und triefender Nase, geschwellenen Schleimhäuten oder abgeschlafftem Blutdruck«, berichtete das Nachrichten-Magazin im Juli 1974.

Die Zeiten, als derlei noch als »aristokratische Krankheit« galt, die »vorzugsweise die begüterten und sensibleren Schichten« befiel, waren längst vorbei. So langsam kam die Forschung der »Rätselkrankheit« auf die Spur.

Der SPIEGEL beschrieb seinen Lesern und Lesern ausführlich den Zusammenhang zwischen allergieauslösenden Substanzen und dem menschlichen Immunsystem und erläuterte verschiedene Aller-



H. Armstrong Roberts / Classic Stock / Getty Images

gietyphen. Manche Erklärung von damals lässt einen heute allerdings fragend zurück, etwa diese: »Haut-Allergien werden vor allem durch Pelze, Puder und Primeln, Chrysanthemen und Kakerlaken, Kälte, Metalle, Waschpulver und Weihnachtsbäume ausgelöst und unterhalten.«

Für die Zunahme der Überempfindlichkeiten verantwortlich waren laut SPIEGEL die rund 120.000 neuen Chemikalien, die über Industriestaub, Nahrungsmittel oder Kosmetika aufgenommen wurden.

Schon 1974 hatten Allergiegeplagte die Wahl zwischen einer Desensibilisierung und Antihistaminika, die damals noch müder machten als heute. Rainer Lübbert

Wechselwochen bei der CDU

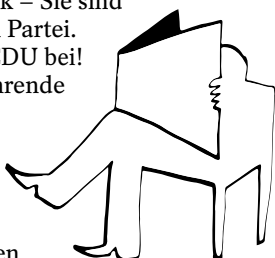
SO GESEHEN Attraktive Angebote für frustrierte Ampelpolitiker

Aufruf der Christdemokratischen Union Deutschlands – an alle Mandatsträger der Ampelparteien.

Klappt's nicht mehr mit den Parteifreunden? Fühlt sich Ihr Parteibuch leer an? Ist ideologisch die Luft raus? Leiden auch Sie unter einer politischen Sinnkrise? Spüren Sie immer öfter, dass Ihr Herz rechts schlägt? Lassen Sie sich nicht einreden, dass mit Ihnen etwas nicht stimmt. Sie sind nicht krank – Sie sind nur in der falschen Partei.

Treten Sie der CDU bei!

Wir sind die führende Oppositionspartei Deutschlands und freuen uns darauf, mit Ihnen den Regierungswechsel zu gestalten.



Profitieren Sie jetzt von den attraktiven Angeboten in unseren Wechselwochen:

► Exklusive VIP-Gespräche mit Parteichefs auf Bundes- oder Landesebene: Erfahren Sie im persönlichen Austausch, warum wir genau Sie brauchen!

► Attraktive Aussichten auf sichere Listenplätze: Damit Sie auch nach der nächsten Wahl gut versorgt Politik machen können!

► Voll in die Presse! Vorher kannte Sie kaum jemand, mit Ihrem Wechsel sind Sie in aller Munde. Ihre alten Parteifreunde werden Sie beneiden!

Lesen Sie, was andere über ihren erfolgreichen Parteiwechsel sagen:

»Nur mit der CDU lässt sich eine Wende einleiten.« (Anna-Elisabeth von Treuenfels-Frowein, Ex-FDP)

»Meine Vorstellung darüber, wie und in welchem Stil Politik gemacht wird, hat sich weiterentwickelt.« (Melis Sekmen, Ex-Grüne)

Trauen auch Sie sich – rufen Sie jetzt an! Unter 0800-MEHR-FÜR-MERZ finden Sie rund um die Uhr ein offenes Ohr.

Und nicht vergessen:

Übertritt nur mit Mandat!

Überzeugungen nicht nötig.

Stefan Kuzmany

HOHLSPIEGEL

Aus der »Hannoverschen Allgemeinen Zeitung«:

Nach
Sprengung
ist Sparkasse
geöffnet

Aus dem Videotext von NTV:

»In der Nacht zum Donnerstag war auf einer Freifläche im Erfurter Norden ein 39-jähriger Mann erschossen worden und noch am Tatort gestorben.«

Vom Flyer eines Yogastudios in Angern (Sachs.-Anh.):

Yoga
vor und nach
Deiner Geburt

Aus der »Badischen Zeitung«:

»Wer einem Exhibitionisten begegnet, sollte ihn laut anschreiben.«

Aus der »Stuttgarter Zeitung«:

Prinzessin Anne verlässt Klinik
nach Unfall mit Pferd

Aus dem Online-Magazin für Medienwirtschaft dwl.de:

»Wenn es um das Erregen von Aufmerksamkeit geht, rangiert Check24 seit jeher ziemlich weit vorn – und so ist es auch rund um die aktuelle Fußball-EM. Nicht zuletzt die Trikot-Aktion des Unternehmens ist ein voller Erfolg, fast keine TV-Übertragung aus Fanzonen kommt mittlerweile ohne Menschen aus, die das Check24-Trikot nicht tragen.«

Schild an der Eingangstür eines Netto-Markts in Trier:

Heute um 15:00
geschlossen
wegen Personal

Aus der »Wilhelmshavener Zeitung«:

Bis zu einem Kilometer weit
ist dieses SUV rein elektrisch unterwegs.

BILD: OPEL



Lesen Sie den SPIEGEL, solange Sie möchten.

Ihr flexibles Vorteilsangebot: Die ersten 52 Ausgaben
DER SPIEGEL erhalten Sie für nur €5,- pro Ausgabe statt €6,30.

Sie sparen 20% und können jederzeit monatlich kündigen.

Jetzt bestellen und sparen:

abo.spiegel.de/20flex

oder telefonisch unter 040 3007-2700



DER SPIEGEL



GAME CHARGER.

Entdecken Sie die vollelektrischen Modelle von Mercedes-Benz. Aerodynamisches Design sorgt für mehr Reichweite – im neuen EQS sogar bis zu 821 Kilometern.¹ Und in nur 31 Minuten* laden Sie bis zu 80 % der Batteriekapazität. **DEFINING ELECTRIC.**



JETZT ZU ATTRAKTIVEN
KONDITIONEN

Mercedes-Benz

Mercedes-Benz EQS 450+ | Energieverbrauch kombiniert:
19,9–16,4 kWh/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert: 0 g/km; CO₂-Klasse: A¹

¹Die angegebenen Werte wurden nach dem vorgeschriebenen Messverfahren WLTP (Worldwide harmonised Light-duty vehicles Test Procedures) ermittelt.

*Die Ladezeit entspricht 10–80 % der Vollladung an einer DC-Schnellladesäule mit einer Versorgungsspannung von 400 V und einem Strom von mindestens 500 A.